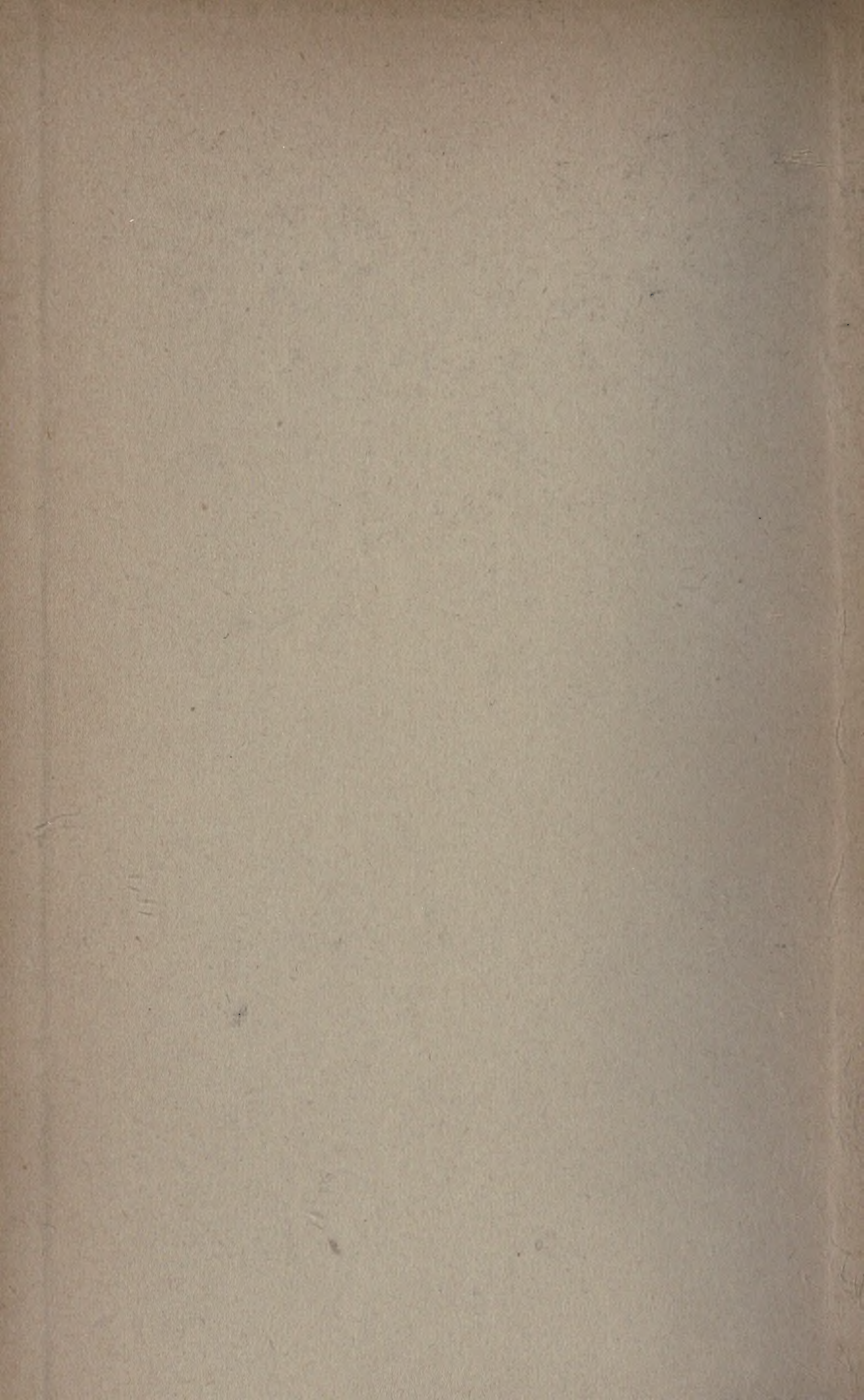
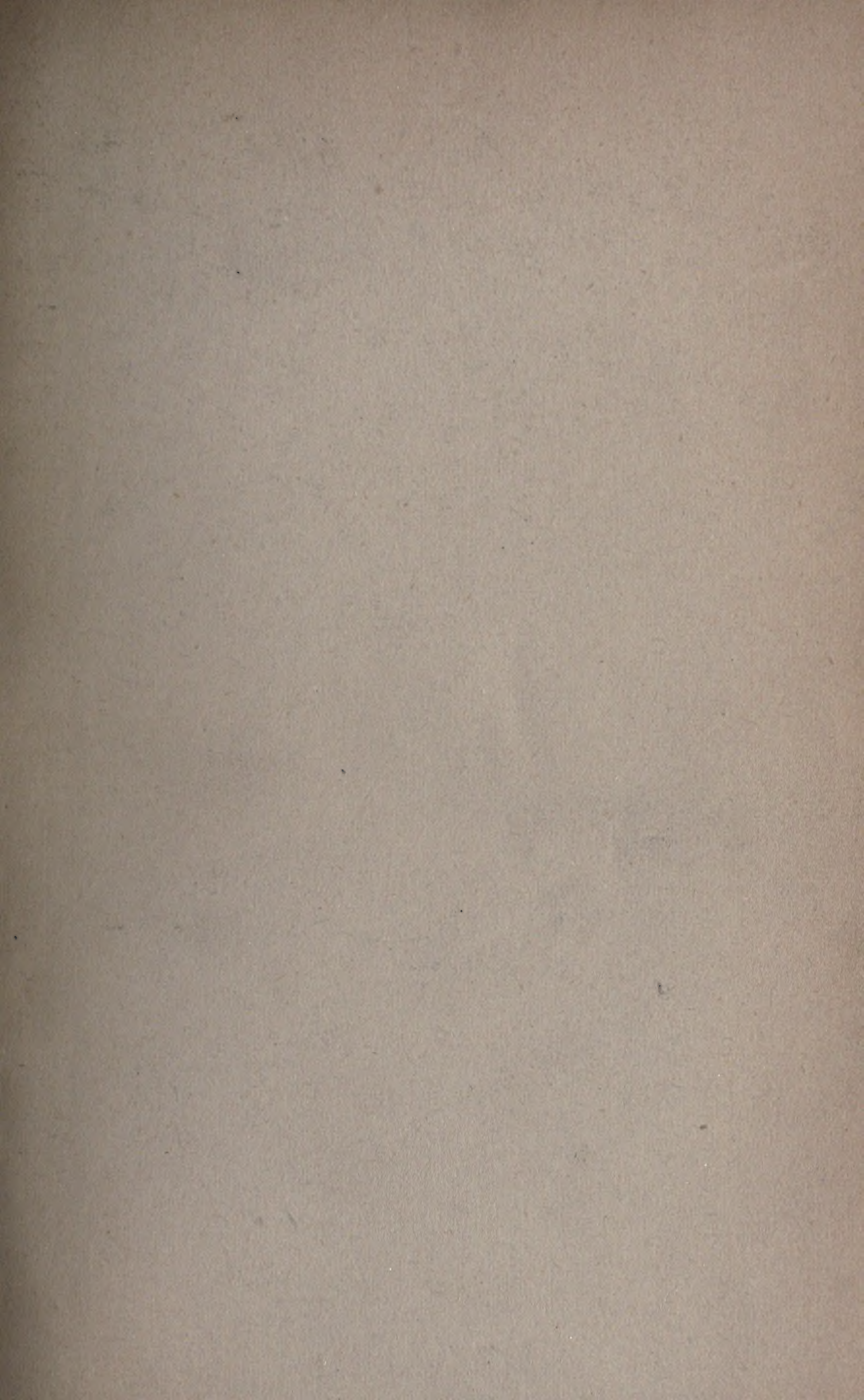
Fritz Mauthner

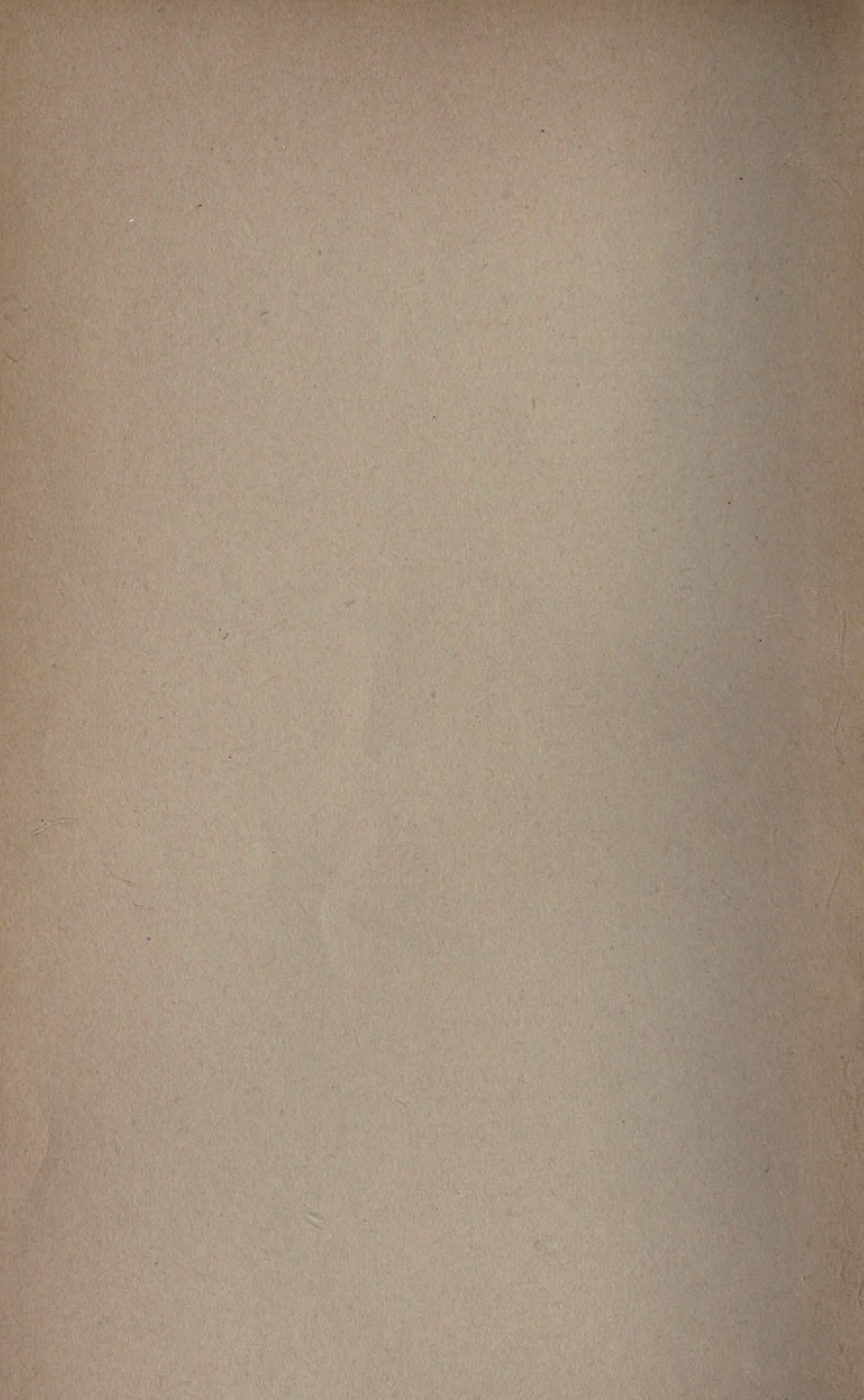
Ausgewählte Schriften

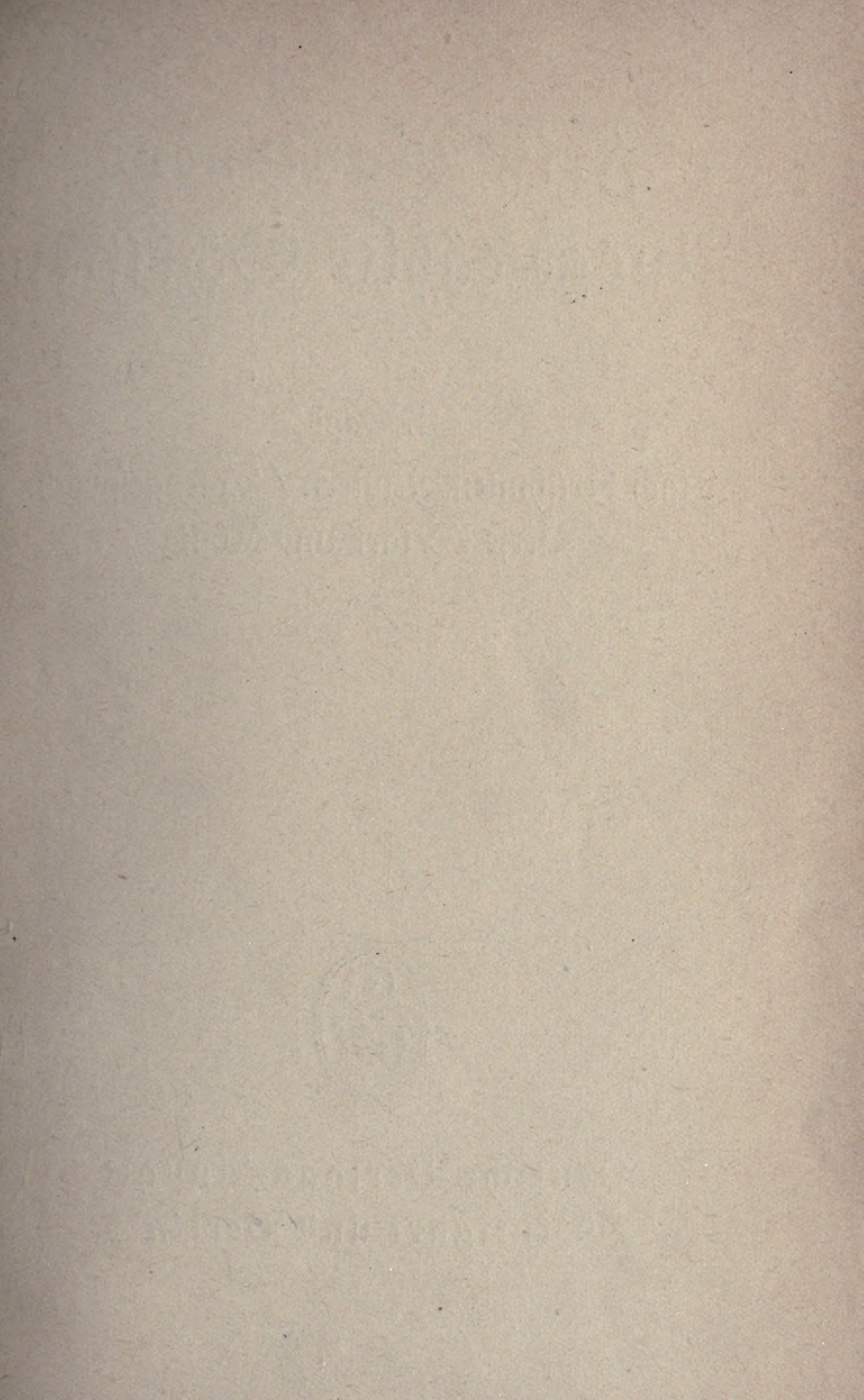
Erster Band

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin









Fritz Mauthners Ausgewählte Schriften

1. Band

Nach berühmten Mustern / Totengespräche
Verse / Narr und König



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin

Nach berühmten Mustern
Totengespräche / Verse
Narr und König

Von

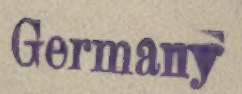
Fritz Mauthner



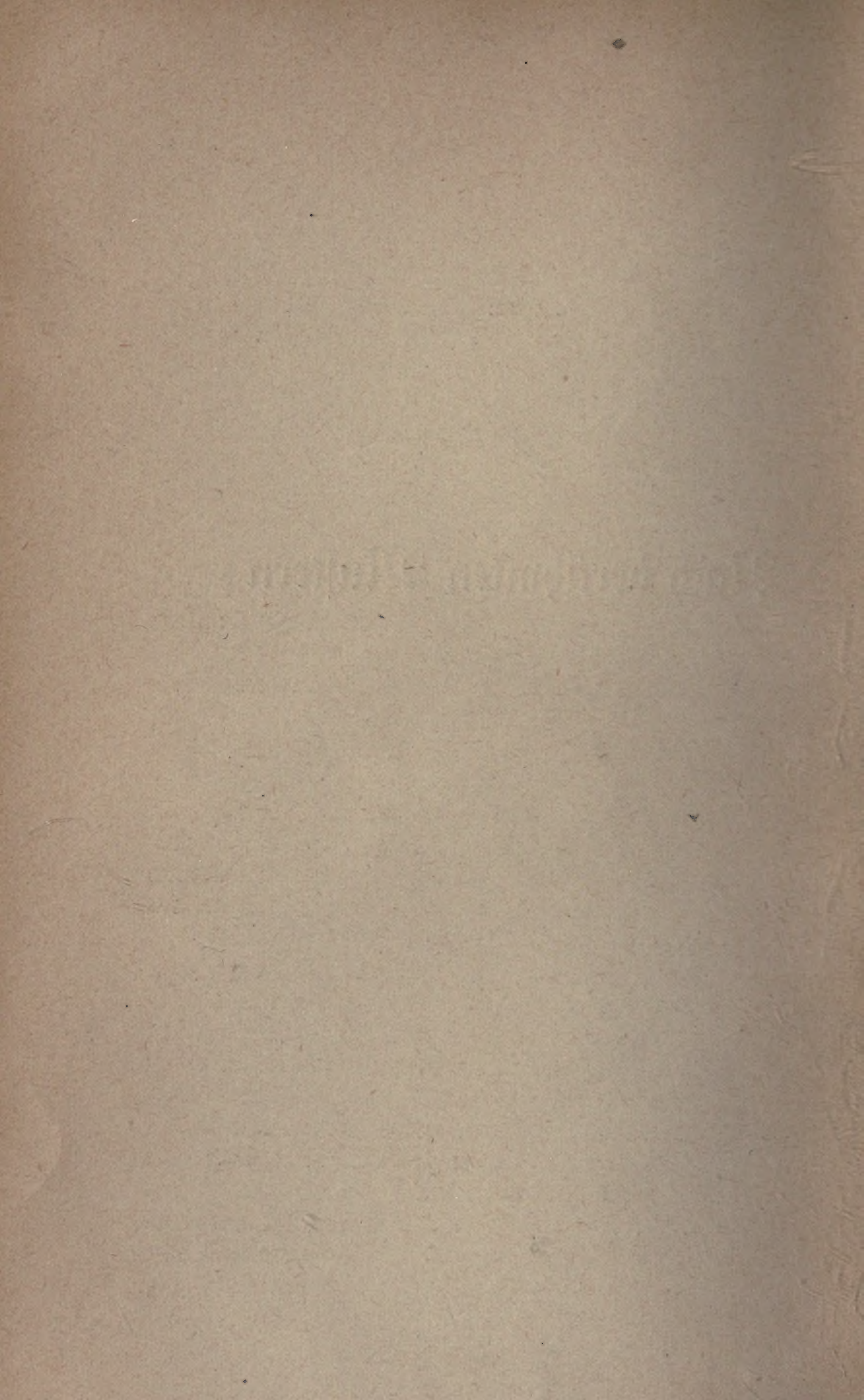


Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart



Nach berühmten Mustern



Der Meister wird es gern verschmerzen,
Äfft ihn der Lehrling unter Scherzen.

Berthold Auerbach

Walpurga, die taufrische Amme

Der Bauer nieste.

Die Bäuerin blickte stolz auf ihre stattliche Tochter Walpurga, als wollte sie sagen: welch ein weltkluger Mann.

Der Bauer schien befriedigt von dem Eindrucke seiner Äußerung. Er fügte hinzu:

„Und noch ein gutes Wort will ich dir für deine Reise schenken: Du sollst nicht stehlen!“

Die Bäuerin glättete ihre blühweiße Schürze; ihr war es, als hätte sie das Gemüt ihres Mannes niemals genug gewürdigt. Nun wünschte sie, alle Nachbarn könnten es hören, wie warmherzig und neudenkend der Bauer gesprochen.

Jetzt ergriff Walpurga ihr Bündel und das Wort: „Lebt wohl, ihr Lieben, Guten! Und ich möchte es, was mein Herz so voll macht, noch anders ausdrücken. Also: Auf Wiedersehen. Oder noch anders: Behüt euch Gott. Oder noch anders: Adje!“

Die Bäuerin blickte auf ihren Mann, als meinte sie: „Was sagst du zu diesem Sinnreichtum?“ Doch der Bauer verwies ihr das Vielreden.

Walpurga verließ die wohnhafte Stube, nachdem sie noch ihrem Muttersmann und ihrer Vatersgattin einige

herzfrohe Bemerkungen zurückgelassen hatte. Sie ging starkgeistigen Schrittes zwischen Hühnern und Gänsen die düngerduftige Dorfstraße hinab und zum Dorfe hinaus. Alle Leute grüßten das taufrische Mädchen; denn sie war fürstliche Amme geworden.

Draußen, unter der alten Linde, erwartete sie einer. Es war der Joseph vom Breunerhof. Dessen Jacke war schwarz vom Kohlenruß, und auch sein Gesicht zeigte, um die Augen herum, Streifen von Kohlenruß. Walpurga schloß scharfsinnig, daß er geweint und sich mit den Ärmeln der Jacke die Augen gewischt habe. Übrigens hatte sie es gesehen.

„Mädle," rief er aus tiefster Brust, „fühlst du denn kei' Reu' in deinem Herze?"

Walpurga blieb stehen. Joseph sah aus dem feuchten Glanze ihrer Augen, daß ein schöner Gedanke in ihr neu entstanden war. Noch suchte sie vergebens, ihn zu formen. Jetzt zuckte es um ihre Lippen, jetzt röteten sich vor Freude ihre Wangen. Sie hatte die Form gefunden und sprach:

„Guten Morgen, Joseph."

Joseph rieb die Handflächen zusammen, um sich Mut zu machen; dann sprach er:

„Ich geh' ins Wasser, wenn du fürstliche Amme wirst! Schau, Mädle, ich glaube ja an dich und deine Reinheit, aber die bösen anderen, besonders der Gruber mit der platten Nase, die hänseln mich und sagen: Ein rechter Bub soll keine Amme lieben. Gelt, und du tust mir die Lieb' und wirst nit Amme?"

Walpurga blickte erst sanft und still auf sich selbst, auf ihre kindlich schlanke Gestalt, dann hob sie die Augen gegen ihn und schaute zu ihm empor so keusch, daß er erschrak.

„Du Stürmischer," sprach sie, „du Wilder und doch Guter, Reiner! Sie haben dich betört. Ich nenne sie die Pessimisten. Sie haben dein reines Herz gefangen genommen. Sie haben dir gesagt, daß ich deiner nicht wert sei."

Walpurga warf ihren blonden Zopf nach rückwärts, als wollte sie sagen: So verachte ich euch! Dann fuhr sie fort:

„Dir allein will ich sagen, wie ich es zur fürstlichen Amme gebracht habe. Der Fürst wollte für seinen zu erwartenden hohen Sprößling eine Amme, deren kindliches Gemüt noch durch keinen Schatten von Leidenschaft getrübt war, damit der Säugling rein erhalten bleibe. Es wurde also ein braves Mädchen gesucht, das noch nie einen Fehltritt begangen, noch nie seine Eltern gekränkt hatte. Sie durfte noch nie krank gewesen sein und mußte die besten Schulzeugnisse aufzuweisen haben. Du kennst mich, Joseph, ich war immer die beste Schülerin im Schönschreiben: darum muß ich als Amme gehen."

Joseph schaute bewundernd zur Sprecherin hinunter; Walpurga freute sich, daß er sie weitersprechen ließ, und fuhr fort:

„Hätte ich etwa die hohe Ehre ausschlagen sollen? Nein, Joseph, auch ich fühle etwas vom Hauche der neuen Zeit in meinem Herzen. Des neuen deutschen Reiches Herrlichkeit ist mir aufgegangen, als mein Vater zu mir sagte: Geh und nähre die Zukunft deines Landes! Hätte ich vielleicht das hohe Amt von mir weisen sollen? Nein, Joseph, du wirst nicht verlangen, daß ich des Vaterlandes nur einen Augenblick lang vergesse, um einem Einzelnen zu genügen! Ich fühle mich in diesem Augenblicke alleins mit dem Ganzen, ich fühle die Ganzheit in mir. Oh, mein Spinoza! Joseph, völlig verstehst du mich nicht!"

„Da hast du ein schönes Wort gesprochen," sprach Joseph traurig. „Wenn du mich aber nicht zum Optimisten machst, so daß ich deinen Worten glauben kann, so bleibt mir doch nichts übrig, als ins Wasser zu gehen."

Joseph hatte noch einen guten Einfall. Aber derselbe klärte sich zu keinem festen Gedanken. Darum ging Joseph seiner Wege, um ein Wasser zu suchen, darin zu ertrinken . . .

Walpurga aber gefiel bei Hofe gar herzlich. Sie kannte die Welt nicht, sie wußte nichts von Liebe, nichts

von Luxus, nichts von Anstand. Sie war eine taufrische Amme.

Der hohe Säugling und seine Amme konnten miteinander zufrieden sein. Er lachte über alles, was sie ihm erzählte, und sie hörte nicht auf, derb und kräftig mit ihm zu schwatzen. Manches gute Wort hörte er da von seiner zweiten Mutter.

Wenn er aber schlief und ihr dann verboten war zu schwatzen, da schlich sie sich hinaus, setzte sich in das tragfeste Gezweig eines alten fürstlichen Birnbaumes und schrieb so ihre besten Einfälle nieder.

Aus dem Tagebuche Walpurgas

Zweimal zwei ist vier. Bei uns! Ob auch anderswo?

* * *

Es gibt arme Leute und reiche Leute auf Gottes allfreier Welt. Wohl dem, der es nicht ist.

* * *

Es ist eine Ähnlichkeit zwischen dem Boden der fürstlichen Säle und dem winterlichen Eise auf dem Dorfteich. Wer ausgleitet, fällt hin. Es gibt auch einen Unterschied. Welchen aber?

* * *

Wir sind alleins, ich und jedes. Selbst ein Floh hat teil an mir und wenn man ihn quält, so tut es mir weh, als geschähe mir selbst ein Leid. Freili nit so stark.

* * *

Mein hoher Säugling war heute sehr durstig. Ich aber sage: Gut und Milch für König und Vaterland! Ein gutes Wort, das ich einst meinen Kindern hinterlassen will.

* * *

Ich wollte, ich hätte Papier genug, um all die warmquellenden, schönen Worte aufzuschreiben, die mir einfallen.

* * *

Alles hat mich hier lieb, um meiner Naivität willen. Um mir dieselbe zu erhalten, lese ich täglich gute Dorfgeschichten oder gediegene Werke über die naive Volksseele.

* * *

Heute bewunderte der Herr Hofdichter meine Bemerkung: „Alte Liebe rostet nicht.“ Ein schönes Wort; ich schenkte es ihm.

* * *

Ich habe Heimweh. Heute sah ich auf der Spazierfahrt ein Ochsengespann vor einem Heuwagen. Ich mußte an Joseph denken und sein Mißtrauen.

* * *

Was war in der langen Zeit aus Joseph geworden?

Kaum hatte Walpurga von ihm Abschied genommen, als er daran ging, den Tod in den Wellen zu suchen.

Er ging zum Dorfteich. Da fiel ihm ein, daß dort die Pferde zur Tränke gingen, und er wollte ihnen ihr Wasser nicht verunreinigen.

Er ging zum Forellenbach. „Die waltende Nemesis,“ rief er. „Die Fische sollen mich verzehren, die ich mit solcher Lust vernichtet habe.“ Und er legte sich in den Bach und hielt den Kopf unters Wasser. Als aber sein Atem zu stocken begann, stieg er wieder ans Land.

Er folgte dem Bach bis zum nächsten Fluß. Da fiel ihm ein, man würde glauben, er habe geglaubt, man würde ihn wieder aus dem Wasser ziehen; denn der Fluß war sehr belebt. Er aber wollte nicht als verunglückter Selbstmörder sein Leben verbringen und folgte dem Flusse bis zur Hauptstadt.

Dort steht er auf der Brücke und nimmt bereits die schickliche Stellung ein, um hineinzutauchen in die feuchte Urmutter des Lebens. Da naht ein fürstlicher Wagen. Es ist Walpurgas letzte Ausfahrt mit dem hohen Säugling, der morgen schon seiner Amme vom Busen gerissen werden soll. Walpurga blickt in eine freudenlose Zukunft. Dabei ist ihre Erscheinung so unschuldig, so ungeboren-rein, daß der Hofdichter ihr den Übernamen „Walpurga, die taufrische Amme" auferfunden hat. Da erschaut sie ihren Joseph, der zum letztenmal die kleine Barschaft nachzählt, die er in das Reich der All-Einheit mitnehmen will.

„Joseph!" ruft sie. „Hier ist dei Mädle!"

Joseph blickte sich um. Er sah den hohen Säugling an dem zarten Busen des taufrischen Mädchens, er sah die Zukunft des Vaterlandes eins geworden mit dem jungfräulichen Ziele seiner selbstischen Sehnsucht, er sah sich begnadigt, verwandt zu werden den höchsten Gefühlen des Patrioten durch seinen Glauben an Walpurga. Er konnte sein trunkenes Auge nicht trennen von dem hohen Säugling und seinem zaghaft wogenden Lager. Auf die Knie stürzte er hin, und es rief aus ihm:

„Mädle, Mädle, du bischt die reinste Amme meines ganze Lebens!"

Der hohe Säugling lächelte den Glücklichen, Seligen huldvoll zu. Langsam ließ er sein zukunftsreiches Händchen von dem zart knospenden Pfühl hinuntergleiten, auf welchem es geruht, zweimal wischte er sich mit dem Rücken des Händchens den feingeschnittenen Mund und sagte: „Es ist doch ein tüchtiges Volk."

Das war ein gutes Wort.

Ihr klöppelt geschäftig Verse wie Spitzen,
Drob lächeln die Dichter von ewigen Sitzen.

Friedrich Bodenstedt

Mirza-Schaffy

1.

Nie ist Teig von einer Köchin ohne Mehl genudelt worden.
Doch sind leider öfters Verse ohne Seel' gesprudelt worden.
Deutsche Sprache, willst nur Wahrheit, willst kein Klingklang-Wischiwaschi,
Dennoch bist du zum Rubaï und zum Ghasêl gehudelt worden.

2.

Wie kannst du eine so kluge Stirne haben —
O sag mir's an, süß blinkendes Mädchen! —
Und doch so dummes Zeug im Hirne haben?

Wie kannst du eine so helle Stirne haben —
O sag mir's an, früh trinkendes Mädchen! —
Und doch so lieb die Nachtgestirne haben?

Wie kannst du eine so reine Stirne haben —
O sag mir's an, kühn winkendes Mädchen! —
Und Augen wie eine lose Dirne haben?

Wie kannst du eine so schöne Stirne haben —
O sag mir's an, müd' sinkendes Mädchen! —
Und eine Nase wie eine Birne haben?

3.

Wird man als Rosenöl dir zu Handel und Kauf einen wäss'rigen Saft antragen,
Wirst du sicher beim Richter, daß man die Fälschung straft, antragen.
Ich aber schmiere den wäss'rigen Saft den Deutschen an als Rosenöl,
Denn ich lernte früh schon mit schicklicher Wahl den orientalischen Kaftan tragen.

4.

Ich glaub' nicht an Gott und seine Allmächtigkeit,
Denn es gibt auf Erden keine Gerechtigkeit.
Und daß der west-östliche Diwan vor Mirza-Schaffy
Geschrieben worden: das ist Niederträchtigkeit.

5.

Ein arger Feind der persischen Priester ist er,
Ein kühner Jäger persischer Biester ist er,
Ein starker Gegner der Parsen-Minister ist er:
Zu Hause nur ein trister Philister ist er.

6.

Höchster Wahrheit tiefste Keimung
Liegt in dem Gedanken nicht,
Liegt allein in Klang und Reimung.
Hör drum, was der Weise spricht:
Schöne Weiber, Tiger, beide
Wohnten traut vermischt im Penschab.
Dorther stammt zu seinem Leide
Nach dem Bibelwort der Mensch ab.

7.

Sie leben nur von Liebe und von Besoffensein?
Wär's wahr — ich fürchte, sie würden nicht so offen sein.

8.

Sei nicht zu klug, doch wird ein Gedänkchen beliebt sein.
Sei nicht gemein, doch wird ein Gestänkchen beliebt sein.
Sei wie Mirza-Schaffy! So wird dein Buch
Bei jung und alt als Weihnachtsgeschenkchen beliebt sein.

9.

Was der Schmetterling für ein verrücktes Vieh ist,
Daß er unpraktisch von Blüte zu Blüte schwebt.
Was die dicke Raupe doch für ein Genie ist,
Daß sie mit bescheid'nerem Gemüte lebt.

„Mager bleibet ewig, wer nicht gänzlich aufißt,
Was Natur für ihn in reicher Güte webt!"
Sagt die Raupe, die, solang ihr Lebenslauf ist,
Auf dem Zweig, für den allein sie glühte, klebt.

Wie der dumme Schmetterling der Dichter auch ist,
Dessen eitles Herz nach Ruhm und Mythe strebt,
Nicht besorgt für seinen lieben, runden Bauch ist,
Kurz und arm, nachdem sein Geist versprühte, lebt.

10.

Zum Dichten muß man nie begeistert sein.
Ein guter Reim will nur gekleistert sein.
's ist ein Beruf, darf nur erkoren werden:
Zum Dichten muß man nicht geboren werden.

* * *

Aus dem Nachlasse des Mirza-Schaffy

Aus einem Toren formte mich die Zeit
Zum Weisen von dem Wirbel bis zur Sohle um.
Ihr findet Weis're nimmer weit und breit,
Sucht ihr von einem zu dem andern Pole um.
Drum sag' ich euch — und mit Bedächtigkeit —
Ein nützlich Ding ist das Petroleum.

„Ich weiß nichts": eine harte Nuß.
Wie stolz klingt: „Ignorabimus".

Emile du Bois-Reymond

Friedrich der Große und der Gymnotus electricus

Festrede, gehalten an irgendeinem 30. Januar

Im Lande der Schweiz, im alemannischen Teile derselben, steht, dem unermüdlichen Forscher nicht unbekannt, ein Berg, den sie den Rigi nennen; zwar teuer, doch nicht unzugänglich begüterten Fremden. Über verderbliche Klüfte, diese Rippenbrüche der Erde, trägt das Dampfroß auf eisernen Spinnenfäden den Reisenden empor zum Rigi-Kulm, diesem Nabel der Alpen. Über uns ein tiefblauer Himmel, dieser selbst regnende Regenschirm der Menschen, von welchem herunter die Sonne Homers auch über mich lächelt.

An jene Landschaft mahnt mich gebieterisch die heutige, so ehrende Pflicht, über den größten König einiges beizubringen. Und da ich nichts Neues von ihm weiß, so kann ich ihn, den Hohen, nicht geschmackvoller ehren, als indem ich Sie an seinem Gedenktage von dem Gegenstande meiner eigensten Untersuchung unterhalte.

Der Zitteraal, Gymnotus electricus, dieses Fideikommiß meiner Wissenschaft, fordert auch dringend zu einer Vergleichung, diesem Paradepferde aller Festredner, mit dem großen Friedrich heraus. Eine in die Augen springende, freilich die einzige Ähnlichkeit haben

Sie bereits erraten: Weder Friedrich der Große noch der Gymnotus electricus sind jemals der herrlichen Aussicht vom Rigi teilhaft geworden. Jener aus Grundsatz, dieser aus Gemeinheit. Hier beginnt schon das Walten der Unterschiede.

Unsere Akademie, diese Schauspielertruppe der Könige, wird mich begreifen, wenn ich bezüglich des Unterschiedes der beiden nicht bei der Oberfläche, dieser täuschenden Perücke der Dinge, stehen bleibe, sondern, in die Tiefe des Wesens greifend, den nackten Kahlkopf der Angelegenheiten schonungslos aufdecke.

Friedrich der Große war die verkörperte höchste Potenz unseres mit allen besten Tugenden überaus gezierten Volkes. Ein Wassertier ist der Gymnotus. Friedrich aber, unkundig ikarischer Schwimmblasen, setzte den Fuß gern auf festes Land und verstand sogar, sich dasselbe einzuverleiben, während der Gymnotus sich nur ganz vorübergehend in widrigen Schlamm einzugraben weiß.

Und Friedrich der Einzige kannte nie die blasse Furcht, diese Tante des Verbrechens. (Denn die Furcht ist die Schwester der Not, dieser Mutter der Untat.) Das Zittern kannte Friedrich nicht, während der Gymnotus electricus nicht mit Unrecht in den barbarischen Lauten unserer hyperboreischen Sprache „der Zitteraal" geheißen wird.

„Wollen wir nicht noch einmal, Monsieur?" hätte Friedrich gefragt gehabt haben können, wenn der Gymnotus eines Tages sein verworfenstes Haupt aus den Wellen des Havelbeckens bei Potsdam ans Licht der Sonne herausgesteckt gehabt hätte — und das verruchteste Tier hätte geantwortet haben können: „Ich bin erschöpft, Sire. Ich habe an einem Roßbach genug!" *)

---

*) Zum Verständnis dieses geheimen Scherzes mag die Erinnerung an den Kampf zwischen Rossen und Zitteraalen dienen, welche wir den fleißigen Aufzeichnungen des Herrn Alexander v. Humboldt verdanken, eines verdienstvollen Mannes, dessen nicht unelegantes Französisch einige Ungenauigkeiten seiner Angaben wohl verzeihen lassen kann.

Aber er hatte nicht genug daran, der Gymnotus, dieser unersättliche Gallier. Ja, und so sei es an dieser Stelle, wo die Augen des Sirius auf mich gerichtet sind, laut dröhnend gesagt: der Gymnotus ist der Gallier, dieser Verächtlichste aller. Und wie Friedrich der Einzige ein teutonischer Held ist, dessen Hiebe den Feind vernichten, so daß kein Grashalm mehr wächst auf den Katapulten des Gegners, die er vernagelt hat, so scheint mir der Zitteraal oder Gymnotus electricus leuchtendes Symbol des trunkenen Galliers zu sein, der zitternd nichtswürdige elektrische Schläge austeilt, welche den schwachen Gegner vielleicht betäuben, den Zitteraal selbst aber gewiß entkräften. Und niemand hat je so völlig erfüllt, was der Gymnotus uns bedeutete, als jener schrecklichste Mann, welcher zu Anfang dieses Jahrhunderts unseren Weltteil mit Krieg überzog, die Götter der Erde nach eigener Laune ab- und einsetzte, seinen ehernen Stiefel, diese Scheide des Schwertes: Fuß, dem Sieger auf das tiefste Ende seines Nackens setzte und bis zu seinem Tode nicht aufhörte, mit blutigen Händen die gräßliche Klingel am Tore des Janustempels zu ziehen.

Und wir haben sie zu Boden geworfen, den Korsen und seinen Neffen, diesen niederträchtigsten Erben Katilinas. Doch ach! des Jammers, ach! der Bräute und Mütter, ach! der Studenten, welche ihr Leben, ach! der Professoren, welche ihre fünf Sinne dabei verloren!

Wie ein Ardennenwolf ist der Gymnotus hervorgebrochen, wir aber waren der treue Hund, der Haus und Hof des Herrn wahrte, um später, mit ehrlichem Stolze, die empfangenen Wunden leckend, in die Hütte zurückzukriechen. Und als wir jene Räuber besiegten, haben wir nicht nur unsere Heimat, dieses unwirtliche, von der Natur nur zu Wohnung für Bären und Wölfe geschaffene Germanien, gerettet, sondern auch das Ungeheuer getötet, die Chimära, welche sich napoleonische Idee nennt, die Lieferantin der unteren Götter, den Moloch Chauvinismus. Die Deutschen sind nicht chauvi-

nistisch. Sie begnügen sich mit dem Bewußtsein, daß sie das schönste, stärkste, gesündeste, tapferste, gelehrteste, mildeste, gerechteste, begabteste, mächtigste, größte und erhabenste Volk unserer Erde sind, und daß sie verdienen, überhaupt das einzige Volk zu sein. Die Germanen sind nicht chauvinistisch. Wenn erst auf dem Nordpol eine feste Station deutscher Panzerschiffe den Handel der Nordvölker beherrscht und magnetische Untersuchungen deutscher Professoren vor störenden Eingriffen ausländischen Ehrgeizes schützt, wenn erst die Grenzen deutscher Macht hinweg über die schwarze Haut, die weißen Zähne und das rote Blut des Negers bis an den Südpol reichen, wenn erst deutsche Wissenschaft den Hering zwingen wird, nur in deutschen Gewässern zu laichen, den Büffel, nur auf deutschen Prärien zu grasen, die Traube, nur unter der deutschen Sonne zu reifen, wenn erst der Regenbogen seine unlogisch und bunt schillernden Farben auf dem Altar der Vaterlandsliebe opfern und schwarz-weiß-rot auf seinen fabelhaften Schüsseln von deutschem Golde stehen wird, dann werde ich dem Germanen ein befriedigtes „Genug!“ zurufen, und der Germane wird mir antworten: „Es sei!“ Denn der Germane ist nicht chauvinistisch.

Doch ich besinne mich. Unwürdig ist es des übermächtigen Geistes, daß er dauernd auf der Stecknadelspitze der Nationalität beharre. Darum ersterbe ich würdevoll auch nur innerhalb meines Staates vor den menschlichen Einrichtungen seiner Gesetzgeber. Außerhalb des engeren Vaterlandes stehe ich auf dem archimedischen Standpunkte und bin jeden Tag bereit, die Welt aus den Angeln zu heben, soweit die politischen Grenzen Deutschlands dadurch nicht berührt werden.

Denn ach! wenn ich absehe von der glänzenden Zukunft unseres deutschen Volkes, muß ich bekennen: dunkel sind die Brillen des Schwanzes, in welchen die graue Schlange der menschlichen Zivilisation sich beißt. Teutonische Stärke auf einer Seite, gallisches, nacktes Gymnotentum auf der anderen.

Dazwischen steht als allbeherrschender, schwellende Büchlein schreibender *) Gelehrter der wohlweise Kelte, der zu sein auch ich mich rühme, vergleichbar dem gewöhnlichen Aale (Anguilla keltica vulgaris).

Ja, bedeutungsvoll steht der keltische Aal, der unelektrische, zwischen dem Gymnotus electricus und den Enkeln der Untertanen des größten Königs. Der Kausalnexus — ein unfreies Jahrhundert hätte die Vorsehung bemüht — gibt ihm ein Ansehen, zwischen beiden Gegensätzen das eherne Zünglein der Themis zu halten. Vom Deutschen hat er die Unergründlichkeit seines Geschlechtes, während er wie der verwandte Gallier schlangengleich in seinem Elemente, dem Wasser, zur Freude der Zuschauer umherplätschert. Der Aal ist nicht boshaft wie der Zitteraal, aber er ist geschmackvoll wie dieser. Ob er von allen Erzeugnissen der Naturwissenschaften sich nährt und als Anguilla vulgaris polyhistor durch Gewicht in Erstaunen setzt, ob er als Uraal aus dem abgelagerten Schlamm der Kulturgeschichte kernhaftes Fett ansetzt, ob er in einer Akademie bezopfte Brut geheimnisvoll erzeugen will, ein Geschlecht, das ihm gleich sei an unvergleichlichem Stilus — immer ist er geschmackvoll, dieser keltische Aal, und teutonische Jünglinge und Jungfrauen würden ihn preisen als ihre einzige geistige Nahrung, hielte nicht der Drache des verdorbenen Magens Wache vor dem goldenen Vliese des grünen keltischen Aales.

*) Es ist löblich, wenn strenge Wissenschaft die Resultate ihrer Nachtwachen dem praktischen Leben bietet. Ich will darum hier eine Beobachtung und einen Kunstgriff mitteilen, die manchem Schaden abzuhelfen tauglich sein dürften. Das Gerät nämlich, mit welchem wir schreiben, besteht a) aus dem hölzernen usw. Federhalter, welcher besser trocken bleibt, und b) aus der Stahlfeder, welche in die Tinte u. dergl. getaucht wird und durch die Schwere und Kapillartätigkeit der betreffenden Flüssigkeit die Linien auf das Papier zeichnet. Nun habe ich oft beobachtet, daß unmündige Kinder, welche ungelehrt unten nach der nassen Stahlfeder greifen, unschicklich die Finger färben. Ich selbst habe es durch zahlreiche Versuche erprobt, daß man diesem Übel sicher entgeht, wenn man das Gerät oben an dem hölzernen usw. Federhalter faßt. Den Oberlehrern, diesem Stolz des deutschen Namens, lege ich diese Mitteilung in würdigender Bewunderung an ihr treffliches Herz.

Kant, was bist du für ein Mann!
Alle pumpen sie dich an!

Eduard von Hartmann

Die Philosophie des unbewußten Hühnerauges
Destruktive Resultate auf konstruktivem Wege

Vorgänger

Das Hühnerauge, dessen vorderer Teil in die Ornithologie, dessen rückwärtiger Teil jedoch in die Ophthalmologie hineinragt, ist vor Meinem epochemachenden und die Denkrichtung des Jahrhunderts diametral ordnenden Auftreten zwar häufig zum Gegenstand von Untersuchungen gemacht worden, in seiner Totalität aber ist bis zum Erscheinen der ersten Auflage dieses in seiner Sinnfältigkeit zwar dicken, im Verhältnis zu seinem übermenschlichen Gedankeninhalt aber dünnen Buches Abschließendes über Wesen, täuschende Erscheinungsform und ehrenhafte Ding-an-sich-lichkeit dieses merkwürdigen Organismus nicht niedergeschrieben worden. Von den erbärmlichen Tröpfen, welche vor Mir die fetten Euter der mageren Kuh Philosophie gemelkt haben, ist nicht viel zu holen. Der platte Plato existiert für Mich nicht, denn er trug Sandalen und gelangte somit selbst in seinen reiferen Arbeiten nicht einmal zum klaren Bewußtsein des *physischen* Hühnerauges, um wie viel weniger zum Unbewußtsein des metaphysischen. Das antike Heidentum mußte erst nach langer Selbstzersetzung in

und durch sich zusammenbrechen, bevor auch nur das bewußte Hühnerauge, als natürliche Folge der in den schlechten und billigen Erzeugnissen germanischer Schuhmacher leichtsinnig unternommenen Völkerwanderung, in einer für philosophische Zwecke nutzbaren Allgemeinheit auftreten konnte.

So herrschte im Mittelalter lange das physische Hühnerauge vor, bis der große Cartesius den einzigen Einfall hatte, die moderne Dialektik dadurch zu begründen, daß er das Selbstbewußtsein von dem schmerzlichen Gefühl der eigenen Hühneraugen herleitete. So wird sein berühmter Satz: „Cogito ergo sum", das heißt „Ich spür's, also bin ich!" erst verständlich. Auf dieser Grundlage durfte Spinoza weiter bauen, der durch sein glücklich umschreibendes Wort „Pantheismus" den großen Gedanken des unbewußten Allhühnerauges wesentlich förderte. Der wahre, wenn auch unbewußte Schöpfer Meiner Idee ist allerdings der seltsame Kant, der das unbewußte Hühnerauge ganz wohl als den hinter der Erfahrungswelt lauernden Urgrund der Dinge erkannte, es dafür in seiner bekannten Feigheit jedoch nicht exoterisch auszurufen wagte. Er nannte in seinem lächerlichen Jargon das unbewußte Hühnerauge das „Ding an sich". Zur näheren Erklärung müssen wir den sich in den Redewendungen der gewöhnlichen Sprache offenbarenden Sprachgeist zu Hilfe nehmen. Der Arme zum Beispiel, der nach einem Bade mit metaphysisch-schmerzhaft zuckendem Antlitz vor einem messerbewaffneten Heilkundigen sitzt, pflegt instinktiv nicht direkt von seinem Hühnerauge zu sprechen, sondern sagt: „Das Ding tut verd .... weh!" Mit „Ding" meint er also Hühnerauge, q. e. d. Wenn Kant jedoch dieser Bezeichnung die Worte „an sich" hinzufügt, so beweist er damit, daß er noch zu viel „an sich" selbst denkt, daß er noch, zu sehr vom Schleier der Maja bedeckt, in der Nacht des gemeinen Individualismus gefangen ist. Auf Kant aber folgte Ich. Die scheinbar dazwischen liegenden Scharlatane: Fichte,

Schelling und Hegel hat bereits ein gewisser Dr. Schopenhauer totgeschlagen, den Ich nur deshalb erwähne, weil er boshaft genug war, die schönsten Stellen aus Meinem Hauptwerke fünfzig Jahre vor dessen Erscheinen vorauszuschreiben. Und nun zu Mir.

I. Physik

Gegeben ist ein physisches Hühnerauge. Daraus muß Ich, Meinem Versprechen gemäß, das Elend des Weltganzen ableiten. Sehen Sie, Meine Herren, das ist ganz einfach, ohne jede Vorbereitung. Zuerst schaffe Ich das physische Hühnerauge mittels Meiner höheren Mathematik aus der Welt. Geben Sie mal acht. Die Welt ist unendlich (∞) mal größer als ein Hühnerauge (**A**). Nehmen wir nun die Welt als Einheit (1) und fragen wir: Wie groß ist ein Hühnerauge?, so lautet die Antwort:

$$A = \frac{1}{\infty} = 0.$$

In Worten ausgedrückt: ein Hühnerauge ist gleich der Einheit, geteilt durch unendlich, gleich Null. Das heißt ein Hühnerauge ist gar nicht vorhanden — was zu beweisen war.

Wenn aber das Nichtsein des Hühnerauges das einzig Seiende ist, so muß auch das scheinbare Sein des physischen Hühnerauges seine Erklärung finden. Das physische Hühnerauge ist jedoch nichts anderes, als das körperliche Organ des Übersinnlichen, es ist das Traumorgan, welches an der Schwelle zwischen der Welt der Erscheinungen und der jenseitigen Welt steht. So führt schon das physische Hühnerauge geradesweges in die Metaphysik hinein.

II. Metaphysik

Das Hühnerauge vermittelt Ahnungen. Bekanntlich gibt es Menschen, denen diese feinbesaiteten Organe jede Veränderung der Temperatur genau anzeigen. Ein

berühmter Reisender, der Mönch Hausen, erzählt von einem Matrosen, dessen Fußorgane so ausgebildet waren, daß sein Schiff anstatt nach dem Kompaß, nach seinen lokalen Empfindungen gesteuert wurde. Wie sind solche Erscheinungen zu erklären?

Dadurch, daß die metaphysische Welt, welche Kant so schüchtern als das Ding an sich bezeichnet, welche Mein Abschreiber, Dr. Schopenhauer, kühnlich als den unbewußten Willen hingestellt hat, in der Tat nichts anderes ist als das zu sich selbst gekommene, seiner selbst gänzlich unbewußt gewordene, allgemeine, allmächtige, allwissende und allherrschende unbewußte Hühnerauge.

Von dem Lichte dieses Meines epochemachenden Axioms bestrahlt, gewinnt die Welt ein neues Ansehen. Wir betrachten noch einmal genauer das physische Hühnerauge und bemerken nun, daß es kein Ende nimmt. Ohne Wurzel, ohne äußeren Zusammenhang verwächst es mit dem menschlichen Organismus zu Eins. Es glitzert und strahlt Gedanken aus. Wir erkennen es wieder in allen seinen Gestalten. Die hornigen Haare, die harten Knochen, die Stoßzähne der Elefanten, die kieshaltigen Halme, die Steine der Früchte, die Kristalle, die Felsen der Erde, die Kerne der Kometen, alles, alles — es ist klar wie der Tag, es sind: — Hühneraugen der Natur.

Und so erkennen wir auf diesem erhabenen Standpunkte, daß die gesamte Welt an sich nur ein gemeinsames Hühnerauge ist, daß demnach ein jeder Schritt, den wir auf irgendeinem Punkte der Erde machen, zugleich ein schmerzhafter Tritt auf ein Atom des Allhühnerauges ist, daß wir somit mit jedem Schritte uns selber auf unser eigenes unbewußtes Hühnerauge treten, daß sonach jeder unserer Schritte uns selber unbewußt Schmerzen verursacht, daß endlich der sogenannte Weltschmerz nichts ist als das ewige Gemeingefühl des an unzähligen Stellen ewig von sich selbst getretenen, gestoßenen, gepufften und gezwackten unbewußten Allhühnerauges.

Dieses Allhühnerauge war immer und wird immer sein. Es ist unsterblich. Es will die größten Taten und denkt die größten Gedanken. Es umfaßt die gesamte Welt. Wir alle bilden seine Teile, wenn wir uns dessen auch niemals bewußt werden. Ich aber, der Hohepriester dieses Mysteriums, habe Momente, in denen Ich Mich mit stolzer Freude in dunkler Ahnung Eins gefühlt habe mit dem All, Mich als ein Teil gefühlt habe des heiligen Allhühnerauges.

III. Ästhetik

Meine Philosophie erklärt alles. Es läßt sich also aus ihr auch die einzige wahrhaft systematische Ästhetik ableiten.

Ich gebe hier nur einzelne Gedankenblitze. Meine Nachfolger mögen aus den Quadern meiner Aphorismen den hochgewölbten Bau einer Ästhetik vollends herstellen.

Die gesamte Architektur ist ein Plagiat auf das physische Hühnerauge. Wie dieses teils in horizontalen Lagerungen aufwächst, teils sich türmend zur Höhe emporstreckt, so entwickelt sich auch die Geschichte der Architektur. Die horizontalen, vertikal sich verjüngenden Lagen deuten auf griechische Baukunst und die treulich kopierten Glieder ihrer Architraven; die kuppelige Wölbung des vollendeten physischen Hühnerauges war das Vorbild für die hohen Kuppelgewölbe der Renaissance, während die modifizierbaren Formen, welche das Traumorgan unter der harten Behandlung germanischer Stiefel anzunehmen pflegt, lebhaft an die krausen Formen der Gotik erinnern.

In der Malerei gibt es zwei Richtungen: die realistische und die idealistische. Der Maler, welcher, ohne hinter den Schleier der Maja zu dringen, das physische Hühnerauge für wirklich hält und es darum festzuhalten sucht (zum Beispiel Liebermann), ist ein Realist. Der Maler dagegen, welcher das physische Hühnerauge gar

nicht sieht, sondern die Welt systematisch in ihrer Verschiedenheit stets als dieselbe Erscheinungsform des Hühnerauges auffaßt, ist ein Idealist (zum Beispiel Thumann).

Die Musik ist nicht eine Kunst wie die anderen, sondern sie ist nichts anderes als Meine Philosophie noch einmal. Die Zukunft wird Mich verstehen. Einstweilen nur die Anmerkung, daß aus der wahren Musik der Weltschmerz, das heißt das unendliche Weh eines von sich selbst getretenen Hühnerauges heraustönen muß.

IV. Ethik

Das allgewaltige Elend, das sich in der wahren Musik ausspricht, führt uns zu der Ethik, dem Gipfel Meiner Philosophie.

Ich könnte Bücher darüber schreiben, wie weh und leid die Welt sich und Mir tut. Der Schmerz der physischen Hühneraugen, unendlich gesteigert bis zur Unermeßlichkeit des Allhühnerauges, das ist der Weltschmerz. Ein grauenhaftes Stechen, Bohren, Schneiden, Klemmen, Ziehen, Zerren, Stoßen, Drücken, Pressen, Drängen, Fressen, Brennen, Vergiften und Zermalmen: — das ist das menschliche Leben.

Das Unbewußte war ruchlos genug, dem Menschen drei Illusionen mit auf die Lebensbahn zu geben, die ihn über sein Elend zu täuschen versuchen.

Die erste Illusion heißt: Pantoffel. Wie erbärmlich, wie nichtig. Gegen 23 Stunden der Qual vielleicht 1 Stunde Ruhe.

Die zweite Illusion heißt: Pflaster. Es ist lächerlich, sich von dieser Täuschung gefangennehmen zu lassen. Es ist nur eine scheinbare Linderung, denn unter der schützenden und warmen Decke wächst das Traumorgan lustig weiter, bis es den Mantel von sich wirft und den Menschen mit der ganzen Gräßlichkeit seiner nackten Gestalt angrinst.

Die dritte Illusion dauert am längsten, aber auch sie ist leer. Es ist die Illusion, daß der Mensch dem Elende dieser Erde durch den Selbstmord entgehen, daß der Operateur ihn erlösen könne. Aber der Selbstmord stößt den Menschen nur noch tiefer in den Pfuhl des Individualismus hinein, und so ist auch der Hühneraugenoperateur ein falscher Prophet, der das Weltelend nicht zu lindern vermag. Denn das Allhühnerauge ist, wie Ich bewiesen habe, unsterblich und — was noch schlimmer — das physische Hühnerauge — wächst nach.

Humor ist mit Rechten naß —
Incipit fidelitas.

J. V. Scheffel

Der Peter von Säkkingen

'ktober war's und gutes Weinjahr.
Denn ein furchtbarer Kometschwanz
Zeitigt' Trauben, zeitigt' Liebe.
Selbst ein wenig mostbenebelt
Schwankt einher der helle Luftlump
Und er denkt im hohlen Innern:
„'s ist ein hundemäßig Dasein,
Für die Menschen Wein zu kochen,
Für die Menschen Vers zu schreiben,
Menschen, die sich keck noch über
Unsereinen lustig machen.
Lieb wär's mir und unserm Vollwert
Angemess'ner, wenn wir uns an
Wein und Vers allein berauschen
Könnten, heimlich, ohne Zeugen,
Unbelauscht vom Nachtfernrohrglas,
Welches unserm Schwanze nachforscht,
Unsrer Gangart Wanken anmerkt,
Nachspürt, ob uns nicht der Kern fehlt.“ —
Und Komet zieht fluchend weiter,
Zieht gleichgültig über Deutschlands
Abgeschaffte Urmainlinie,
Zieht dann über altes Raubschloß,

Wo noch heut ein alter Freiherr
Mit der Tochter Paula Liebreiz
Bürgerlicher Trinker Herz plackt.
Schimpfen hört Komet den Freiherrn:
„Bin, weiß Gott! kein Feind des Rheinweins!
Junger Bursch dünkt mich nicht schlechter,
Wenn er allzu tief ins Glas schaut.
Aber auch die schönste Sauflust
Die als Mann ich anerkenne,
Doch als Vater muß verleugnen,
Gibt kein Recht auf Freiherrntöchter.
Daß du trinkst, das freut mich, Peter.
Doch dafür, daß du der Tochter
Junges Herz mir willst entwenden,
Dafür soll der Teufel lotweis' . . .“
Eilig flog's die Treppen 'runter.
Eilig flog Komet rheinaufwärts,
Dacht' in seinem tiefen Lichtkern:
„Hier wird einer 'rausgefeuert!“

Abschiednehmen, Abschiedstränen!
Wer hat euch zuerst erfunden?
Als zu Askalon im Walfisch
Nubierländ'scher grober Hausknecht
Braven Burschen vor die Tür warf,
Als am Marmortisch 'ne Flasch' da
Baktrerschnapses halb geleert kaum,
Damals floß die erste echte
Warmgefühlte Abschiedsträne.

Paula stumm auf ihr Klosett *) ging,
Rang das fein batistne Schneuztuch
Und sie dachte: „Armer Peter!
Küssen kannst du, trinken kannst du!
Warum bist du nicht von Adel?“

---

*) Scheffel: Ekkehard, S. 3, Zeile 11 v. u.

Vor dem Schloßtor schlich der alte
Zyniker, der Epenchorhund.
Herr Philosophieprofessor
Außer Diensten war sein Titel,
Hiddiwauwau war sein Name.
Ernst T. Amadeus Hoffmann
War — durch Kater Murr — sein Vater,
Und auch Immermannes rühmte
Er sich als 'nes Blutsverwandten.
Hiddiwauwau sah voll Wehmut,
Wie der arme Peter fortzog,
Und er dachte bei sich knurrend:
„Warum trinken denn die Menschen
Übern Durst höchst unmanierlich?
's ist nicht Stolz, sie tun's auch heimlich.
's ist nicht Haß, sie tun's ganz heiter.
's kann auch nicht allein zum Löschen
Eines innern Brands geschehen,
Denn ich sah's auch Alte üben,
Kalte Herren, welche erst 'ne
Inn're Hitz' erzeugen wollten.
Warum also, frag' umsonst ich,
W'rum betrinken sich die Menschen?
W'rum wohl allermeist im Spätherbst?
Über diese Punkte will ich
Abends in der Hundehütte
Noch ein Stündlein spintisieren." —

* * *

Also dachte Hiddiwauwau,
Schrieb ein Lied hinein ins Tagbuch,
Folgt im Geist dem armen Peter,
Der ein dürft'ger fahrend Schüler
Fürbaß zog auf allen Wegen
Und auf ihnen auch nach Rom kam.

* * *

Wie der Peter in der Fremde
Von dem dunklen Trödler kummt,
Der ihm abnahm 's letzte Hemde,
Solches Lied er vor sich summt.

Lied Jung Peters

Das war der Herr von Radolfszell,
Der sprach: „Daß Gott mir helf!“
Trank vor dem Schlafengehn noch schnell
Der Seeweinschoppen zwölf.
„Seewein! Grimmender Blähwein!
Weiß nit, wie mir geschicht.
Er schmeckt mir nicht, er fleckt mir nicht.
Der Seewein täugt mir nicht!

Einst trank ich Rauenthaler Stoff
Und Ekkehard gelang,
Und als ich Wein auf Capri soff,
Jung Werners Lied erklang.
Seewein! Blähender Schlehwein!
Ruhm, Gut mir nicht gebricht.
Doch schmeckt's mir nicht und fleckt's mir nicht.
Ruhm, Gut, das täugt mir nicht.“

Du edler Herr auf Radolfszell,
Kehr um nach Heidelberg!
Student werd' wieder, Sanggesell!
Seewein ist Teufelswerk.
Flöhwein! Windiger Wehwein!
Er macht den Kopf nicht licht.
Er schmeckt dir nicht, er fleckt dir nicht.
Dein Seewein täugt uns nicht!

* * *

's war in Rom. Der Tiber wälzte
Brummend die antiken Wogen:
„Höchst barbarisch 'rumgebuddelt
Wird mein Bett, was gar nicht schicklich.
Bei der Brücke sollten graben,
Würden Hüt' vieltausend finden,
Wie sie frohen deutschen Burschen
Von den Köpfen flogen, wenn sie
Nachts die Tiberbrück' passierten,
Finden manchen alten Adam,
Welchen wackre deutsche Männer,
Luther, Winckelmann und Goethe,
Hier in Roma ausgezogen."

Deutsches Fräulein kam zur Wallfahrt.
Paula hieß sie. Suchte Heilung
Sich durch Römerwundertropfen.
Innocentius der Elfte
War kein trüber Spaßverderber,
Schickt das schöne deutsche Fräulein
In des Vatikanes Keller,
Wo gar mancher gute Tropfen
Schweren Sorgen Lind'rung darbeut.

Paula tritt in düstern Keller,
Sieht bei einem dünnen Talglicht,
Sieht den braven Kellermeister.
Wetter! Steht er da der Peter!
Und das schöne deutsche Fräulein
Liegt im Arm des Kellermeisters. —
Weidlich lacht der gute Papst, da
Er den Hergang hat vernommen.
Weise spricht er: „Petern acht' ich,
Ist kein dummer Schatzbewahrer,
Wie mein Bibliothekarius,
Der der Bücherei Juwelen

Hütet ohne je zu stehlen,
Ja, gar ohne je zu borgen.
Nein, der kennt den Keller, den er
Treu und fleißig durchstudiert hat!
Einem so gelehrten Trinker
Wär' verwehrt 'ne Freiherrntochter,
Weil der Peter nicht von Adel?
Wer am meisten trinken kann, ist —
Nach geweihter Sitte — König.

Kann ich auch — anathema sit! — —
Leider nicht mehr König schaffen,
Kann ich doch zum Ritter schlagen.
Peter sei hinfüro Ritter,
Aber Kellermeister bleib er.
Kann für so ein feines Hofamt
Nicht des Deutschen Namens missen.
Ritter sei er und zwar taxfrei!" —

* * *

Wieviel Fässer edlen Rheinweins
Bei der stillen Hochzeitsfeier
Lustig wurden verschlampampet,
Hat die dürft'ge Chronik leider
Uns genau nicht aufgezeichnet.
Eins nur weiß die Weltgeschichte!
Tags darauf — den „lendemain" nennt's
Die verfeinerte Gesellschaft —
Stieg der Harung hoch im Preis.

Hättest du nichts als Noten geschrieben,
So mancher Spott wär' unterblieben.

Richard Wagner

Der unbewußte Ahasverus oder Das Ding an sich als Wille und Vorstellung

Bühnen-Weh-Festspiel in drei Handlungen *)

Vortrompetenstoß

In Anbetracht des insonderheit providentiellen Umstandes, daß mein aus Gold und Elfenbein allein im Mittelpunkt der Erde herzustellendes, für die mimo-plasto-canto-chronische Aufführung Meines neuesten Wunderwerkes gewidmetes Allgebäu „Asyl für Wahnfriedlinge" durch die ihrer Natur nach essentielle Zugeknöpftheit der durch Mich aus ihrem Nichtsein zum teilweisen Sein zu wecken versucht gewordenen Jüden nicht in der für Mein Da-und-vorhanden-sein gesetzten Zeit zustande gekommen ist, teile ich Mein Drama als Buch Meinen Lesern mit. Niemand wird es verstehen, und so einer behauptet, er verstehe Mich, so lügt er; denn Meinesgleichen wächst nicht. Für höher entwickelte Wesen künftiger Epochen teile Ich jedoch schon im 19. Jahrhundert dieser gegen Meine Größe verschwindenden Zeitrechnung mit, daß in der Ganzheit dieses musikalischen Werkes vor allem der große Gedanke sich ausstrahlen

*) Mit verteutschenden Anmerkungen von Heinrich Porges und Hans von Wolzogen.

wird, daß nicht nur die Jüden im allgemeinen, sondern der „ewige Jude“ besonders etwas höchst Antimusikalisches ist, so daß Ich sein der Tiefe der musikalischen Spekulation feindliches Wesen am besten durch eine die Grenzen des musikalisch Erreichbaren hinter sich lassende Tontat dargestellt habe. Der historischen Echtheit wegen habe Ich nicht gezögert, an den geeigneten Stellen Motive aus — mit Respekt zu melden! — Mendelssohn und Meyerbeer, natürlich gewaltig umgearbeitet, anzubringen. Übrigens sehe Ich nicht ein, warum Ich Meine Leser eines weiteren Wortes würdige.

Erste Handlung: Die walkyrige Großmutter

(Ein wabernder Wald. Aus finsterer Ferne hört man Hiefhörner schauerlich schallen. Die Musik deutet deutlich an, daß die Handlung Anno 1781 spielt, dem Geburtsjahre der Kritik der reinen Vernunft. Sie schwillt immer schwerer an. Wie sie am schwersten angeschwollen, tritt auf:)

Das Ding an sich.

Frühlingsfriesel füllt mich mit Freude,
Jung ist das Jahr und jach die Jungfrau.*)
Mich sehrt die Sehnsucht schon sechzehn Sommer,
Nach Liebe und Lust, nach lockendem Lab.
Wann kommt der Kecke? Wann kommt er zur Keuschen?
Heihei, wie so heiß! Eiei, wie so eisig!
Weh mir! Ich möcht einen Mann umarmen!
So denket und dichtet das deutsche Mädchen
In drangvollen Dramen des deutschesten Dichters.

Ahasverus (tritt grundlos auf).

Lailala lai! Lailala lai!**)

---

*) Das J als Stabreim bedeutet Kraft, Mut, Feuer, z. B. das mutige Jagdpferd, der Jaguar, der Ruf Juchhe. Die Jüden haben kein Recht auf diesen ehrenden Stabreim; denn sie heißen eigentlich Hebräer.

**) Lailala lai! Wer die ganze Tiefe und Schönheit dieses Rufes nicht im Herzen fühlt, dem wird der Apostel des Meisters umsonst mit tausend Zungen predigen. Der Stabreim L bedeutet hauptsächlich

Das Ding an sich.

Ein Mann! Mich minnert's!
Freislicher Frost rüttelt und rückt mich!
Hoihi! heillose Hitze!
Weitherer Wandrer, willst du mich weiben?

Ahasverus (erschreckt).

Lailala lai! Du liebliches Laster,
Du taumelnde Törin, Untugendteufel!
Wohl wollt' ich dich weiben, doch die Nornen verneinen's.

Das Ding an sich.

Die Nornen? Nanu!

Ahasverus.

Nebbich, die Nornen!
Furchtbarer Fluch läßt mich leben
Endlos elend, ewig eklig.
Nur wenn was weset, was länger weilet,
Als mein lustloses Leben, so wird mir Erlösung.
Und wenn ich unweise mich wollte verweiben,
Nie würd' ich Witwer, es fiele mein Fluch
Aufs walkyrige Weib, kieset' ich's kühnlich.
Doch Scheusal scheint mir ewige Ehe.
Drum laß mich ledig, froh launende Lockmaid!
Der ewigen Jüdin ewiger Jude
Sollend und habend zu sein und zu heißen
Bis zum Ende der Dinge — verdammter Gedanke!
Nun weißt du mein Wehsal. Leb wohl, Wunschmaid!

Das Ding an sich.

Mein Herr! Mein Hort! O hilf, erhör mich!

Ahasverus
(blickt sie liebend, durchdringend an; sie zittert).

Das Ding an sich.

Hoihi! Wie hitzig blabbert mein Blut!

Kummer (daher auch: Leid, Leberkrankheiten, Lampenfieber, Lehrgedicht, Lungenentzündung, Linsensuppe und ähnliches), das **a** ist der älteste Vokal und als solcher der natürliche Vokal des ältesten Menschen. Also: lai = der Kummer des ältesten Menschen, d. h. der Wehruf des ewigen Juden.

(Ahasverus' Blicke werden noch durchdringender; sie zettert.)

Hoihi, Heilloser! Wie wird mir? Wüster!

(Ahasverus durchdringt sie vollständig mit seinen Blicken; sie zabbert.)*)

Hoihi! Du Höllholder! Hoihi! Haha!
Griesender Graus! Großmutter fühl' ich mich.**)

Zweite Handlung. Wahnfried Wurmsamen.

Wahnfried (der spreizende Sproß aus seiner Großeltern platonischer Liebe. Sehr arm und hoffnungslos, da er seinen Vater und Großvater, den ewigen Juden, niemals beerben kann).

Lailalalailala lailai!
Filzigen Vaters einziges Erbe,
Wohlige Wurmsamenweis'!
Den Feldruf des Vaters zum Leiblied verlängernd
Durchzieh' ich die Zonen mit zähem Gezirpe.***)
Was ich will, was ich bin? Wer's wüßte, wär' weise.
Mein Gehirn ist heillos verhext und verhegelt.
Wer klug wird aus Wahnfried, weiß Kerne zu knacken.
Ha, ein Wurm, ein winselnder Wicht!
Gleich will ich ihn würgen, den wabbligen Wurm.
Lailalalailala lailai!

(Er wiederholt die Wurmsamenweis' 999mal. Nach dem ersten Drittel lacht der Wurm, nach dem zweiten Drittel windet er sich, beim 999sten mal stirbt er. Wahnfried brät

---

*) Sie zabbert. Das ist eines jener Worte, welche unter der Decke des teutschen Nationalgeistes seit Jahrtausenden geschlafen haben. Es fehlte uns bisher dieses Wort. Da kam der Meister und schenkte es uns. Was es bedeutet? Mein Gott: „zabbern".

**) Sie fühlt sich Großmutter vom bloßen Blick. Wie keusch, wie sinnig, wie teutsch! Und sie fühlt sich nicht erst Mutter, sondern gleich auf einmal Großmutter. Wie titanisch, wie unerhört!

***) Der Stabreim Z bedeutet immer etwas Unangenehmes, wie: Zwiebel, etwas Spitzes, wie: Zahnstocher; kurz, ein Gegenstand des Abscheus (Zorn, Zoll, Zumpt, Zehrfieber). Daß die Vögel zwitschern, ist ein Irrtum der Natur.

seine Leber; nachdem er sie genossen, versteht er den
Kontrapunkt und hört die Engel pfeifen.)
So ergeh' es dem ganzen Gegimpel der Gegner,
So furchtbar falle der Wahnfriedfeind.

Dreite*) Handlung: Retterdämmerung

Wahnfried (lauscht an einem selbsterfundenen Pantomikrophon, das er in den glühendflüssigen Tiefen der Erde versenkt hat. Plötzlich bricht er in brausenden Jubel aus).

Entdeckt! entdeckt! der Donner der Erde,
Das Winseln des Weltalls, ich kies' es zum Kosen.
Was im Wogen der Welt verwirbelt, verwickelt
Nur leise lispelt, ich hab' es erlauscht.
Aus dem Quarren und Quaken, dem Quiseln und Quängeln,
Aus dem Plärren und Plappern, dem Planschen und Plauschen,
Aus dem Rasseln und Reiben und Raunzen und Rollen,**)
Aus dem Paffen und Puffen und Pedden und Poltern,
Aus dem Miauen und Maulen und Mucken und Murren ***)
Wahrnehm' ich Wunderkind Weltenbewegung!
Ich höre der Erde Hasten und Eilen,
Höre unendliche Harmonie!
Dauermelodie!

Ahasverus (dankbar herzutretend).

„Nur wenn was weset, was länger weilet,
Als mein lustloses Leben, so wird mir Erlösung." ****)
Nichts währet lieber und weilet länger
Als, Wahnfried, dein wuchtiges Wundergeword'nes,
Deine dunkle Dauermelodie.

---

*) Ganz einfach: zwei — zweite, — drei — dreite. Nur der Meister vermag so der teutschen Sprache unter die Arme zu greifen.

**) Der Stabreim R ist immer musikalisch. Daher Richard.

***) Das M bedeutet das Mühsame, Gequälte, so: Meyerbeer, Mendelssohn, auch Mozart.

****) Der ewige Jude wird durch des Meisters unendliche Melodie erlöst. Himmlisch! Und seine elenden Glaubensgenossen erweisen sich nicht einmal dankbar dafür. Der Meister ist zu gut für sie.

Sie ist so unendlich, daß der ewige Jude
Zum Kind verkümmert.
Erlöst durch die Länge des laubgrünen Liedes
Wall' ich nach Walhall, wenn die Würgengel Wagners*)
Den Hebräer Ahasver nicht hinterrücks hecheln.
Steht still, staubstarrende Stiefel. Ich sterbe!
Dauermelodiendichter, hab' Dank!
(Ahasverus ist von seinem Fluche erlöst und stirbt.)

---

*) Der Stabreim **W** bedeutet die Gottheit, wie: **W**alhall, **W**otan, **W**olkenkuckucksheim, **W**ille, **W**itzliputzli. Darum: **W**agner. Siehe: **R**ichard.

Totengespräche



Das Urheberrecht

Juli 1904

Daß der Vater Homeros blind gewesen sei, das ist bekanntlich eine gelehrte Erfindung. Daß er aber schon bei Lebzeiten gern und gründlich geschlafen habe, wenn er müde war vom Schauen, das ist die Wahrheit. Seitdem er nun in die Gefilde der Seligen gekommen war, seit mehr als dritthalbtausend Jahren also, nahm mit dem Alter und der Fülle der Gesichte seine Müdigkeit zu. Jedesmal, wenn am ersten Mai eines neuen Jahrhunderts die Märchenbäume in den Gefilden der Seligen erblühten, erwachte er für einige Stunden, hielt Umschau über die himmlischen Heerscharen und über die grünende Erde und sang ein neues Lied zum Preise des Lebens. Dann legte er sich wieder hin und verschlief ein Jahrhundert. Und der Traum von hundert Jahren war ihm wie ein Tag. Weltfeiertag war's, so oft Vater Homeros erwachte.

Weltfeiertag war's, als er am 1. Mai 1901 die sonnenhaften Augen abermals aufschlug. Er sang sein jungjüngstes Lied zum Preise des alten Lebens. Die Dichter und Sänger aller Zeiten bildeten einen weiten Kreis um ihn, und am nächsten umdrängten ihn, die erst seit kurzem da waren und seine Augen noch nicht offen gesehen hatten. Anzengruber und Gottfried Keller prügelten einander vor Freude und Übermut. Goethe fiel auf die Knie und legte dem Altervater seine Hände unter die Füße. „Mein liebes Kind!" sagte Vater Homeros leise. Die Himmel erglänzten, und man wußte nicht, ob der

Glanz von den jubilierenden Engeln herkam oder von den Augen des Vaters Homeros. Es schimmerte nur so hinüber und herüber.

„Was gibt's denn Neues seit gestern?" fragte endlich Homeros und nahm einen Schluck firnen Weines.

Alle erzählten durcheinander, was in vielbändigen Werken über die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu lesen ist. Vater Homeros lauschte. Kriege und wieder Kriege. Neue Erfindungen. Eisenbahn. Telephon. Darwinismus. Bismarck. Lord Byron stellte sich vor. Er habe an dem Befreiungskriege der Hellenen teilgenommen und sei der Sänger des Weltschmerzes.

„Ganz nett, ganz nett!" sagte Vater Homeros lächelnd. „Also alles schon dagewesen. Also nicht viel neues seit gestern. Und die Sänger und Dichter? Stehen sie noch in Ehren auf der lieben maigrünen Menschenerde?"

Bevor Goethe noch antworten konnte, und bevor Homeros noch das spöttische Lächeln des bescheidenen Theodor Fontane wahrnahm, erscholl tausendstimmig der Ruf der namenlosen Schreiberlein:

„Das neue Urheberrecht!"

„Was ist das für ein barbarisches Wort?" fragte Vater Homeros verwundert.

Ein namenloses Schreiberlein übernahm die Antwort. „Insofern und insoweit nämlich, verehrter Herr Präsident, wir ein geistiges Eigentum besitzen an den Schöpfungen unseres Talents, insofern und insoweit sind wir nicht Dichter oder Sänger, sondern die Urheber unserer Werke, und unsere Familien verdienen Geld auf Grund des Urheberrechts."

„Geld? Verstehe ich auch nicht recht. Lohn etwa? Hm! Aber ich bin doch kein Urheber gewesen!"

Ein Lateinischer, der vor einigen hundert Jahren sein bißchen Leben der Erklärung der Odyssee gewidmet hatte, wollte vermitteln. Das Wort Urheber stamme von den Juristen her, von den Händelschreibern; es bedeute aber soviel wie Autor oder Literat.

„Ich bin doch kein Autor gewesen! Kein Literat!"

Sophokles nahm das Wort. „Sie sind keine Griechen, lieber Papa! Unter Urheber, Autor, Literat verstehen sie einen Poeten. Der Name wird dir besser gefallen."

„Aber, Menschenkind," sprach Vater Homeros kopfschüttelnd, „Poet hieß zu meiner Erdenzeit soviel wie Macher. Es war ein Ekelname. Wir anderen nannten uns Sänger. Na, einerlei. Machen denn die Macher bessere Gedichte, seitdem sie das Ding da haben, das Urheberrecht? Seitdem sie Geld verdienen?"

Die um Goethe lachten. Tausendstimmig jedoch schrien die namenlosen Schreiberlein dazwischen: „Darauf kommt es nicht mehr an! Tantiemen! Standesinteressen! Von der Ehre kann man nicht leben! Nieder mit den Ausbeutern!"

Vater Homeros blickte fragend umher. „Wen meinen die Namenlosen mit den Ausbeutern? Doch nicht etwa die guten Menschen, die wir beglücken mit unserem Singen und Sagen?"

„Das ist allmählich so gekommen," erwiderte Goethe gelassen. „Mehr und mehr Menschen sind eingetreten in die Kaste der Poeten. Wunderliche Heilige, die zum Lohne mehr verlangten als den besten Becher Weines. Sind viele Handelsleute darunter. Die paar wirklichen Sänger und Dichter machen nur eben so mit."

„Wahr ist's," sagte Lessing und trat vor, „nicht einen einzigen guten Vers kann das Urheberrecht schaffen helfen. Krämer haben es durchgesetzt. Aber schließlich haben sie es auch für die Besten durchgesetzt. Was war das noch in meinen Tagen für eine Erniedrigung! Im Dienste der Fürsten stand der Dichter wie ein Porträtmaler. Auch ich stand auf dem Markte, und niemand wollte mich dingen. Jetzt kann das neue Recht Freiheit und Unabhängigkeit bringen. Die Kollegen da unten können Stolz zeigen, wenn sie Stolz haben."

„Und dann ..." murmelte Franz Schubert wehmütig lächelnd, „ich litt Not da unten. Nicht daß ich klagen

wollte. Auch Not ist eine menschlich schöne Erinnerung an die grüne Erde. Jetzt, wo's vorüber ist. Doch damals — mir ist, als hätte es weh getan."

„Soso, jaja, ich bin ein alter Mann. Ich habe freilich geglaubt, als Sänger könne man immer stolz sein, als Sänger brauche man niemals Not zu leiden, inwendig, im lieben Herzen. Na, immerhin, und wer hat denn das schöne neue Gesetz gemacht?" Nur Goethe bemerkte, wie es schalkhaft aus den sonnenhaften Augen des Vaters blitzte. Tausendstimmig antworteten die namenlosen Schreiberlein: „Die Mehrheit! Die allweise Mehrheit! Es lebe die Mehrheit!"

„Wieder so ein neues barbarisches Wort," sagte Vater Homeros und ließ sich bedeuten, daß in der Reichsversammlung nicht die weiseste Meinung obsiege, sondern die Meinung, welche zufällig die Mehrheit der Stimmen auf sich vereinige. Daß in der Reichsversammlung nicht die weisesten Männer beisammen sitzen, sondern die, welche von der Mehrheit ihrer Stadtgenossen gewählt wurden. Und just am ersten April sei gar eine Mehrheit für den weitesten Antrag zustande gekommen: die Werke der Dichter und Sänger sollten nicht für dreißig, nicht für fünfzig Jahre, nach dem Tode des Schöpfers sollten sie für ewige Zeiten vor dem genußsüchtigen Volke geschützt bleiben. Zuerst zugunsten der Erben und nachher zugunsten eines ungeheuren internationalen Vereins der namenlosen Schreiberlein.

„Ei gut, ei schön," sagte Vater Homeros und nahm wieder einen Schluck firnen Weines. „Das verstehe ich recht wohl. Da wird also der ärmste Mann aus dem Volke steuern müssen für das Schatzhaus der namenlosen Schreiberlein. Ei gut, ei schön. Wenn ihr aber nach Annahme dieses Dings da, des Urheberrechts, etwa noch einmal auf der maigrünen Erde lebtet, mein stolzer Lessing, mein armer Franz Schubert, dann würde es euch ja gar nicht besser gehen wie vorher. So lange ihr lebtet nämlich. Denn die Mehrheit, weil sie zu so un-

gemessenem Ansehen gelangt ist, würde euch noch mehr Erniedrigung und Not leiden lassen als einst. Und das Dings da, das Urheberrecht, würde wieder erst nach eurem irdischen Tode wichtig, und ihr könntet euch wieder keinen Becher Wein bezahlen. So scheint mir das Dings da für die allerbesten Dichter und Sänger nicht den Wert zu besitzen, den ihr ihm beilegt. Ich frage also noch einmal, ob man jetzt da unten schöner singen und sagen wird."

Richard Wagner, dem das ganze Gespräch wegen Familienrücksichten unangenehm war, unterbrach. Es sei Weltfeiertag, er habe das Fachsimpeln satt. Man solle den Dichterkomponisten Homeros lieber mit Kunst erfreuen. Mit etwas Schönem. Da der „Parsifal" ein Monopol seiner Witwe sei, so werde er das Scherzo aus Beethovens neunter Symphonie dirigieren. Oder das Allegretto aus der siebenten.

Schon wimmelten die himmlischen Heerscharen an ihren Pulten, schon hatte Wagner den himmlischen Welttaktstock erhoben, da entstand ein Murren unter den namenlosen Schreiberlein.

„Erst bezahlen! Das Urheberrecht gilt auch in den Gefilden der Seligen. Erst bezahlen! Und dann abstimmen, was gespielt werden soll!"

Unter den namenlosen Schreiberlein waren nämlich einige Geschäftsreisende des internationalen Vereins für Wahrung des Urheberrechts.

Die seligen Dichter und Sänger wurden verlegen. Niemand von ihnen hatte einen Pfennig Geld. Da wandte sich Vater Homeros bittenderweise an den Herrn. Der Herr schenkte freundlich die beiden goldenen Schüsselchen, auf die er eben einen Regenbogen stellen wollte.

„Her damit!" schrien die Reisenden des Urheberrechts. „Und jetzt zur Abstimmung darüber, was gespielt werden soll!"

Nach Mehrheitsbeschluß kam nicht das Scherzo aus

der neunten Symphonie zur Aufführung, auch nicht das Allegretto aus der siebenten; sondern „Im Grunewald, im Grunewald ist Holzauktion".

Da lachte der Herr, der einen neuen Regenbogen aufzubauen angefangen hatte, und es lachte der Vater Homeros. Der heilige Lukas aber ließ vor Schrecken den Pinsel fallen; denn er hatte bemerkt, daß der Herr und Homeros ganz gleich aussahen, sobald sie lachten, und daß Niemand malen konnte, was doch so ähnlich war.

Wie der Gabrielbub des Teufels wurde

1909

Der liebe Gott saß geruhig bei seinem göttlichen Geschäfte. Er drehte mit der Linken die Achse der Welt und half mit der Rechten der Weltordnung nach, wo es nötig schien. Immer nur der Ordnung, niemals der Unordnung. Er goß Öl auf die Achse, wenn sie knarrte. Einen der kleinen Planeten, der sich vordrängen wollte, stupste er in seine Bahn zurück. Ein zu helles Lichtlein der Milchstraße schraubte er hinunter, ein zu trübes schnäuzte er. Er half einer Kreuzspinne eine Fliege binden, weil die Spinne die Stärkere war. Er half einer Hummel das Spinnennetz zerreißen, weil die Hummel die Stärkere war. Er schabte mit dem kleinen Finger an der Rinde eines Vulkans, auf daß Feuer und Lava bequemer hindurchbrechen konnten. Alle Maße der Erde kannte der liebe Gott. So saß er geruhig bei seinem göttlichen Geschäfte an der Weltachse. Sah alles, hörte alles, fühlte alles ohne Gesicht, ohne Gehör, ohne Gefühl. Und half immer der Ordnung, niemals der Unordnung. Und lobte die Ordnung mit wichtiger Miene.

Unter den Spielkügelchen von Gottes lieber Welt war eines, ein ganz kleines, das von den armen redenden Menschen die Erde zubenannt wurde. Auf dieser Erde lebten nämlich zweibeinige Tierlein, die Menschen zu sich selber sagten.

Dort, wo von dem großen irdischen Wasser ein Teich für ein Weilchen nach Aufgang hinübergespritzt war, mitten zwischen zwei trockene Erdländer hinein, da war ein Gewimmel zweibeiniger Tierlein, wie ein Ameisen-

hausen; das hieß gern das auserwählte Volk Gottes. Gabriel und Michael, die beiden getreusten Engelbuben, kugelten sich vor Lachen, da man's im Himmel erzählte. Der liebe Gott verwies ihnen ihr Lachen und hätte dabei gern nach seiner inneren Gewohnheit den Zeigefinger belehrend aufgehoben, wenn seine göttlichen Geschäfte ihm dafür Freiheit genug gelassen hätten. Doch nur zum Reden ließen sie ihm Zeit, nicht zum Fingeraufheben. Also sagte er: „Kinder, seid nicht so dumm. Ihr lacht ja nur, weil die da unten so kleine Knirpse sind. Auch ihr wäret klein, wenn ich einmal dazu käme, mich ordentlich zu strecken. Und daß sie meine besonders lieben Kinder heißen wollen, das freut mich eigentlich. So wollen sie doch wenigstens herauf. Michael, verfluchter Kerl! Willst du wohl die Pratze von der Wolke lassen! Ob du was siehst oder nicht, dort hat jetzt Wolke zu sein."

„Wieder kreuzigen sie einen," brummelte der Michaelbub und glotzte durch einen Wolkenspalt.

Der Gabrielbub sprang hinzu, warf einen Blick hinunter und schrie jämmerlich auf:

„Ihn kreuzigen sie, lieber Gott, deinen lieben Herrn Sohn Jesus. Er sucht hier oben mit den Augen, so ängstlich, so bitterlich. Unter dem Kreuze stehen gute Männer und gute Frauen. Jedes sein Leiden im Herzen. Das darfst du nicht wollen, lieber Gott. Schnell, du mußt ein Wunder tun und ihn retten. Weißt du was? Laß mich nur, so kann ich's auch. Ich will Finsternis werfen über die ganze Bande, über die Juden und über die Römer. Die guten Männer und Frauen werden ihn heimlich lösen, und ich werde Balsam ausgießen über seine blutenden Glieder."

Der liebe Gott richtete ein Grashälmchen auf, das ein Wiesel überlaufen hatte. Fast zärtlich.

„Still, Gabrielbub. Was muß, geschieht. Nach meinen eigenen Gesetzen darf ich kein Wunder tun. Wie oft soll ich's euch sagen, ihr Engelbubenfürsten. Ordnung! Ich könnte, wenn ich wollte. Natürlich könnte ich. Aber

nach meinen eigenen ewigen Gesetzen darf die Ordnung durch kein Wunder gestört werden."

Das Wiesel hatte ein Mäuslein gefangen und gefressen. Ein Blutstropfen des Mäusleins war neben ein Maßliebchen gefallen, und der liebe Gott half dem Maßliebchen sich vollsaugen mit dem Blutstropfen.

„Der Gabriel will immer was extra," sagte der Michaelbub. „Gut, aber dumm. Immer heidi! Der richtige Ernst fehlt. Ich verstehe dich viel besser, lieber Gott. Was muß, geschieht. Und wir haben das Zuschauen. Seh nur einer mal die Beleuchtung!"

Der Spalt in den Wolken hatte sich gerundet, die grauen und weißen Schleier wälzten sich hin und wälzten sich her, bis sie ein gewaltiges Sprachrohr geformt hatten vom Kreuzeshügel bis zum Himmelsthron. Leise vernahm man das Brausen aus der Menge, das Weinen der Frauen, und vernahm das Schweigen der Jünger. Dann, kaum hörbar, die klagende Stimme: „Mich dürstet."

„Hilf ihm, lieber Gott," schrie der Gabrielbub auf.

„Ich darf nicht. Nach den Gesetzen meiner Ordnung darf ich nicht."

Vom schwarzen Abgrund der Erde fuhr es herauf wie ein dunkelschweflichter Blitz. Gefallene Engel stürmten vor den Thron der Weltenachse. Satanas ihnen voran.

„Herr und Meister, jetzt mußt du ein Wunder tun und helfen. Wenn Satanas Mitleid fühlt und der Herrgott nicht hilft, so ist der Herrgott ohnmächtig, so ist unsere Zeit gekommen. Hilf oder dank ab!"

„Hilf oder dank ab!" riefen durcheinander die gefallenen Engel; und sie waren schöner, größer und stärker als die Heerscharen im Himmel. Nur waffenlos waren sie. Darum lächelte der liebe Gott geruhig und winkte seinen Engelfürsten, die flammenfunkelnden Schwerter bereitzuhalten.

„Nein, mein guter Satanas. Dir steht Mitleid an, nicht mir. Und du, mein Gabriel, magst zu Satanas

gehen, wenn ich dich noch einmal auf Mitleid ertappe. Mitleid! Mitleid ist für Menschen und gefallene Engel. Ist für die da unten. Nicht für uns hier oben. Und deine Meinung durchschaue ich, mein lieber Satanas. Helfen soll ich meinem lieben Söhnchen Jesus, damit er nicht den Tod erleide, damit sein Reich nicht komme. Damit du allein herrschest auf der kleinen Erde. Jawohl, ich könnte, wenn ich wollte. Ich dürfte auch, ich will aber nicht, ich, der Herr."

Und der liebe Gott, während er nach den Schwertern der Engelfürsten schielte, drehte mit der Linken geruhig die Weltenachse und putzte mit der Rechten einen Sonnenfleck fort. Eben schob sich der Mond schwarz vor die Sonne, man konnte alles besser wahrnehmen. Ungeblendet.

Auf dem Kreuzeshügel war eine der guten Frauen bewußtlos umgesunken. Magdalena. Satanas gab seinen Engeln einen Wink, mit dem Aufstand noch einen Augenblick zu warten. Wie ein Falke schoß er hinunter, ließ den leeren Schatten Magdalenens neben dem Kreuzesstamm liegen, raffte das Weib selbst auf und trug sie im Nu vor den Himmelsthron.

„Bete für ihn! Schmeichle ihm!" hatte er ihr zugeflüstert.

Magdalena hatte nichts gehört. Aber sie tat nach Satanas Geheiß. Auf die Knie warf sie sich nieder, schlug die schwellenden Brüste, raufte das lange, weiche, goldene Haar und ließ den dunklen Augen einen Strom von Tränen entfließen. Dann schlug sie nieder, mit der Stirn auf ihre ausgestreckten Arme, daß ihr Haar über sie selbst sich ausgoß und über die Füße des lieben Gottes.

„Allmächtiger, allweiser, allgütiger Gott! Du allein kannst helfen! So hilf! Mag die Erde zerschlagen, mag der Himmel vergehen, mag die Welt verbrennen! Nur daß Jesus nicht leide! Er ist göttlicher als du, er ist schöner als du. Uns allen hat er geholfen. Meine Seele hat er erlöst, meine, meine, meine Seele! Nimm mich,

schrecklicher Gott, zertrete mich, zertrete meine Seele wieder in Staub, in Schlamm, Leib und Seele. Und spei mich aus. Aber hilf! Du allein kannst helfen."

„Ich bin kein Mensch," sagte der liebe Gott. „Ich bin allmächtig, jawohl, ganz recht, aber ihr Menschen versteht nicht, was das besagen will. Ich bin allmächtig im Anfang, in der Ordnung. Niemals in der Unordnung."

Jäh sprang Magdalene empor.

„So verschreib' ich mich dem Mächtigeren, der helfen will. Hund oder Mensch oder Teufel. Satanas hilf!"

Schon rückten die gefallenen Engel gegen den Thron an der Weltenachse. Schon hatte Magdalene den lieben Gott aus dem Thronsessel gedrängt, den Thron umgeworfen und eine lockere Sessellehne herausgerissen. Schon hatte Satanas die Kurbel der Weltenachse ergriffen, daß ein Beben entstund von Sonnen zu Sonnen. Auch die kleine Erde bebte. Der liebe Gott ordnete geruhig seinen dunkeln, geblumten Talar und verließ sich auf die Engelbubenfürsten. Der allergetreuste Gabrielbub war auch nicht faul, schmiß Satanas nieder und stieß ihm sein flammenfunkelndes Schwert durch die Brust. Das war aber nur symbolisch, bedeutete Sieg und schadete dem Durchbohrten weiter nichts.

Der Michaelbub hatte von Magdalena mit der harten Thronsessellehne einen tüchtigen Hieb über das linke Auge abgekriegt; jetzt faßte er sie und schleuderte sie zu ihrem Schatten auf den Kreuzeshügel zurück.

Der liebe Gott war in würdiger Haltung stehen geblieben; nun griff er geruhig wieder nach der Kurbel der Weltenachse und machte dem Weltbeben ein Ende.

Da klang es wieder herauf durch den Schalltrichter der Wolken, schauerlich leise in der Sprache der Engel und des Dulders:

„Eli, eli, lama sabachthani. Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Der Widerhall von den Wolken und von der Milchstraße und vom Himmel

und von allen Sonnen klang wie ein ferner Donner nach: Eli, eli, lama sabachthani.

Da senkte der liebe Gott traurig sein Haupt und sprach zurück durch den Schalltrichter der Wolken: „Es ist ja nicht wahr, daß ich nicht darf nach eigenen Gesetzen. Es ist ja nicht wahr, daß ich nicht will. Ich kann ja nur nicht. Ich kann nicht Wunder tun. Was muß, geschieht."

„Du Ärmster!" klang es herauf aus Sterbensferne. Und der Dulder neigte sein Haupt und starb.

Als wie müde setzte sich der liebe Gott auf den umgestürzten Thron und drehte mit der Linken die Achse der Welt. Und hob zum erstenmal den Zeigefinger der Rechten und wischte zum erstenmal eine Träne ab.

Der Gabrielbub aber zerbrach mit einem wilden Ruf sein flammenfunkelndes Schwert und fuhr hinab zu den gefallenen Engeln.

Der Verein gegen die Nacktheit

Dezember 1913

Eine überjahrte Prinzessin war von Petrus in den Himmel eingelassen worden. Um ihrer fabelhaften Züchtigkeit willen. Sie hatte niemals im Leben ein Bad genommen, weil ihr zu den keuschen Ohren gekommen war, man müßte sich zu diesem Zwecke nackend ausziehen; schon als Kind hatte sie sich darum nicht gern waschen lassen. Sie hatte den Negern, denen ihr hoher Bruder viel Fusel für viel Elfenbein verkaufte, ganz umsonst Lendentücher gestiftet, damit sie in ihrer Trunkenheit wenigstens nicht unbekleidet wären. Im Himmel gedachte sie ihren segensreichen irdischen Kampf gegen die sündige Nacktheit fortzusetzen. Da flogen nämlich nicht nur die kleinen Engel, die als Kinder gestorben waren, nackend herum und sangen all in ihrer Nacktheit; der heilige Sebastian hatte nichts an als seine Pfeile; eine Heilige besaß als einzige Gewandung die schönen Haare, die ihr durch ein Wunder zum Schutze gegen lüsterne Blicke so lang gewachsen waren; und endlich zeigten viele von den pensionierten griechischen Göttern und Göttinnen ihre untadeligen Leiber völlig oder halb unbedeckt.

Es ist nicht wahr, was unzuverlässige Schriftsteller erzählen, daß die griechische Göttermenge aus dem Himmel gejagt und in die Hölle zu den Teufeln verbannt worden ist. Ihrer Ämter enthoben hat sie der Herr freilich, zur Ruhe gesetzt, vielleicht auch nur zur Disposition gestellt. In einer herrlichen Gartenstadt an der Milchstraße hausen sie, bescheidener als früher, aber ihr alter Glanz ist nicht von ihnen genommen. Ihr Leben ist unver-

ändert geblieben, weil sie doch auch zu den Zeiten ihrer Herrlichkeit nichts getan hatten, die leichtlebenden Götter. Unter den Bäumen, auf den Wiesen ihrer Gartenstadt wandelten sie wonnig umher, einige in fast durchsichtigen, überdies geschlitzten Hemden. Apollon, Aphrodite und Eros ohne jedes, aber auch ohne jedes Kleidungsstück; nur Pallas Athene, weil sie über ihren Büchern die hellenische Einfalt eingebüßt hatte, schritt wie ein Professor einher, bis an den Hals zugeknöpft. Aphrodite pflegte zu spotten, Pallas hätte gute Gründe, ihren Körper so zu verhüllen.

Die züchtige Prinzessin hatte von der Erde her die Überzeugung mitgebracht, ein Verein müßte gegründet werden, so oft die Einzelnen zur Ausführung eines unwahrscheinlichen Planes nicht zu haben waren. Nur in Vereinen erwüchse die nötige Gelehrigkeit (die Gegner nannten es Dummheit) für die Verbreitung einer neuen Lehre. Die Prinzessin schaute sich im Himmel lange vergebens nach den geeigneten Vereinsbrüdern um. Von ihren Standesgenossen traf sie oben wenige an, und gerade diese weigerten sich, sich die seltenen Freuden des Himmels zu verkümmern. Da waren aber einige Hundert ägyptische Anachoreten, die wilden Gesellen, die vor anderthalb Jahrtausenden die edle Hypatia, die letzte griechische Philosophin, ermordet und in Stücke gerissen hatten, weil sie angeblich die Studenten durch die Reize ihres Antlitzes verführte. Diese Anachoreten, so kam der himmlische Klatsch an die Prinzessin, stahlen sich in der Dämmerung nach der Milchstraße, guckten durch die Astlöcher der Zaunplanken in die Gärten der griechischen Götter, guckten unermüdlich bis zum Eintritt der Nacht und schimpften nachher wie Rohrspatzen über die Schamlosigkeit der Aphrodite und des Eros. Sie schimpften mit funkelnden Augen. Das waren die richtigen Männer für ihren Verein gegen die Nacktheit.

Der Verein gegen die Nacktheit kam zustande. Die Anachoreten erwiesen sich allerdings als ungebärdige

Männer, die in den Versammlungen nicht müde wurden, zum großen Kummer der Prinzessin-Präsidentin, den Körper der Göttin Aphrodite Punkt für Punkt zu schildern, und die nicht übel Lust bezeugten, in die Gartenstadt einzubrechen, Aphrodite und Eros herauszuschleppen und ihnen Glied für Glied zu zerreißen, wie sie es damals der unseligen Hypatia gemacht hatten. Die Prinzessin lenkte jedoch die Beratungen so, daß ihr Verein sich auf zwei minder gewalttätige Beschlüsse einigte. Den griechischen Göttern sollten Hosen angezogen werden, ob sie wollten oder nicht. Und dem Herrn sollte in Ehrfurcht das Gesuch unterbreitet werden, die Menschen fortan nicht mehr nackend auf die Welt kommen zu lassen.

Der Herr ließ in diesem Jahre die Zügel seiner Welt- und Himmelsregierung ein wenig schleifen. Es behagte ihm, eine Weile zuzuschauen und nicht einzugreifen. Er hatte einige Freude an dem neuen Durcheinanderlaufen der törichten Menschen: an der Frauenbewegung, da er doch schon im Anfang das Weib zur Gehilfin des Mannes geschaffen hatte, nicht zu seinem Nutztier; an dem Eifer, mit dem man sich da und dort, besonders in seinem lieben Deutschland, der armen Tierlein annahm, die doch auch seine Geschöpfe waren. Er lächelte über den alten Schrei nach dem Kinde, der für einen ganz neuartigen Schrei ausgegeben wurde, und über die andere Erfindung, das Jahrhundert des Kindes. Er lauschte auf andere neugebildete Worte und ärgerte sich just so viel, als der Herr sich über Worte der Menschen zu ärgern vermag. Bei dieser Beschaulichkeit des Herrn hatte Petrus gute Tage. Der Pförtner dünkte sich am Ende den Herrn des Himmels; wie es ja auch sonst vorzukommen pflegt, daß der Hausmeister sich für den Meister des Hauses ausgibt.

Als die Prinzessin nun an den raschen Petrus herantrat, um ihn mit erlesenen Schmeichelreden für ihre Absichten zu gewinnen, war er sofort Feuer und Flamme. Die freche Göttin der Schönheit war ihm seit Jahren ein Dorn im Auge gewesen. Er versprach, die Ziele des

himmlischen „Vereins gegen die Nacktheit“ mit seinem ganzen Ansehen zu fördern. Das Gesuch, die Kinder der Menschen fortan irgendwie bekleidet auf die Welt kommen zu lassen, müßte nun wirklich dem Herrn selbst vorgelegt werden; die Schöpfung hätte sich der alte Herr ja leider vorbehalten. Aber die zwangsweise Behosung der Griechengötter nehme er, Petrus, auf seine eigene Kappe. Er nahm ein Dutzend bewaffneter Engel zu Hilfe, zog selbst mit ihnen, den Anachoreten und der Prinzessin nach der Gartenstadt an der Milchstraße und befahl den guten Göttern und Göttinnen, die eigens mitgebrachten Hosen anzulegen. Er ließ durchblicken, daß er den Befehl in Vertretung des Herrn überbrächte. Da glaubten die Götter und Göttinnen gehorchen zu müssen und zogen unter dem Grunzen der Anachoreten, mit dem Beistande der Prinzessin, die eklen Futterale an. Here, die Gemahlin des Zeus, war die einzige, die sich nicht fügte; unter dem Vorwande, sie fände kein Beinkleid nach ihrem mächtigen Wuchse. Apollon und Eros ließen die Nase hängen, als sie sich in der barbarischen Verkleidung erblickten. Nur Aphrodite wußte ihre rosenfarbenen Höschen so allerliebst zu raffen, daß die bewaffneten Engel schmunzelten, und daß die Anachoreten in ihrer zornigen Erregung geflucht hätten, wenn das für Anachoreten, noch dazu im Himmel, schicklich gewesen wäre.

Als die gesamten griechischen Götter und Halbgötter einander bald darauf in ihrer ungewohnten Tracht erblickten, erhob sich unter ihnen ein allgemeines Schreien und Klagen; es waren ihrer nur wenige, sie stammten aus dem Morgenlande, die an der Vermummung keinen Anstoß nahmen und die Beinröhren mit Anstand zu tragen wußten. Als aber die übrigen Himmelsbewohner von dem Abenteuer erfuhren, da kamen sie in hellen Haufen herbeigeflogen, Hunderte, dann Tausende und aber Tausende, und schlugen ein lustiges Gelächter an über die behosten Götter und Göttinnen; das Gelächter

steigerte sich zu einem tollen Lärmen, da sie der rosenfarbenen Aphrodite ansichtig wurden.

Bei einem solchen Tohuwabohu konnte nicht einmal der Herr seinen beschaulichen Gedanken nachhängen. Er horchte und verstand. Er zwang mit einem Winken seiner Brauen den Hausmeister Petrus vor seinen Thron. Da faßte er ihn beim linken Ohrläppchen und sprach:

„Du vorlauter, du überweiser Knecht, dieweil ich versonnen war und die Zügel schleifen ließ, hast du dir herausgenommen, die Griechengötter zu kränken, meine lieben, alten Kinder. Und hättest gar die Menschen gleich bei ihrer Geburt umgeschaffen, wenn ich mir nicht alle Schöpfung vorbehalten hätte. Eine Belehrung sei deine Strafe."

Und wieder winkte der Herr mit seinen Brauen, und Adam und Eva standen vor dem Thron, beide unbekleidet bis auf ihre Schürze von Feigenblättern, ferner der heilige Lukas und der unheilige Maler Raffael. Und der Herr befahl den ersten Menschen, sie sollten erzählen, wie sie vor ihrem Sündenfall gelebt hatten und wie sie zu ihren Schürzen gekommen waren; und weil Adam nicht mit der Sprache herausrückte, erzählte Eva die ganze wohlbekannte Geschichte.

Der Herr aber sprach: „Hieraus kannst du lernen, mein hastiger Knecht, daß die Sünde nicht nur den Tod erzeugt hat und die Arbeit und die Herrschaft des Mannes, daß die Sünde auch erzeugt hat die Scham und die Kleider. Im Himmel ist keine Sünde, was nicht aus der Sünde gekommen ist. Auch die lieben Griechengötter, weil sie vom Baume der Erkenntnis nicht gegessen haben, sind zwar sonst ein bißchen dumm geblieben, wissen aber auch nichts von Tod und Arbeit und Herrschaft, nichts von Scham und Kleidern. Dabei soll es bleiben, du gottüberlegener Hausmeister, du. Und weiter magst du lernen, was dabei herausgekommen wäre, wenn ich die Menschen nicht nackend geschaffen, wenn ich ihnen Felle oder Federn oder Schuppen oder Panzer mitgegeben hätte."

Der Herr hob seinen Zauberfinger, und die ersten Menschen waren mit dichten Bärenhaaren bedeckt, vom Kopf bis zu den Füßen; und wieder standen sie da in einem struppigen Federkleide; und wieder gleißten sie von feuchten Schuppen und schnappten nach Luft; und wieder steckten sie zwischen zwei harten Panzern wie zwei Schildkröten. Und in jeder Verwandlung schlotterte ihnen noch die Schürze von Feigenblättern um die Lenden. Da lachte der heilige Lukas, der Patron der Malersleute, da lachte der unheilige Raffael, und der Herr lächelte. Nur Petrus blickte verlegen darein.

Schon hatten die ersten Menschen froh wieder Menschengestalt angenommen, als der Maler Raffael auf eine stumme, gebietende Frage des Herrn also redete:

„Ich danke dir, Herr, daß du meinem glücklichen Auge die Gabe verliehen hast, die Schönheit deiner Geschöpfe zu sehen, daß du meiner glücklichen Hand die Gabe verliehen hast, die Schönheit nachzuzeichnen. Schön ist jeder Grashalm, schön ist jeder Baum und jegliches Getier; am schönsten jedoch sind die Formen der Menschen. Zu deinem Preise habe ich deine Welt wiederholt, Heilige und Unheilige gemalt, am liebsten aber mit deiner Hilfe und deiner Gnade die Schönheit des Weibes, auch nach dem Sündenfall. Auch die sündige Schönheit ist schön."

Und der heilige Lukas redete also auf eine stumme, gebietende Frage des Herrn:

„Bin nur ein kleiner Pfuscher der erhabenen Malerkunst, ein Pfuscher gegenüber dem Meister Raffael und seinesgleichen. Habe mehr Sehnsucht als Können. Muß mich bescheiden. Will aber nur gestehen, mein Herr, daß ich oft gewünscht habe, Adam und Eva im Garten Eden zu malen, groß und rein, noch im Stande der Unschuld, wie du sie am sechsten Tage gemacht hattest. Und da habe ich so bei mir geträumt, den Adam nach dem Bilde des Apollon zu malen und die Eva nach dem Bilde der liebreizenden Aphrodite. Kann es nicht leugnen, daß ich

öfters die Milchstraße entlang wanderte, nur um meine Augen zu erquicken und um die Linien und Farben dieser Heiden auswendig zu lernen. Ist ja alles dein Werk, Herr. Bring's aber nicht heraus."

Petrus war ungeduldig worden. Er rief:

„Du bist allweise, Herr, du wirst dich nicht beschwatzen lassen. Mit der Bewunderung für deine unbegreiflich hohe Schöpfung fängt es immer an bei dieser Malergilde, mit der Verlockung zu allen Lastern hört es auf. Die züchtige Prinzessin, die den frommen Verein gegen die Nacktheit gründete, hat mir berichtet, wie es jetzt auf der Erde zugeht, auch in deinem lieben Deutschland. Neben den vielen, allzuvielen ehrlichen Malersleuten gibt es auch schändliche Schmutzfinken, die selbst allen Lüsten frönen und freche Bilder entwerfen, die willigen jungen Leute zu den gleichen Lüsten zu verlocken. Und abscheuliche Händler vervielfältigen diese Schändlichkeiten, mit Hilfe einer Teufelskunst, in deren Dienst sie deine Sonne zwingen. Diese Hunde! Diese Schweine!"

Unsichtbar lächelnd sprach der Herr:

„Ich weiß von diesen Entarteten. Mit meinen guten Hunden sollst du sie nicht vergleichen, die sind nicht die geringsten unter meinen Geschöpfen. Auch mit den Schweinen nicht; sind auch brave Tierlein."

„Schweinehunde also!" brummte Petrus.

„Meinetwegen, diese Art habe ich ja gar nicht geschaffen. Beinahe habe ich sie nicht lieb, diese Art von Malern und Händlern."

„So vernichte sie mit Pech und Schwefel," rief Petrus heftig. „Sie sind nicht wert, daß deine Sonne sie bescheint, die sie mit ihrer Teufelskunst beschimpft haben."

„Schon wieder so jach, mein armer Petrus. Warum Pech und Schwefel eher für sie als für andere Diebe und Mordbrenner und Lügner und Heuchler? Sie haben ihren Lohn dahin, die Händler und die entarteten Maler, welche die Himmelsgabe als Kitzel mißbrauchen. Sind

auch unter den Musikanten und unter den Poeten solche Käuze. Sie haben ihren Lohn dahin. Habe ich doch auch nicht Pech und Schwefel für mein wüstes, kleines Ungeziefer. Kribbeln lassen! Und sind wunderbare Kerls neben ihnen, die malen, weil sie müssen. Nach ihrer Natur müssen. Habe ich diese so werden lassen, daß sie müssen, so werde ich sie auch nicht strafen wollen. Dürfen nicht mit den Schmutzfinken verwechselt werden. Sind gar zu lustige Schlingel unter ihnen, die ich nicht ungern einmal sehe und höre."

Der Gedanke des Herrn ließ eine Reihe putziger Schatten am Throne dankbar huldigend vorüberfliegen; der unheilige Raffael erkannte unter den Schatten zu seinem Staunen den Dichter der Mandragola und den kecken Offenbach und den frechen Rops.

Petrus ergab sich.

„Herr, dein Wille geschehe."

„Das brauchst du nicht erst zu sagen, und noch dazu so unwillig, du alter Brummer."

Ein Strahl aus den Augen des Herrn. Die Pforten des Thronsaals öffneten sich; herein schwebten die behoste Aphrodite, der behoste Eros, die züchtige Prinzessin mit ihren wilden Anachoreten; und hinter ihnen die anderen pensionierten oder zur Disposition gestellten Griechengötter und die immer noch lachenden Engelscharen.

Kein anderer als der unheilige Raffael durfte der liebreizenden Aphrodite und dem jugendlichen Eros ihre aufgenötigten Futterale abnehmen, daß beide in ihrer unverhüllten Schönheit erschienen; und der Herr drohte nur ganz leise, mehr scherzhaft als tadelnd, als der unheilige Raffael der freundlichen Aphrodite einen Kuß auf den Mund drückte. Sodann sollte die ewige Göttin der Schönheit, weil sie sich zumeist beleidigt fühlen durfte, aussprechen, welche Genugtuung sie von ihren Feinden verlangte.

Ein Schelm, zum Entzücken reizend, umschwebte die Lippen der Göttin:

„Gar nichts will ich, mein allerhöchster Herr. Der Verein gegen häßliche Nacktheit gefällt mir. Wenn Nacktheit häßlich ist, so mag sie mit Recht verhüllt werden. Diese züchtige Prinzessin und ihre haarigen Wilden sollen fortan Larven vor den Gesichtern tragen, weil sie häßlich sind."

Also geschah es. Und nichts Häßliches mehr war im Himmel zu erblicken.

Die Freiheit der Universitäten

Der liebe Gott war mit der alten himmlischen Musik ganz zufrieden, mit den Kantaten von Bach und mit Mozarts „Halleluja“, unbekümmert um die Konfession; er verlangte nicht nach der überlauten, neumodischen Musik, die man oft gar nicht schön fand, wenn man es nicht künstlich gelernt hatte. Aber der Vorsteher des himmlischen Unterrichtswesens hatte es sich in den Kopf gesetzt, eine neue Kunst einzuführen und sie auf breiter wissenschaftlicher Grundlage aufzubauen; die ehrwürdige Hochschule für Musik sollte in eine richtige Universität, eine vollständige Universität mit allen Fakultäten, umgewandelt werden. Professoren der Medizin sollten die Sprachwerkzeuge der singenden Engel unablässig beobachten und bei allen Übungen den Sängern einen Kehlkopfspiegel in den Hals halten; die Professoren der Jurisprudenz sollten dafür sorgen, daß die Engel bei den Aufführungen die ihnen zukommenden Plätze genau nach Recht und Herkommen einnahmen, nicht ein Fußbreit zu weit nach vorn oder nach hinten; die Professoren der Philosophie sollten die hergebrachten Texte der Lieder streng philologisch revidieren. Nur für die Theologen schien keine Arbeit da zu sein; für den lieben Gott war doch nur dummes Zeug, was die Theologen redeten. Doch freundlich ließ der Herr den Vorsteher des Unterrichtswesens gewähren, als dieser die Reform der himmlischen Chöre in die Wege leiten wollte; der Herr war gar nicht gegen gemächliche Reformen.

Der Vorsteher des ganzen Unterrichtswesens war aber Dionys der Jüngere, der einst, vor mehr als zweitausend

Jahren, Tyrann von Syrakus und dann nach seiner Vertreibung Professor gewesen war; König und Professor in einer Person, so einer eignete sich ganz gewiß besonders zu der Stellung eines Unterrichtsministers. Dionys war nicht wenig stolz darauf, daß er durch den deutschen Dichter Friedrich Schiller zu einem so hübschen Nachruhm gekommen war, und weil er den Dichter der „Bürgschaft" als einen deutschen Professor verehrte, hatte er die Meinung gefaßt, die deutschen Universitäten wären die besten Lehranstalten der Welt. Um nun dieses unerreichte Muster in seiner himmlischen Universität nachahmen zu können, berief er die besten unter den seligen Lehrern aus älterer und neuester Zeit zu einer beratenden Versammlung; Dionys war aber immer noch Tyrann genug, um diesen Männern eben nur eine beratende Stimme zu geben; in seinem Herzen hatte er schon den Entschluß gefaßt, die neue Hochschule nach den Plänen des seligen Althoff einzurichten, der ja auch Professor und auch ein bißchen Tyrann gewesen war, der die Sache also am besten verstehen mußte.

Zu Dionys dem Tyrannen schlichen also eines Tages alle die eingeladenen seligen Gelehrten; denn ein König bleibt immer ein König, auch wenn er abgesetzt und über zweitausend Jahre tot ist.

Bevor noch die Rollen, die von den einzelnen Teilnehmern gespielt werden sollten, ordentlich verteilt waren, meldete sich zum Worte Comenius, der leidenschaftliche Schulgewaltige; ihm gefielen die Absichten der beiden Tyrannen nicht, und er hatte sich vorgenommen, sein eigenes Bekenntnis frei herauszusagen. Comenius sprach:

Weg mit aller Bücherweisheit. Aus dem Leben sollen wir lernen für das Leben. Und die Knaben sollen emporsteigen im Wissen nur nach ihrer Begabung, nicht nach dem Gelde ihrer Väter. Auch im Himmel sollen die Solostimmen nicht ausgeteilt werden nach der Rangordnung, sondern nach der Begabung, die auch bei den

Engeln nicht die gleiche ist. Der liebe Gott hat es mir einmal selbst gesagt, daß ihm der Gesang von manchen durchgefallenen oder gefallenen Engeln süßer vorgekommen sei, als der Gesang der bravsten Schüler. Und in England und in Frankreich gibt es ebensogute Ärzte, Richter, Schulmeister und Geistliche wie in Deutschland. Kürzlich erst sind große deutsche Stadtrepubliken auf den weisen Einfall gekommen, bei der Gründung neuer und freier Hochschulen sich das Ausland mehr zum Beispiel zu nehmen. Wohl haben da angesehene deutsche Hochschullehrer den Stadtrepubliken in die Suppe gespuckt ...

Weiter ließ man den tapferen Comenius nicht reden. Nach einigem Lärmen wurde die Erklärung angenommen: dem Comenius sei die Einladung nur durch einen Irrtum zugegangen, er sei ein Böhme und kein Deutscher. Comenius wurde hinausgeworfen, wie er so oft im Leben war hinausgeworfen worden. Danach konnte die Beratung ohne weitere wesentliche Störung vonstatten gehen.

Althoff: So ein Dickschädel! Als ob nicht die Staatsgewalt allein die Entscheidung darüber hätte, ob Geld oder Begabung für die bürgerliche Gesellschaft wichtiger ist? Und wie weit überhaupt die akademische Freiheit zu gehen hat?

Dionys: Das ist der springende Punkt, lieber Kollege. Es wurde auch früher zu viel von akademischer Freiheit geschwätzt, sogar von dem sonst hochzuverehrenden Herrn Professor Schiller, der in seiner „Bürgschaft", wie Sie wissen ...

Alle: Wir wissen.

Dionys: Ich dachte, es würde Sie interessieren, von mir die wahre Geschichte ... Na, denn nicht. Was also ist geschehen und was kann fernerhin geschehen, um die Unbotmäßigkeit der Dozenten und der Studenten zu brechen, ohne daß deshalb Klagen über eine Preisgabe der sogenannten Lehr- und Lernfreiheit erhoben würden?

Althoff: Bezüglich der Studenten ist die Machtfrage in meinem lieben Preußen auf eine vorbildliche Weise gelöst. Durch die Verwaltung. Der berühmte Metternich war ein Pfuscher; nach seinem System wurden demokratische Lehrer und Schüler von 1815 bis 1848 drangsaliert und wurden dann wie Märtyrer gefeiert. Wir legen den freien Studentenvereinigungen fast gar nichts mehr in den Weg; wir verschließen ihren Mitgliedern nur die höheren Stellungen. Wir sind klüger geworden. Den Brotkorb höher hängen, das ist ein viel wirksameres Mittel, gnädigster Herr, als das verrostete Schwert, das Ihr hochseliger Herr Vater an einem Pferdehaar über dem Kopfe des Damokles aufhängen ließ.

Dionys: Nämlich ...

Alle: Die Geschichte ist bekannt.

Althoff: Die jungen Leute von guter Familie drängen sich zu den Verbindungen, die im Laufe der Zeit zu königstreuen Verbindungen geworden sind; die jungen Leute rechnen auf einen gefüllten und möglichst niedrigen Brotkorb und werden so zu Stützen von Thron und Altar.

Mommsen: Im späteren Philisterium wenigstens. Man drückt darum gern beide Augen zu, wenn diese künftigen Säulen der Ordnung gelegentlich im Rausche kleine Säulchen des Staates oder der Kirche zum Wackeln bringen.

Dionys: Der Herr Vorredner scheint spotten zu wollen, mir aber gefällt die Einrichtung sehr gut; nur wird sie sich schwer auf die himmlischen Verhältnisse übertragen lassen. Wir haben hier oben keine Präsidentengehälter und überhaupt kein Geld. Da werden meine Studenten sich nicht leicht verführen lassen, in staatserhaltende Verbindungen einzuspringen. Von Natur ist ja die Jugend den alten Gewohnheiten niemals freund. Ich hab's erlebt. Nach dem Tode meines Herrn Vaters ...

Alle: Zur Sache, Majestät!

Althoff: Doch, gnädigster Herr, auch die himmlischen Studenten werden sich keilen lassen. An die Stelle der Präsidentengehälter setzen wir einfach goldgestickte Flügel und ähnliche Auszeichnungen. Unsere himmlischen Sänger werden sich hüten, den freien Gesangvereinen beizutreten, wenn sie erfahren haben, daß nur die himmelerhaltenden Verbindungen ihren Kantus in der allerhöchsten Gegenwart anstimmen dürfen. Daß nur den Verbindungsengeln das Tragen feuriger Schläger gestattet ist. Ich habe mich immer an die Eitelkeit der Menschen gehalten, wenn sie beim Geize nicht zu fassen waren.

Mommsen: Das kann gut werden. Dereinst werden die älteren Engel die jüngeren nach der Vorstellung fragen, ob sie „aktiv" gewesen seien.

Sokrates: Ich kann, o Mommsen, den Vorschlag des Barbaren Althoff nicht tugendhaft finden.

Mommsen: Auch ist, o Sokrates, dieser Barbar ein vortragender Rat nicht für Tugend geworden.

Sokrates: Ich möchte meine Denklehre und meine Tugendlehre doch lieber in den freien Gesangvereinen vortragen. Willst du mich dorthin geleiten, o Mommsen?

Mommsen: Das kann ich nicht, o Sokrates. Die beiden Tyrannen sind mir allerdings gräßlich; mache ich mich aber noch unbeliebter, als ich schon bin, so verschließt man vor mir die himmlischen Archive. Die Wissenschaft ist vorurteilslos; doch am Ende hängen wir alle ab, von Kreaturen, die uns schufen.

Dionys: Ich genehmige also, daß die Verbindungsstudenten im Himmel die gleichen Vorrechte genießen sollen wie die Verbindungsstudenten in Deutschland. Und nun, mein schlauer Ratgeber, berichte mir, wie ich mich auf ebenso bequeme Weise zum Herrn über die himmlischen Professoren machen kann. Es sind eigensinnige Leute unter ihnen; betrachte dir nur diesen alten Tyrannenmörder Mommsen, der so unerlaubt frei über unsere römische Geschichte geschrieben hat.

Althoff: Um die Himmelstürmer unter den Professoren brauchen wir uns nicht zu sorgen, gnädigster Herr; die werden mit den Jahren gewöhnlich von selbst zu Himmelsbewahrern, wenn sie erst für Halbgötter gehalten werden. Noch weniger brauchen wir uns zu bekümmern um die allermeisten kleinen Professoren, die berufen worden sind, weil sie nicht auserwählt waren, die irgendein kleines Feld weiter bestellen, wie es vor ihnen bestellt worden ist. Diese ordentlichen Leute und Professoren . . .

Mommsen: Jede Fakultät hat ihre Dentisten.

Althoff: Ich bitte mich nicht zu unterbrechen. Die bedeutenden Männer allein sind es, die Forscher, die uns Sorge machen. Und da hat es die Entwicklung der Wissenschaft so gefügt, daß auch die unabhängigsten Geister in die gottgewollte Abhängigkeit geraten müssen, ganz abgesehen davon, daß just die Forscher nur selten Zeit haben, über das ungeheure Feld ihrer Arbeit hinauszublicken. Auch das gehört zu der Entwicklung der Wissenschaft, über die ich mir eine kleine Abschweifung gestatten möchte.

Dionys: Nur keine Fachsimpelei, wenn ich bitten darf.

Althoff: Ich weiß, was ich meinem gnädigsten Herrn schuldig bin. Bis vor etwa hundert Jahren hatten die Forscher nicht nur ihre ganze Arbeit selber zu leisten, sondern auch aus eigenen Mitteln Handwerkszeug und Gehilfen zu stellen. Naturwissenschaftler wie Geisteswissenschaftler. Die großen Sternkundigen und Mathematiker von Archimedes, dem Landsmanne meines gnädigen Herrn, bis auf Newton, die bahnbrechenden Chemiker und Anatomen, die Pflanzensammler und die Tierzergliederer, aber auch die Geschichtschreiber und die Philologen, ja sogar die Philosophen von den Griechen bis Leibniz, alle besorgten ihr Geschäft, ohne von den Lenkern der Staaten etwas anderes zu verlangen, als daß sie ihre Kreise nicht störten.

Leibniz: Aber ich habe doch die Entwicklung vorausgesehen und überall die Errichtung von Akademien betrieben.

Althoff: Ganz richtig, verehrter Herr Kollege. Das war der Anfang. Seitdem hat der Fabrikbetrieb in der Wissenschaft, hat die Teilung der Arbeit erstaunliche Fortschritte gemacht. Heutzutage kann der genialste Chemiker, Physiker, Physiologe oder Arzt kaum eine neue Entdeckung mehr machen, wenn er nicht das kostspielige Rüstzeug der Laboratorien, wenn er nicht fleißige Assistenten zu seiner Verfügung hat. Auch der Geisteswissenschaftler kann nicht mehr aus seiner Tasche bezahlen, was er an Ausgaben für Reisen und Ausgrabungen aufwenden müßte. Wir aber sind die Herren über Laboratorien und Assistenten, über Stipendien und Bibliotheken. So braucht auch der tüchtigste Forscher gar nicht alt zu werden, um einzusehen, daß er sich mit uns gut stellen müsse. Mit den Personen um der Sache willen. Es ist lange her, daß die Göttinger Sieben sich gegen die Obrigkeit auflehnten. So etwas ist unter meiner Amtsführung nicht vorgekommen, und so etwas wird dort unten auf Erden und hier oben im Himmel niemals wieder vorkommen, wenn nur hier und dort nach meinen Grundsätzen gehandelt wird. Politik, gnädigster Herr! Nach den politischen Gesetzen, welche alle Tyrannen gekannt haben und nicht erst aus dem späten Macchiavelli zu lernen brauchten, müssen wie alle Bürger des Staates, so besonders auch die Gelehrten regiert werden. Es geht ganz in der Stille. Man versteht einander ohne Drohung und ohne Gewalttat. Es geht bei den Unterhandlungen ganz gemütlich zu, wenn der Schwächere weiß, daß ich in aller Gemütlichkeit jeden Augenblick zum Zuschlagen bereit bin.

Jakob Grimm: Zeugnis ablegen will ich als einer der Göttinger Sieben gegen diesen Angriff auf die deutsche Freiheit. Haben wir sie auf Erden nicht so erstritten, wie wir es träumten, so soll sie uns im Himmel

nicht verkümmert werden. Noch lebt der alte deutsche Gott, der die Freiheit liebt.

Zwischen dem seligen Mommsen und dem seligen Du Bois-Reymond, der sich selbst einen Leibgardisten der preußischen Könige genannt hatte, entstand ein heftiger Streit darüber, ob die Naturwissenschaftler oder die Geisteswissenschaftler eher in Gefahr wären, von der Regierung abhängig zu werden. Schließlich versumpfte der Streit in die Frage, ob Herr Althoff mit seinem Organisationstalent mehr nützlich oder mehr schädlich gewirkt hätte.

Dionys unterbrach die heftigen Reden und entschied: Wir gebieten also, daß die Freiheit der Wissenschaft im Himmel wie auf Erden abgeschafft werde.

Althoff: Nicht so, gnädigster Herr. Das ist nicht die richtige Form. Das muß etwas anders ausgedrückt werden.

Sokrates (zu seinem Nachbarn): Wenn ich nur all diese Worte verstünde! Wir wissen ja nichts. Frei ist, der weiß, daß er nichts weiß. Wissen ist eine Sehnsucht. Und Freiheit ist ein Gefühl, das sich mit keinem Menschenworte ausdrücken läßt. Nur so gewissermaßen jubeln.

Inzwischen hatten die freien Gesangvereine sich in der ehrwürdigen Hochschule zusammengefunden, um in ihrer Weise gegen die Pläne der beiden Tyrannen die Stimmen zu erheben. Eben als Sokrates seine kurzen Sätze gesprochen hatte, erscholl heiter und groß in den lichten Himmel hinein aus Mozarts „Don Juan" der Chor: „Es lebe die Freiheit".

Die Tyrannen stürmten vor den allerhöchsten Thron, um eine Züchtigung der Empörer zu verlangen. Der liebe Gott aber lächelte und nickte den Sängern huldreich zu.

Cervantes

April 1905

Bis in die Gefilde der Seligen war die Kunde gedrungen, daß überall auf Erden der Monat gefeiert werden sollte, in dem vor dreihundert Jahren das Buch für Götter und Menschen, der Don Quichotte von Miguel de Cervantes Saavedra ans Licht gekommen war. In der Halle der herrlichen Genossen saßen oder standen die Auserwählten beisammen, die Ganzgroßen, die auch im Himmel und für Ewigkeit Dichter gerufen wurden.

Sie scherzten darüber, welche Ehrung die Menschen ersinnen könnten, einen würdigen Lohn für des Cervantes Wirken. Nur er selbst nahm an dem Gespräche nicht teil; er las in einem alten Buche; einen Bericht von den Kriegsabenteuern eines Feldherrn, des famosen Don Juan d'Austria.

Der erste Vorschlag war natürlich der, dem Dichter des Don Quichotte ein prächtiges Denkmal zu setzen.

„Das mag immer," meinte Goethe, „ein bedeutendes Zeichen werden von der Dankbarkeit der Nachgeborenen. Vergeßt nur nicht, dem Bildhauer einzuschärfen, daß er das Denkmal des Dichters kleiner mache, als das kleinste Denkmal des Königs ausgefallen ist, unter dem er gelebt hat! Sonst dürfte es schwerlich aufgestellt werden."

Shakespeare regte an, man könnte die irdischen Reste des Dichters im Eskorial beisetzen, der Nekropolis der spanischen Könige, so wie viele (viel zu viele und doch wieder nicht die rechten) englische Dichter in der Westminsterabtei begraben worden wären.

„Schade nur," entgegnete Molière, „daß niemand weiß, wo die irdischen Reste meines großen Meisters zu finden wären! Ich habe mir wenigstens sagen lassen, sie hätten den Leib des edelsten Spaniers seinerzeit eingescharrt wie einen Hund, und niemals habe sich jemand um sein Grab gekümmert. Aber vielleicht könnte er nachträglich zum Mitgliede der spanischen Akademie gewählt werden. Wollten die Akademien nur die Gewohnheit annehmen, berühmte Tote zu wählen, anstatt zwischen lebendigen Bewerbern zu entscheiden, so würden Neid, Dummheit und Lakaiensinn seltener an den Tüchtigsten vorübergehen."

„Oder," rief Dante mit einer schelmischen Verneigung vor Goethe, „man könnte Herrn Cervantes nachträglich in den Adelstand erheben, falls Nachkommen da sind, welche die Taxe mit Zins und Zinseszins bezahlen wollen."

Cervantes blickte von seinem Buche auf. Er murmelte vor sich hin: „Ich bin aus einem altadligen Geschlechte der jetzigen Provinz Galicia. Nicht einmal bei Lebzeiten hat mein Wappenschild mich vor dem Kampfe gegen Hunger bewahren können. Seltsam! Der Hunger ist der furchtbarste unter allen Feinden, und dennoch gilt der Kampf mit diesem Feinde für den ehrlosesten."

„Dann wird wohl nichts übrigbleiben," sagte Aristophanes, „als den Mann nach altgriechischer Sitte um seines Ruhmes willen zu ächten und zu bannen. Durch Mehrheitsbeschluß. Hat doch auch die Kirche mitunter erst nach dem Tode verbrennen lassen. Acht und Bann aber scheint seit Menschengedenken doch der sicherste Beweis und das untrüglichste Siegel wahrer Größe gewesen zu sein."

Die herrlichen Genossen merkten endlich, daß sie keine Ehrung ersinnen könnten, ungeheuer genug, das ungeheure Elend aufzuwiegen, das dem edlen Cervantes vor dreihundert Jahren das Leben war.

Da stürzte Petrus herein, eilig und ungeduldig wie immer.

„Einer von den Herren muß mir eine spanische Grammatik borgen! Und ein spanisch-hebräisches Wörterbuch! Es ist zum katholisch werden! Nicht eine Stunde hat man Ruhe!"

Der liebe Gott lerne spanisch. Da müsse der ganze himmlische Hofstaat die Mode mitmachen und über Nacht spanisch lernen. Eine schwere Aufgabe für den alten Kopf des Petrus, Vokabeln und Regeln auswendig lernen! Einfach ekelhaft.

„Die Engel, die frechen Buben, denen wird's leicht gemacht. Sie saugen den Duft aus einer spanischen Blume, sie benetzen die roten Lippen mit einem Tropfen spanischen Weines, und sofort können sie alles, was ihr Dienst heute verlangt: spanische Lieder und spanische Tänze. Ich armer geplagter Himmelspförtner!"

„Nach welcher Methode," fragte Aristophanes, der immer begierig war, sich über die Einrichtungen des modernen Götterhimmels belehren zu lassen, „nach welcher Methode lernt der liebe Gott selbst eine neue Sprache zu den übrigen, die er den Menschen gegeben oder von den Menschen empfangen hat?"

„Ach der!" sagte Petrus brummig. „Für den ist alles bequem eingerichtet. Er wirft nur ein kleines Stückchen seiner unendlichen Liebe auf einen Erdensohn, und auf der Stelle versteht und spricht er die Sprache dieses Erdensohnes. Er wirft seine Liebe auf einen Deutschen und spricht deutsch. Er wirft seine Liebe auf eine Spanierin oder einen Spanier, und er spricht spanisch."

„Ei," sagte Aristophanes mit nachdenklichem Lächeln, „da werde ich wohl die Ansicht ändern müssen, die ich einst über die Herkunft der Liebe gehegt und verbreitet habe. Sollte ich wieder einmal eine Tischrede über die Liebe halten müssen, so werde ich also anheben: Kein Mensch versteht den anderen. Durch die Sprache sind die Menschen getrennt und durch die Sprachen. Wenn aber dennoch einmal zwei Menschen einander begegnen,

die die gleiche Sprache reden, die einander verstehen, so mag man das wohl Liebe nennen. Die Erscheinung läßt sich am saubersten zwischen Männlein und Weiblein beobachten."

Petrus hatte inzwischen unordentlich die Bibliothek durchstöbert. „Quark! Nichts als Poesie und solches Zeug! Ich brauche ein spanisch-hebräisches Wörterbuch. Wird schwer zu finden sein. Ich muß über Nacht spanisch lernen. Ich armer geplagter Himmelspförtner!"

Fort war er. Cervantes vertiefte sich wieder in die Kriegszüge seines Don Juan d'Austria; er wollte sich's nicht anmerken lassen, wie sehr ihn die Nachricht erregt hatte: der liebe Gott lerne spanisch. Warum auch nicht? Warum sollte der liebe Gott nicht den Wunsch haben, sich mit einem Hidalgo in der Muttersprache zu unterhalten?

Homeros und Goethe führten eine leise Unterredung.

„Vater," sagte Goethe, „hättest du die Gefilde der Seligen gekannt, dein Pelide hätte im Schattenreiche den ärmsten Knecht nicht um das nackte Leben beneidet!"

„Und du, mein liebes Kind," antwortete Homeros, „sollst den guten Cervantes um diese Stunde nicht beneiden. Kind, Kind! Bist ja kaum erst angekommen!"

Plötzlich ertönte ein wundersamer Klang durch die hellen Himmel. Derselbe Klang, der sonst nur zu hören war, so oft die Sonne alljährlich in das Zeichen des Frühlings trat. Außer der Zeit donnerte nun plötzlich dieser unergründliche Jubelruf durch die Räume. Und der schöne Lieblingsengel Gottes stand in der Halle der herrlichen Genossen und sprach zu Cervantes: „Der liebe Gott liest deinen Don Quichotte. Er hat gelacht. Ihr habt ihn lachen hören. Gleich wird er hier sein. Er liest ja nicht, wie Menschen lesen, Zeile um Zeile. Hundert kleine Engel wenden im Fluge die Blätter, und vor seinen stummen Augen gleitet die Geschichte vorüber, so wie du sie einst geschaut hast. Mach dich gefaßt auf den Anblick des Herrn."

Cervantes hatte sich erhoben. Er zitterte. Aber er sprach:

„Ich bin ein Spanier von Adel. Er möge kommen.“

Und mit dem Stumpf seiner linken Hand, um sich eine Haltung zu geben, stieß er seinen Degen gegen den Boden.

Draußen wurde es laut und lauter. Ein unendlicher Zug schien zu nahen. Alte spanische Balladen riefen wie zum Tanze, maurische Weisen schollen seltsam dazwischen. Tausendfach dazu die gezupften Akkorde von Gitarren. Der liebe Gott trat in die Halle.

Die herrlichen Genossen beugten ihr Haupt, die Hände über der Brust gekreuzt. Nur Cervantes blieb hochaufgerichtet. Seine Augen blitzten wie damals, als in der Seeschlacht von Lepanto seine Brigantine das Signal zum Angriff erhielt. So tapfer hielt er sich jetzt vor seinem Gott. Er zog den Degen und salutierte. Nur daß ihm dabei die lederfarbenen Wangen feucht wurden und daß ein wildes Stöhnen wider seinen Willen durch die festgepreßten Lippen drang. Ein Schluchzen des Glückes.

„Du also hast das geschrieben. Es ist gut. Ich bin zufrieden.“

Dann, zu seinem Lieblingsengel gewandt:

„Hast immer zu schelten auf das böse, dumme Menschenvolk. Dann kommt aber alle paar hundert Jahre mal so ein Kerl dran. Sieh ihn an und söhne dich endlich mit meiner Schöpfung aus!“

Und zu den unsterblichen Genossen:

„Guten Morgen, meine Granden!“

Und wieder zu Cervantes:

„Du hast mir Freude gemacht, so wirst du dir wohl eine Gnade ausbitten müssen.“

Cervantes holte dreimal Atem, tief und lang. Dann sprach er:

„Lieber Gott, als einen Krüppel und einen Bettler hast du mich leben lassen. Zum Entgelt hast du mir den

göttlichen Rausch geschenkt, hast mich Dichter sein lassen. Ich danke dir. Der Krüppel, der Bettler hätte nur in schwächlichen Stunden mit seinem König getauscht. Aber auch in den Kerker hast du mich geschickt. Im Kerker habe ich ersonnen, was du jetzt so — so belohnst. Ketten an meiner Rechten, Ketten an der verstümmelten Linken! Ich in Ketten! Es war grausamer als Worte sagen können. Lieber Gott, willst du mich dafür entschädigen, so öffne die Kerker der Hölle. Vergib den Sündern und den Narren, die dich beleidigt haben. Öffne deine Kerker!"

Der liebe Gott lächelte. Sein Lächeln.

„Du Mensch! Ich habe keine Hölle, habe keine Kerker. Nur die Menschen auf der Erde wissen etwas von Rache und Strafe. Ich habe keine Hölle. Das eben zu begreifen, das war die Gnade in deinem Kerker. Das hat ja dein Buch zu einem Buch für Gott und Menschen gemacht. Sünde und Narrheit sind wie Zufallsblätter an einem großen Baume. Hast du's denn wieder vergessen? Eine andere Gnade wirke dir aus!"

„Dann wüßte ich nur eins, lieber Gott, das jedoch kannst du mir nicht gewähren, all in deiner Allmacht."

„Vielleicht doch!"

„Den Schatten meiner Phantasie möchte ich lebendig sehen, den sinnreichen Junker Don Quichotte von der Mancha, wie ich ihn damals vor mir sah, da er mich nächtens in meinem Kerker besuchte, zu Argamasilla, vor dreihundert Jahren, da er Zwiesprach mit mir hielt, so wirklich wie jetzt du. Und auch —" Cervantes' Augen funkelten von Schalkheit — „auch meinen Sancho Pansa möchte ich wohl leibhaftig wiedersehen, wenn es deiner Allmacht möglich wäre."

„Du Mensch! So weißt du gar nicht, mein Söhnchen, daß du ein Schöpfer warst? Mir ins Handwerk gepfuscht hast? Im Ernste ein Schaffender, hast du diese beiden Gesellen selbst lebendig gemacht und auf ihre Beine gestellt, unabhängig von mir, unabhängig von

Gott und der Welt, unabhängig, wie man nur im Kerker ist. Na, nicht ganz ohne meine heimliche Hilfe. Deine Bitte ist gewährt. Der Junker von der Mancha und sein Sancho leben und haben sich fortgepflanzt da unten."

Der Lieblingsengel öffnete ein wenig die Wand der Halle, und Cervantes blickte hinunter auf die Menschenerde. Er sah das Kribbeln und Krabbeln des Menschenvolkes. Nichts hatte sich verändert seit dreihundert Jahren. Nur schneller war das Kribbeln und Krabbeln geworden.

Lange konnte Cervantes unter dem wimmelnden Haufen keine Menschen unterscheiden, die seinen beiden Gesellen ähnlich gewesen wären. Dann wurde sein Blick schärfer und schärfer. Zerstreut unter der Masse, zerstreut über alle Länder sah er hundert und hundert wunderliche Erdenkinder, die offenbar Don Quichotte, andere, die Sancho Pansa gezeugt hatte. Es waren nicht die schlechtesten Arbeiter, die dem Stamme Sanchos entsprossen waren. Es waren nicht die schlechtesten Helden der Tat oder des Denkens, die zu der Sippe Don Quichottes gehörten.

Endlich erblickte Cervantes auch ihn selbst, den sinnreichen Junker. Gottes Sohn, der Gottes Narr geworden war. Cervantes schrie auf und schlug seine rechte Hand vor beide Augen. Er stürzte auf sein Knie nieder, und im Saume von des lieben Gottes Gewand barg er sein Haupt und seine Tränen.

Henrik Ibsen

Sommer 1906

Henrik Ibsen lag tot und still auf seinem Totenbette. Beinahe langgestreckt. Im schwarzen Gehrock lag er da, recht feierlich und ganz schweigsam, wie zu der intimsten Ibsenfeier gerüstet. Am Fußende des Bettes standen die beiden Leichenbesorger, ein Literarhistoriker und ein Theaterdirektor. Sie redeten leise, lebhaft und wichtig von ihrem Leichenbesorgergeschäft. Sie sahen nicht den grauen, hageren Knopfgießer, der dem Toten zu Häupten stand.

„Es ist Zeit," sagte der Knopfgießer, unhörbar für lebendige Leichenbesorger, „es ist Zeit, du stilles Menschenkind! Komm, komm, bevor du ganz kalt geworden bist."

Kerzengerade richtete Henrik Ibsen sich auf. Wie von fremder Kraft gehoben. Die beiden Leichenbesorger faßten ihn erschreckt an den Rockschößen. Er durfte noch nicht fort. Er mußte erst ganz kalt werden. Er mußte noch von allen vier Seiten photographiert werden, und auch von oben und von unten. Er mußte beredet und besungen, beräuchert und berochen werden. Darum hielten die geübten Leichenbesorger ihren Henrik Ibsen an den Rockschößen fest.

Da flüsterte Henrik Ibsen unhörbar: „Knopfgießer, sage mir ehrlich, ob ich es wirklich so nennen kann, daß ich diese Menschen los bin? Los bin die Arbeit für den Ruhm und den anderen Zeitungskram? Wissen möchte ich, mein Knopfgießer, ob ich mich endlich verkriechen darf in mein wahrhaftiges Trollentum? Ob ich der

Welt nicht mehr Modell zu stehen brauche? Ob ich endlich wirklich tot bin?"

„Du bist tot, mein liebes Menschenkind," sagte der Knopfgießer. „Wirklich und reichlich tot. Solltest du das Gelüste haben, so kannst du deinen Leichenbesorgern jetzt ungestraft auf den Nabel spucken."

Die gekniffenen Lippen Henrik Ibsens zuckten fast lüstern, als wollten sie sich öffnen. Sie blieben geschlossen. Dann gab Ibsen sich den Ruck, scharf einmal nach rechts, scharf einmal nach links. Und jeder der beiden Leichenbesorger hielt einen abgerissenen Rockschoß Henrik Ibsens in den Händen.

Mit einem neuen Ruck warf der Tote sich aus der Welt hinaus.

* * *

„Knopfgießer, fliegen wir aber auch ganz gewiß nach oben? Oder könnte man auch sagen, daß es nach unten gehe?"

„Wenn du so willst, du Menschenkind, so kannst du es immerhin aufwärts nennen."

„Knopfgießer, wohin führest du mich? Knopfgießer, ich möchte zur blauen Maria! Mir ist noch irdisch bang. Führst du mich zur blauen Maria?"

„Ich trage dich zu einer, die dir die blaue Maria heißen mag."

„Wir fliegen zu schnell. Oder wir stürzen zu schnell. Wir wollen ein wenig verschnaufen, mein liebster Knopfgießer."

Henrik Ibsen setzte sich bequem auf einen kleinen Planetoiden nieder. Aus der Tasche nahm er Schere und Nadel und Faden, kreuzte die Beinchen übereinander und machte sich daran, die Rockrisse geradezuschneiden und sauber einzusäumen. Zufrieden zog er das Gewand wieder an. „Nun läßt es wie ein Frack." Er knotete die weiße Halsbinde fester und schlug beide Klappen der Weste ein, wie festlich, über dem schimmern=

den Hemde. „Einen Hut braucht man da oben wohl am Ende nicht? Ich bleibe dabei, oben zu sagen.“ Henrik Ibsen holte seine Orden hervor und reihte sie mit Sicherheitsnadeln an den Gehrock, der ein Frack geworden war. Er griff nach einem mächtigen Taschenkamm und gab der weißen Haarsträhne auf seinem Schädel die flammenhafte Linie. „Nun ja doch. Weil wir nun mal zu einer Dame gehen.“

„Du sollst dich was schämen, Menschenkind,“ rief der Knopfgießer.

Da reckte der kleine Henrik Ibsen sich auf, daß er wie ein Riesenzwerg auf seinem Planetoiden stand. Festen Fußes.

„Ich mich schämen? Vor einem Knopfgießer? Und sollen gar noch? Ich soll nicht. Ich kann gar nicht sollen. Ich verstehe das nicht. Ich will. Und ich will nicht sollen. In Dreidingsdanamen ...“

„Jetzt habe ich dich, du Knirps!“ Der Knopfgießer dehnte sich ins Ungemessene. Formlos, in immer neuen Formen umquoll er den Planetoiden, suchte den tapferen kleinen Henrik hinunterzuwerfen und in den Schmelzlöffel zu kriegen. Der kleine Henrik Ibsen sagte ganz leise: „Mit Ihrer gütigen Erlaubnis werde ich Sie jetzt bei der Gurgel packen und Ihnen die Hinterhand ausdrehen.“ Und der kleine tapfere Henrik packte den ungeheuren Knopfgießer wahrhaftig bei der Gurgel und drehte ihm die Hinterhand aus. Immer neue Verwandlungen versuchte der Knopfgießer. Er wurde ein Goldberg und sagte: „Sei gescheit.“ Er wurde ein Kaiser und sagte: „Gehorch.“ Er wurde ein Arbeiter und sagte: „Einer für alle.“ Er wurde ein Volksmann und sagte: „Alle für einen.“ Er wurde noch vielerlei.

Der tapfere kleine Henrik preßte ihm die Gurgel noch fester zusammen. Da wurde der Knopfgießer zu einem Lufthauche, und als ein unanständiges Geräusch entschlüpfte er sich selbst.

* * *

Henrik Ibsen setzte sich wieder auf seinen Planetoiden: er dachte: „Jetzt geht's also zur blauen Maria.“ Er zog den großen Kamm aus der Tasche und gab der weißen Haarsträhne die Flammenlinie wieder, die beim Ringen in Unordnung geraten war.

Das Gestirnchen schoß weiter durch den Weltraum. Vor einer Schneewolke blieb es stehen; von jenseits der Schneewolkenmauer schüttete rosiges Licht herüber. Durch die Wolke hindurch führte dunkeltiefblau ein gewölbter Weg.

Henrik Ibsen wollte den gewölbten Weg betreten; da kamen aus dem dunkeltiefblauen Dunkel zwei freundliche Männer ihm entgegen.

„Wollen Sie nicht lieber umkehren, Herr Ibsen! Sie gehören ja doch zu uns. Zur freien Schar der flammenschwarzen Maria. Nicht zum Hofstaate der blauen. Als Ihre beiden Warner stehen wir hier.“

„So gibt es auch hier oben lokale Verhältnisse,“ sagte Henrik Ibsen schmunzelnd. „Und ich soll eingefangen werden. Ich will Ihnen aber kein Recht geben, meine unbekannten Herren, sich in meine Angelegenheiten einzumischen.“

„Sie werden meine Werke kennen, Herr Ibsen; ich heiße Voltaire.“

„So so, ei, ei, einiges Weniges. Quantum satis.“

„Ich heiße Swift.“

„So so, ei, ei, eigentlich fast nur dem Namen nach. Ja ... Aber ... immerhin sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Am Ende Herausgeber einer Zeitschrift da oben? Sie zählen beide jedesfalls zu den Prosaschriftstellern von internationalem Ruf.“

„Mister Voltaire, der nennt Sie einen Prosaschriftsteller.“

„Monsieur Swift, sich selbst hält er für einen Poeten.“

„Mister Voltaire, er spricht gönnerhaft mit uns.“

„Monsieur Swift, il dit de la prose sans le savoir, ganz wie Molières Bourgeois gentilhomme. Und ich

glaube mich zu erinnern, Monsieur Swift, daß wir in einer ganz ähnlichen Seelenverfassung hier heraufgekommen sind."

„Meine Herren," flüsterte Henrik Ibsen ärgerlich, „wenn Sie demnach also hier eine Zeitschrift herausgeben oder solches Zeug, so stehe ich nicht an, Sie für diesen Fall meiner Hochachtung zu versichern, meiner Verehrung, meiner Freundschaft. Obgleich man auch dem Knopfgießer nur einen Tod schuldig ist und ich meine irdischen Freundschaften noch nicht völlig verdaut habe. Also gut. Ich habe Freundschaft gesagt. Sie dürfen es also so nennen. Aber Sie dürfen mir diese Höflichkeitsflausen nicht noch schwerer machen. Sie müssen Distanz halten lernen. Sie sind doch nur Schriftsteller, allerdings von internationaler Geltung. Ich aber bin ein Dichter von internationaler Geltung. Überhaupt der erste internationale Dichter. Fast ohne Muttersprache. Also der größte, der je gelebt hat. Hören Sie nur zu. Bis herauf schallt das Geschrei der ganzen Erde. Der größte aller Dichter! Und so will ich hier oben meine Rosenkrönung durch die blaue Maria."

„Sind Sie denn wieder gläubig geworden, Herr Ibsen?"

„Ich will zu Maria."

„Krummer Christ," fauchte Voltaire und hatte Lust, sich mit den Fingern zu schneuzen.

„Ein Yahoo mit Menschengestank!" schrie Swift und expektorierte.

Voltaire blickte schon wieder mitleidig. „Nein, Monsieur Swift, er ist kein krummer Christ, kein gemeiner Yahoo. Nur ganz kalt ist er noch nicht. Er hat noch Lebenswärme in den Adern. Da hat er sein kleines Sehnen und nennt es: Maria. Lassen wir ihn die Erfahrung machen. Er wird schon kalt werden. Herr Ibsen, wir erwarten Ihre Rückkehr hier am Ausgang des Tunnels. Der Hofstaat der blauen Maria und Ihre Poesie vertragen einander schlecht. Sie werden bald heraus-

gerollt werden, als ob Sie auch nur ein Prosaschriftsteller wären."

Sich spreizend, mit gerümpfter Nase, selbstgerecht und selbstbewußt, betrat Henrik Ibsen den gewölbten Weg, der durch die Schneewolke zur allerheimlichsten Wiese führte. So geht der Gutsherr Sonntags in seine Kirche.

* * *

Als er ins Freie trat, unter Lorbeerbüsche, war er zuerst geblendet von der Fülle rosigen Lichts. Er stand hinter dem Lorbeer wie hinter einer Theaterkulisse. Er lauschte. „Ich habe freilich zwar das Lauschen so ziemlich abgeschafft, ebenso wie die Selbstgespräche. Und jetzt lausche ich dennoch." So sprach er zu sich selber.

Wenige Schritte vor ihm, auf granitnen Trümmern, die von einem dichten Heidekrautteppich bedeckt dalagen, saß blau gekleidet ein wunderhübsches junges Weib. Drei lustige Buben, zum Schreien schön, flegelten sich im Heidekraut um sie her. Vor ihr standen fünf Männer, heldisch und groß.

„Maria," sprach der älteste von ihnen, „der Vater sendet uns. Ob es dich wohl erfreuen würde, mit uns zu kommen. Zum Sternengesang."

„Ach so, ihr lieben Herren, ach nein. Der Vater erweist mir immer zuviel Ehre. Sternengesang ist kaum was für mich. Zu Weihnachten etwa. Heute nicht. Saget dem Vater, ich bleibe lieber hier und spiele mich mit meinen süßen Buben."

Die drei Buben erhoben ein Indianergeheul, als wie zum Danke. Der Raffael, der Wolferl Amadé und der Wolfgang. Die blaue Maria stand jetzt aufrecht, die nackten Füße im zärtlichen Heidekraut geborgen.

„Grüßet den Vater. Ich gebe euch Urlaub, nehmt euern Abschied mit dem Stirnkuß."

Der älteste der heldischen Männer, den sie Michelangelo nannten, beugte sich tief hinab und küßte das

junge Weib auf die reinste Stirn. So hatte der Vater es geordnet. Der zweite, den sie Miguel Cervantes nannten, schlug das Zeichen des Kreuzes und küßte das junge Weib innig auf beide Augen. Der dritte, den sie William Shakespeare nannten, nahm das Köpfchen des jungen Weibes zwischen zwei starke Hände und drückte einen seligen Kuß auf ein wunderbar weiches braunes Haar. Der vierte, den sie Ludwig van Beethoven nannten, kniete nieder, drückte seine glühenden Lippen auf die Finger des jungen Weibes und legte dann ihre rechte Hand auf seine Stirn, daß unsichtbar Funken stoben aus seinem zerzausten Haar zu den kühlenden Fingerspitzen. Der fünfte, den sie Dante Alighieri nannten, stürzte nieder auf das Heidekraut und küßte mit zuckender Inbrunst die nackten Füße des jungen Weibes.

Die blaue Maria drohte lächelnd mit Hand und Augen. „Den Stirnkuß, hat der Vater ihn etwa so geordnet?"

Die fünf heldischen Männer schritten von dannen. Ihre Tritte klangen wie ein Auftakt zum Sternengesang. Die drei süßen Buben und Henrik Ibsen horchten still. Da rief die blaue Maria: „Schnecken! Ist doch alles zu hoch für mich. Wir wollen uns spielen. ‚Wer ist größer' wollen wir spielen."

Juchhei und hussa! Hintereinander hockten die Buben auf allen vieren. Der letzte sprang über die beiden ersten und purzelte und fiel und stand und hockte wieder. Und wer eben sprang, war immer der größere. Die Augen flammten, der Atem flog.

„Den Wolferl Amadé hat sie aber doch am liebsten," raunte fast eifersüchtig der Raffaelbub zum Wolfgangbuben. „Sie redet schon ganz so wie er. Weißt du, so gewiß lieb."

„Ach was," sagte der Wolfgangbub. „Bleibt immer genug für uns zwei. Mutti Maria! Ewiglich so. Dich sehen! Magst dem Vater sagen, daß ich ihm danke für meine Augen und dafür, was sie sehen und gesehen haben."

Und wieder sprang Wolferl Amadé. Sprang und purzelte wie ungeschickt in Marias Schoß, daß sie ihn erschreckt auffangen wollte. Lachend bäumte sich Wolferl Amadé auf ihrem Schoß. „Und du bist noch schöner, und ich hab' dich noch lieber als die Kaiserin Maria Theresia. Und justament.“ Und da hatte der Wolferl Amadé die blaue Maria um den Hals gefaßt und ihr einen dicken Kuß mitten auf die guten Lippen gedrückt. Und unten war er und freute sich wie ein Dieb.

„Lausbub frecher!“ rief Maria, rot bis an die Haarwurzeln. „Du einbilderischer Ding übereinand. Und justament sollen die beiden anderen jetzt auch ihr Busserl haben!“

Juchhei und hussa! Der Raffaelbub und der Wolfgangbub kriegten ihren Kuß. Von weither klang es wie jubelnder Sternengesang. Maria hörte nicht.

Henrik Ibsen konnte sich nicht länger zurückhalten. Er gab seiner Stirnhaarsträhne rasch einen Kammstrich, trat mit kurzen Schritten vor, legte sein rechtes Händchen fast zierlich auf das tapfer klopfende Herz und sprach: „Ich bin also auch da, gnädige Frau. Ohne Kompliment. Ich möchte recht gern in Ihrer Nähe bleiben. Henrik Ibsen.“

Altklug stellten sich die drei süßen Buben vor ihn hin.

„Ein tüchtiger Mann mit guten Intentionen,“ rief Wolfgang.

„Scharfe, kluge, harte Augen,“ rief Raffael.

„Aber seine Stimme hat keine Melodie, Mutterl, er kann nicht singen,“ rief Wolferl Amadé.

„Ach so,“ sagte Maria bescheidentlich. „Sie möchten wohl gern zum Stirnkuß? Ach Gott, da müssen Sie aber den Vater fragen. Ich weiß ja gar nichts.“

„Ich will mehr als den Stirnkuß, gnädigste Frau. Alles oder nichts. Als ein Bruder dieser drei verzogenen jungen Herren... Bei ihnen... Hier... Lachen, spielen...“

Die drei süßen Buben machten große Augen.

„Alter Herr," sagte Wolferl Amadé, „du bist ganz gewiß niemals in deinem Leben so jung gewesen wie wir noch nach dem Sterben."

„Darum eben will ich jung *werden*, nachdem ich endlich tot und erwacht bin. Ich kann alles, was ich will. Ich kann auch jung sein, wenn ich will. ‚Wer ist größer' will ich mit euch spielen, gerade mit euch."

Die Buben blickten vorsichtig nach Maria. Der flog ein Schelm um Mund und Augen. Juchhei und hussa! „Wer ist größer!" Voran hockte der alte kleine tote Mann. Auf allen vieren, wie er's von den süßen Buben gesehen hatte. Hochauf sprang Wolfgang über Raffael, über Amadé und über Ibsen; hochauf sprang Raffael über Amadé, über Ibsen und über Wolfgang; hochauf, in der Luft sich überschlagend, sprang Wolferl Amadé über Ibsen, Wolfgang und Raffael. Jetzt war die Reihe an Ibsen. Fest und gelenkig nahm er seinen Anlauf. Wie er aber über Wolfgang setzen wollte, schnellte der Bub zu siebenfacher Größe auf und warf den erstaunten alten Herrn wie einen Ball in die Höhe. So fiel Ibsen auf den Raffaelbuben. Auch der richtete sich plötzlich mächtig auf und prellte den alten Herrn hoch durch die Luft auf Amadé. Der fing ihn vorsichtig auf und klappte und rollte ihn sanft zusammen.

„Nicht, nicht," rief Maria, „der Vater wird schelten; ist vielleicht gar einer von den heldischen Männern."

Aber schon tanzte wieder der Schelm um Marias Mund und Augen. Lachen mußte sie und die lieben Händchen ärgerlich lustig zusammenschlagen, wie jetzt der Wolferl Amadé, der Unband, ihr allersüßester Bub, den zusammengeklappten Henrik Ibsen hinrollte über den Heidekrautteppich der allerheimlichsten Wiese. Hinein in das dunkeltiefblaue Wolkengewölbe, hinaus aus der Gemeinschaft der blauen Maria.

* * *

Henrik Ibsen rollte hilflos weiter, bis Voltaire und Swift ihn aufhielten, die beiden freundlichen Warner. Sie falteten ihm vorsichtig die zusammengewickelten Glieder auseinander, plätteten ihn mit den Händen und stellten ihn auf seine Beine. „Die Satansbuben!" murmelte Voltaire und versuchte, ernst zu bleiben.

Henrik Ibsen hatte sich bald erholt. Würdevoll sagte er: „Ich habe mich wohl im Namen der Person geirrt, die ich die blaue Maria nannte. Oder in der Bedeutung des Namens. Eine waschblaue Maria. Eine ganz unbedeutende Frau. Eine Puppe in der Puppenstube. Gottes Puppe meinetwegen. Und in kindischer Gesellschaft. Einen Mann meiner Art haben sie geprellt und gerollt, die Satansbuben. Ich bitte, meine Herren, mich jetzt zur flammenschwarzen Maria zu geleiten, wie Sie zuerst vorschlugen. Ich will jetzt zur flammenschwarzen Maria, und wäre sie des Teufels Großmutter. Einen Kranz will ich von Frauenhand, und wären es Belladonnakirschen anstatt Rosenknospen."

Voltaire grinste. „Krumme Christen nennen sie wirklich des Teufels Großmutter."

„Schlimm, schlimm," sagte Ibsen. „Also alt und häßlich?"

„Eine Hexe gewiß," antwortete Swift mit sinnendem Ausdruck.

„Dann will ich doch lieber vorher einmal mit dem Knopfgießer reden. Ob er mich nicht junggießen kann, zum Buben umgießen. Denn des Teufels Großmutter . . ."

Ein fahler Blitz. Die Hagelwolkenwand zur Rechten riß auseinander. Henrik Ibsen stand vor der flammenschwarzen Maria. Kaum fünfzig Schritte vor ihm saß sie auf einem Lavatrümmerstück. Von herrlich herrlichen nackten Schultern floß ein Mantel herab. Schwarzer Samt. Von weicher schwarzer Seide der Rock. Von brandrotem Samt das Leibchen. Belladonna. Die Augen, die Augen! Berückend schön. Vor tausend

Jahren, auf einer Wikingerfahrt, oder gestern, in Fonterossa, hatte Henrik Ibsen ein edles Weib erblickt. So sah Maria aus, die flammenschwarze.

Das Lavatrümmerstück stand erstarrt in fast noch flüssiger Lava. Kleine Flämmchen zuckten unaufhörlich aus dem Feuerboden. Aber unerhörte Blumen deckten und verschlangen die kleinen Flämmchen. Orchideen in wilden Farben. Ungestalten.

Swift und Voltaire nahmen den ängstlich Zögernden in die Mitte. So schritten sie über die fast noch flüssige Lava dem Sitze der Maria zu, der flammenschwarzen, die bei den Christen des Teufels Großmutter heißt. Feierlich schritten sie und doch zwanglos. Feierlich sangen sie und doch klang es wie Märchengeplauder. Gottlose Priester erzählten aus dem Märchenbuche der Wahrheit.

„Hier ist nicht Spiel. Der Vater selbst, mit ihr wird er nicht spielen."

„Hier ist nicht Ernst. Was irdische Menschen ernste Dinge nennen, das wird zu Kinderspiel vor diesen Augen."

„Sie sieht und sie sammelt die einsamen Tränen der großen Lacher."

„Sie weckt und sie sieht dem ewigen Vater sein stilles Lächeln."

* * *

Sie standen vor der flammenschwarzen Maria. Ibsen hatte vergessen, den Kamm aus der Tasche zu ziehen; nur mit den Fingern konnte er noch durch die Stirnsträhne fahren. Jetzt bedauerte er, daß die Handschuhe, schwarz oder rot, in einem der Rockschöße bei den Leichenbesorgern geblieben waren.

Voltaire neigte leise den greisen Kopf. „Wir bringen ihn, den du so lebhaft gewünscht hast. Wenn du ihn jetzt noch haben willst. Die Buben haben ihn geprellt und gerollt."

„Überlege es dir," sagte Swift. „Zuerst hat ihm vor dir gegraust."

Die schwarze Maria reichte Ibsen groß die Hand, daß ihm vor Sehnsucht die Tränen über die Wimpern traten. „Und dennoch willkommen. Voltaire, Swift, wollt ihr leugnen, daß auch ihr gerollt worden seid? Damals. Von den süßen Buben."

„Aber der Narr ist ihm noch nicht geschnitten. Der schwere kleine Narr der großen Weisen. Bildet sich ein, er sei der erste im Kampfe gegen die Lüge. Weiß nichts. Weiß nicht einmal, daß er nur noch die Arbeit vorfand, die wir ihm übriggelassen hatten, Monsieur Swift und ich. Das bißchen Reinemachen im eigenen Hause."

„Schicke ihn lieber wieder fort," brummte Swift. „Er erinnert sich nicht, daß er die kompakte Majorität nur verhöhnt hat, um der ebenso kompakten Minorität zu schmeicheln; erinnert sich nicht, daß er sich sogar bei Lebzeiten von Theaterdirektoren ..."

„Selbst einer gewesen!" rief Voltaire dazwischen.

„... überreden ließ, die ehrliche Nora wieder zu ihrem ekelhaften Manne umkehren zu lassen; daß er die Maiensonne eines kurzen Septembertags erbärmlich bat, doch um des lieben Friedens willen gefälligst vor der Kalenderzeit unterzugehen."

„Königliche Hoheit," flüsterte Ibsen energisch.

„Sie hat keinen Orden zu vergeben," brummte Swift.

„Königliche Hoheit, ich bin ein Mensch gewesen. Ein Mensch, ein Mensch! Stirn und Brust hab' ich zerschlagen, stärker und heimlicher als irgendeiner, für diese schuldlose Schuld. Und habe es schöner gesagt, ich, der Dichter, als diese beiden bösen alten Männer: niemals habe ich so hoch steigen können, wie ich gebaut habe."

Ein Gelächter. Zu den Füßen der schwarzen Maria öffnete sich ein kleiner Krater. Der spie rauchend Flammen; dann entwand sich ihm ein kleiner schwarzer Junge, der Teufel, der ewigen flammenschwarzen Maria ewiger Enkel.

„Und überhaupt, Mima," rief der Bengel, „das ist ein ewiges Gestänker unter deinen Leuten. J'en ai soupé. Als ob der biedere Herr Voltaire nicht Speichelleckerei getrieben hätte bei Königen und Kaiserinnen, bei Französinnen und Juden, solange er warm war, mit elenden Lügen. Nebenbei, neben dem, was er ganz gut gemacht hat. Als ob der biedere Herr Swift mit seiner politischen Überzeugung nicht auf den großen Hurenmarkt gegangen wäre."

Tausend Flämmchen zischten aus der fast noch flüssigen Lava, und ein unsichtbarer unterirdischer Chor bat flehentlich: „Nicht die ganze Wahrheit sagen! Schweigen lernen, kleiner Teufel! Offiziöse Gelehrsamkeit treiben! Die ganze Wahrheit ist nicht für Menschenohren, ist nicht für Menschennasen."

In titanischem Zorn hatte sich Swift auf den Boden geworfen und mit beiden Fäusten in die Flämmchen geschlagen, zwischen die wilden Orchideen hinein. Von Brandwunden waren die Hände bald bedeckt, und Dunst verbrannten Fleisches zog sich hin zwischen den Blumen.

„Mima, Mima, wie übel riecht es in deinem Heldensaal."

Swift richtete sich auf, sein Antlitz so zermartert, daß Voltaire selbst erschrak. Daß Ibsen zu sich selber sagte: „Ich glaube, diesen Mann habe ich nicht gekannt." Und Swift schrie: „Sagen Sie's nur, Prinz, sagen Sie nur, daß es stinkt. Weil auch wir Besten, Reinsten nicht als Götter und nicht als Blumen auf die Welt kommen und nicht als sprachlose Tiere, sondern nur als Yahoos, als krüppelhafte, stinkende Menschen. Ähr, dreimal ähr und pfui über meinen Leichnam! Und nicht einmal als Könige kommen wir zur Welt. Nein, prostituiert in einem Gewerbe. Im Dichtergewerbe, im Künstlergewerbe, im Denkergewerbe. Reißt wenigstens die Nase aus meinem Leichnam, daß ich ihn nicht riechen muß. Alt und weiß und dumm werden in der Prostitution des Denkergewerbes! Im Bordell der Literatur. Und es

wäre doch so himmlisch schön, wenn's nicht Prostitution gewesen wäre. So ist's! Und wer sich nicht prostituieren will, wer stolz gerecht ist auf seine Jungferschaft, der bleibt dennoch im Bordell, eine Jungfer im Bordell, die viel umworbene Jungfer im Bordell, die feinste Erpresserin."

Swift schluchzte, und der unterirdische Chor weinte leise mit. Voltaire war bleicher geworden als bleich; er räusperte sich und sagte: „Es wundert mich nur, Prinz, daß Sie so viel an uns zu tadeln wissen; wir sind doch alle nach dem Ebenbilde des Vaters geschaffen, wir alle. Auch Sie, Prinz, auch dero schöne Großmama. Sollte am Ende der Vater selbst menschliche Züge tragen?"

Der kleine Teufel setzte sich auf sein Kraterloch und ließ die Nase hängen. „Mima, Mima, was für eine Gesellschaft bringst du mir da zusammen!"

„Und sie sind doch die besten, du kleiner Teufel. Für unseren Kampf. Den Kampf gegen die Lüge. Arme Menschen. Stückweise nur haben sie die Wahrheit, stückweise nur steht ihnen die Lüge gegenüber. Niemals hatten sie die ganze Wahrheit, niemals töten sie die ganze Lüge. Weil ihnen der Vater auch die Waffe nur in Stücken gegeben hat."

„Mag sein, Mima, mag alles so richtig sein; aber diese deine Dichter und Denker sind lauter alte häßliche Leute."

Die flammenschwarze Maria lächelte traurig. „Nicht wahr, ihr Herren, er versteht es nicht besser. Der kleine Teufel ist noch ein bißchen vieux jeu. Er weiß nicht, daß ihr den Menschen eine ganz neue Ästhetik geschenkt habt, die flammenschwarze lachende Poesie der Hölle und der Wahrheit."

„Prinz," sagte Ibsen belehrend, „Poesie heißt Gerichtstag halten, Gerichtstag über sich selbst."

„Gerichtstag! Gerichtstag! Wo ist da Freude dabei? Nicht beim Angeklagten, nicht bei Ankläger oder Verteidiger, nicht beim Richter. Und bei den Zuhörern Neu-

gier und Brutalität. O Mima, o Mima! Wie Schmetterlinge zwischen Wiesenblumen dachte ich mir die Poeten. Jetzt sind sie zwischen Lasterblumen wie kuppelnde Hummeln und sammelnde Apotheker."

„Er hat es nicht böse gemeint," sagte die schwarze Maria, als Ibsen das letzte Wort übelnehmen wollte. Dann fuhr sie fort in der Höllensprache, so daß nur der kleine Teufel sie verstand: „Es sind die Besten, glaub's nur. Es sind die Besten seit Jahrhunderten. Und ich werbe sie alle für unseren letzten Kampf, für den Kampf um die Sonne, um die Wahrheit, um die Welt des Vaters. Einst wird kommen der Tag, da wird das Heer dieser Führer groß genug sein, und wir werden den letzten Kampf beginnen. Erobern die allerheimlichste Wiese! Blutig hinaustreiben die blaue Tante mit ihren süßen Buben!"

Die Augen des kleinen Teufels blitzten. „Erobern! Hinaustreiben! Und mich wühlend ausstrecken im Heidekraut der allerheimlichsten Wiese." Dann ließ er das Köpfchen wieder hängen und murmelte der Großmama zu: „Es ist zu dumm. Meine Sehnsucht nach der Wiese ist furchtbar groß. Aber doch nur, weil ich dort mit den süßen Buben ein bißchen balgen und mich spielen will. Pardon, Mima, spielen, ich weiß. Und wenn die Buben erst hinausgetrieben sind, und nun gar blutig, dann macht mir die ganze Wiese keinen Spaß mehr. Du bist anders, Mima. Du hast was gegen die süßen Buben und gegen die blaue Tante."

* * *

„Lustig, lustig!" rief die schwarze Maria mit ihrer traurigen Stimme.

„Na also meinetwegen lustig," sagte der kleine Teufel; er lockte Flämmchen aus der fast noch flüssigen Lava, immer dicht an den Beinen von Voltaire und Swift; so

trieb er die beiden Männer weit und weiter über den Höllenberg.

Die flammenschwarze Maria und Henrik Ibsen waren allein.

„Sehnsüchtig,“ sagte sie schwer, „habe ich Ihre Ankunft erwartet. Ich schätze Sie höher als alle anderen Männer.“

Henrik Ibsen drückte sein rechtes Händchen auf sein Herz.

„Königliche Hoheit, Sie sind die Mitternachtssonne meines herbstlichen Maulwurfslebens. Königliche Hoheit, Sie sind tausendmal schöner als die blaue. Königliche Hoheit, wenn wir nur beide recht wollten, so könnten wir uns einigen, in Schönheit, Bosheit und Freiwilligkeit uns einigen, dieses mein Gefühl da Liebe und so weiter zu nennen.“

„So liebe ich dich, Henrik Ibsen.“ Kaum sie selbst nahm den trennenden Schauder wahr, der sie überhauchte. „Hoch, hoch steht dein Werk über dem spielerigen Treiben der süßen Buben. Wie ich selbst stehe hoch über der unbedeutenden Frau da drüben.“

„Das alles liegt tief, tief unter uns, Königliche Hoheit.“

Stumm blieben sie lange Hand in Hand. Ihm stand die blaue Maria vor den inneren Augen, ihr die süßen Buben. Und die flammenschwarze Maria und Henrik Ibsen, beide blickten sehnsüchtig nach oben. Sie hatten vergessen, beide, daß das alles tief, tief unter ihnen lag.

* * *

Ganz unten aber trieben die Leichenbesorger ihr Leichenbesorgergeschäft mit den Rockschößen Henrik Ibsens.

Der Kreuzzug von 1912

1913

Auch in den Gefilden der Seligen gibt es eine Feldherrnhalle, eine Plauderstube der toten Heerführer. Am Silvesterabend saßen ihrer viele beisammen um den mächtigen runden Tisch, bei einem Fasse Griechenwein, zu einem richtigen Silvesterspaß.

Napoleon hatte die Sache in die Hand genommen. Niemand unter den großen toten Weltbewegern war ihm so lieb geworden wie Gregor, der wahre Urheber der Kreuzzüge, der Pfaffe Hildebrand, den die langweilige Liste Gregor den Siebenten nennt. Napoleon pflegte zu sagen, daß außer ihm selbst nur noch dieser Gregor den Plan ganz gefaßt und beinahe ausgeführt hätte, das bißchen Erde wirklich zu beherrschen. Und Gregor ging seit einigen Wochen bekümmert umher, weil er es unerträglich fand, daß der Krieg der vier kleinen Balkankönige gegen die Türken fast von allen Schreibern Europas ein neuer Kreuzzug genannt wurde; darüber war der alte starke Papst trübsinnig geworden. Gregor sollte wieder lachen lernen.

Zu diesem Zweck hatte Napoleon den Dichter Torquato Tasso für den Silvesterabend in die Feldherrnhalle eingeladen und ihn mit scheinbarem Ernste aufgefordert, unter den Balkankönigen einen Helden auszuwählen, wie Gottfried von Bouillon einer gewesen war, und zur Freude der toten Heerführer ein befreites Konstantinopel zu singen, wie dieser Poete einst ein befreites Jerusalem gesungen hatte. Torquato Tasso merkte die freche Absicht Napoleons nicht. Er hatte

vor mehr als hundert Jahren, als der nordische Dichter Goethe den unglücklichen Menschen Tasso zum Helden einer Tragödie gewandelt hatte, einen zweiten Lorbeerkranz auf seinen müden Kopf gestülpt, stolzierte so geschmückt in den Gefilden der Seligen umher und war nur glücklich, wenn er in seiner unverlorenen schönen Sprache Huldigungsverse machen durfte auf Feldhauptleute oder gar auf Könige. Es gab ja wieder einmal ein paar neue Königlein auf der geduldigen Erde.

Jetzt saß er an der Tafelrunde zwischen Napoleon und dem Papste Gregor; Napoleon hatte dafür gesorgt, daß die christlichen Generäle der Kreuzzüge und dann wieder die stärksten unter den unchristlichen Heerführern aller Zeiten ihre Plätze in der Nähe nahmen; Moses und Mohammed, Attila und Dschingischan, Hannibal und Soliman. Von allen Seiten trank man dem Dichter zu, mit einem Verehrungsschluck oder mit einem Ganzen, und er kam immer bereitwillig nach; so stumpfsinnige Trinksitten waren nach den Schlachten von 1870 im Himmel eingerissen. Um so mehr Heiterkeit versprachen sich die Festgäste von Tassos Improvisation auf einen der vier christlichen Balkankönige. Als aber Napoleon durch sein Kommando „Silentium für unseren Sänger!“ alle Einzelgespräche zum Schweigen gebracht hatte, erhob sich der Sänger steif und redete also in betrübter Prosa:

„Illüstre Heroen, blutgetaufte Göttersöhne, eisengepanzerte Priester des Mars ...“

„Geschenkt!“ rief von einem fernen Platz der Tafelrunde der alte Blücher herüber. Tasso aber ließ sich nicht irremachen.

„Krieger Gottes, würdig eines christlichen Homeros! Tagelang habe ich in den Archiven gewühlt, die gegenwärtig Zeitungen und Witzblätter heißen, um die Flamme der Begeisterung für einen der vier Balkankönige in meiner Seele zu entzünden. Viele und einander widersprechende Züge fand ich in diesen Archiven verzeichnet; zuerst hießen sie Hammeldiebe und Lausherbergen, als

ob nicht Christen, sondern Ungläubige die Berichte verfaßt hätten; nach den ersten siegreichen Schlachten hießen sie kluge Fürsten und wackere Hirten ihrer Völker. Jetzt erweisen sie sich als tüchtige Handelsleute, erfahren in den Geschäften der Börse. Nichts aber fand ich, was meinen Genius zum Singen entzückt hätte. Keine Amazonen und Zauberjungfrauen, das hätte ich verschmerzen können; aber auch keine Inbrunst des Glaubens, nicht die fromme Gesinnung, die zu einem richtigen Kreuzzuge gehört. Blut genug, aber keine Andacht beim Blutvergießen."

Gregor nickte zustimmend und Napoleon wurde ärgerlich. „Dafür sind Sie ja ein Dichter, mein lieber Tasso, um von Ihren ausgeborgten frommen Gefühlen an die Balkankönige soviel weiterzuborgen, als nötig ist, um aus Peter von Serbien oder aus Ihrem Dichterkollegen von Montenegro einen Streiter Gottes zu machen. Diese Herrschaften hätten auch ein solches Darlehen noch gern angenommen. Und Sie haben beim ersten Kreuzzuge die beste Frömmigkeit doch auch hinzugelogen."

Unter den Fürsten des ersten Kreuzzuges entstand eine gelinde Unruhe; die einen lachten, die anderen brummten.

Gottfried von Bouillon räusperte sich und sprach: „Sacrenomdedieu, wir können ja ehrlich sein, weil wir nichts mehr wollen. Es wäre ein gutes Sprichwort: So ehrlich wie ein Toter. Waren viel weltliche Schlauköpfe unter uns, bei den Fürsten und bei dem Haufen. Aber schimmerte doch echte Frömmigkeit überall zwischen den Wolken herab, überall, wo man das Kreuz nahm, bei meinen Lothringern und bei den Normannen, bei den Franzosen und den Italienern, zuletzt sogar bei den Deutschen. War doch ein christlich Werk, da in höchster Not zu Antiochia die heilige Lanze aufgefunden wurde und den Sieg brachte. War ein christlich Werk, wenn es auch eine falsche Lanze gewesen sein sollte. Und ... weißt du noch, mein lieber Tancred? Wie wir die heilige Stadt Jerusalem

erblickten, wie da Tausende und Tausende von Pilgern ihre Waffen und ihre Stiefel ablegten und bloßfüßig, keine Wurfspieße achtend, zu den Mauern rannten, sie zu küssen, eine einzige Sehnsucht im Herzen: das Heilige Grab zu betreten und zu sterben."

Napoleon: „Ein Wort der Sehnsucht steht immer auf der Fahne. Die Türken hatten auch so ein Wort. Und ich erst. Ich rief Freiheit und Gleichheit und führte so die Völker zur Schlachtbank."

Gottfried: „Lieber Herr Kaiser, Sie werden doch nicht im Ernste die Worte des Wahnes den Worten des Glaubens vergleichen wollen?"

Bevor Napoleon noch heftig antworten konnte, schlug Friedrich Barbarossa mit geballter Faust auf den Tisch, daß das eichene Gebäude der runden Tafel dröhnte und mancher Becher umfiel. „Kreuzmohrenelement, Gottfried, sei doch ganz ehrlich, weil du ganz tot bist. Ja, ihr Herren, der Glaube an die himmlische Leitung war damals mehr verbreitet als heute, war damals Mode. Ja, ihr Herren, der Kriegsruf Deus lo volt erklang, wie er heute nicht mehr erklingen kann. Jeder Fürst und jeder Troßknecht dachte sich etwas bei den Worten: Gott will es! Aber jeder Fürst und jeder Troßknecht dachte sich noch etwas weiter dazu. Dachte sich je nach seinem Humor orientalische Weiber dazu oder Kriegsbeute oder einen kleinen Königstitel in Kleinasien. Beim Donner, die Fürsten waren die schlimmsten. Am liebsten hätten sie schon unterwegs das christliche Reich von Byzanz unter sich verteilt, und immer erst, wenn sie Schläge bekommen hatten, besannen sie sich darauf, daß das Kreuz nur gegen die Heiden genommen war. Beim Donner und beim heiligen Blute, wir haben's erlebt. Das Geld des griechischen Kaisers war allemal stärker als ein Eid. Vor Antiochia betrogen einander der griechische Kaiser und unser Bohemund — sollst leben, Bohemund, ich bring' dir einen — wie nur zwei Armenier. Jeder wollte die Stadt für sich behalten, wie Tancred —

sollst leben, toller Bruder — jedes Schloß für sich behalten wollte. Kannst du es leugnen, Gottfried, daß ihr da einmal irgendeine große Stadt berenntet, und daß sie nicht mehr zu halten war. Richtig, Nicäa war's. Unmittelbar, bevor du den letzten Sturm befahlst, unterhandelte Bohemund mit der Besatzung und überredete sie, sich ihm persönlich zu übergeben, nur um nachher für die große Teilung ein Faustpfand in der Hand zu haben. Und vom ersten Patriarchen von Jerusalem sagtet ihr selbst, er wäre schwach im Glauben. Soll ich euch gar noch an die italienischen Städte erinnern, an Genua, Pisa und Venedig, die mit der Mode der Kreuzzüge ihren Handel trieben wie mit anderen Moden früher und später? Soll ich dich gar daran mahnen, du himmlischer Gottfried, auf wie irdischen Wegen du König von Jerusalem geworden bist? Wetter und Donner, waren wahrhaftig die Menschen und waren die Fürsten damaliger Zeit nicht weniger schlau und nicht mehr fromm, als sie heute sind."

„Da haben," flüsterte Napoleon seinem lieben Gregor zu, „die Kreuzfahrer dieses Jahres doch etwas von den alten gelernt. Wenigstens der christliche Streich von Nicäa ist von den neuen Griechen auf ein Haar bei Saloniki nachgemacht worden. Orientalische Diplomatie."

Aber Barbarossa stützte sein schweres Haupt in die rechte Hand und sprach weiter: „Beim Donner und Leichnam, wie bin ich bei Adrianopel vom christlichen Kaiser von Byzanz verraten worden und in Asien von den kleinen christlichen Königen. Und habe es selber geduldet, daß die Priester das Märchen verbreiteten, der heilige Georg in Person stünde uns bei, stritte an der Spitze unserer Schar. Habe niemals einen Unterschied gefunden zwischen christlichen und heidnischen Kriegern."

H a n n i b a l: „Glaubst also auch nicht, Herr Bruder, daß nur ein guter Christ ein guter Soldat sein könne!" Ein fröhliches Gelächter erhob sich an der Tafelrunde;

nur das Lachen des alten riesigen Moses klang wie zornig darein.

Da beugte sich Napoleon, als ob das Dichterlein neben ihm Luft wäre, zu Gregor hinüber und sagte: „Der Fürst Bismarck, der heute ferngeblieben ist, hat mir hier einmal ins Gesicht gesagt, ich sei bei allen meinen Kriegen und Siegen ein erbärmlicher Egoist gewesen. Nun sprich einmal, mein lieber Gregor, und sei so wahr wie der Tod. Als du die ersten Kreuzzüge plantest, herrlicher und folgenreicher, als sie nachher ausgeführt wurden, hast du damals nicht ganz für dich persönlich die Erde erobern wollen, die man die Welt nennt? So egoistisch wie ich?"

„Nicht wie du," erwiderte Gregor hart. „Nur für meine Kirche oder für die römischen Päpste, meine Nachfolger."

„Sacrebleu, mein lieber Gregor, so einen Nachfolger, so einen König von Rom, hat unsereins immer in petto, um seinen Ehrgeiz aufs feinste zu kitzeln. Und ist doch nur eine andere Form des Egoismus."

Als Gregor leise lächelte, fuhr Napoleon fort: „Daß du nur wieder lächelst, wenn schon der Spaß mit dem Heldengedicht auf den neuen Peter mißlungen ist. Dann aber sage mir noch eins, so wahr wie der Tod. Für das Christentum, so sagst du, hast du deinen ungeheuren Plan geschmiedet. Bitte, für welches Christentum? Hättest du dich wirklich gefreut, wenn das griechische Kreuz oder neuerdings ein evangelisches Kaisertum den Islam überwunden hätte?"

Gregor reichte Napoleon die Hand über den Dichter hinweg, als ob dieser Luft gewesen wäre.

Da erhob sich Torquato Tasso wieder steif, schüttelte seine Locken und seine beiden Lorbeerkränze und rief begeistert: „Göttergleiche Heroen, fürstliche und hochansehnliche Gönner, so verzichte ich denn darauf, die christliche Frömmigkeit und Demut der Vierkönige vom Balkan zu besingen. So will ich mich darauf beschränken, unsterbliche Verse auf ihre Tapferkeit zu dichten. Kein

christlicher Homeros mehr, ein heidnischer Homeros des neuen Achilleus, des neuen Hektor ..."

Ein homerisches Gelächter unterbrach den Lorbeerträger; die Ungläubigen lachten, die alten und die neuen Christen lachten, Napoleon lachte, der todbereite Fahnenträger von Arcole, und Gregor lachte, der alte Papst, der seine Haut zu Markte getragen hatte wie ein geringer Soldknecht. Tancred aber fuhr jach in die Höhe, lang und ausgemergelt wie der Ritter von der Mancha, wandte den narbenbedeckten Kopf gegen den Dichter, drohte ihm mit der Faust und schrie: „Was soll dieser Tintenkleckser unter uns! Unsere Gesta mag er beschreiben, zu Hause, in seinem Kämmerlein. Aber hier soll er nicht mitreden und nicht mittrinken! Sind ungleiche Gesellen unter den Vierfürsten, doch wer hat einen von ihnen einen Kampf ausfechten gesehen, Mann gegen Mann, Stirn gegen Stirn? Ich weiß, man nennt das Fortschritt in der Kriegführung. Wir haben's anders genannt, wenn so einer sich erst den Rücken deckte mit den Heeren eines großen Kaisers oder Königs und dann fern vom Schuß den Ausgang abwartete. Da waren wir doch andere Kerls. Mordio, blutscheu waren wir nicht, am wenigsten für das eigene Blut. Die ersten auf der Mauer vom Belagerungsturm aus und die ersten in der Festung, und eingehauen, daß wir's nachher selbst nicht glaubten. An der Spitze von einem Schock, von einem Dutzend Reitern hinein in die krummen Säbel der Sarazenen und durch den Pfeilregen hindurch. Mordio, deine Schwabenstreiche, mein Gottfried! Und mein zweihändiges Schwert schlug auch nicht schlechte Wunden. Vergessenheit den Stubenhockern! Ruhm allein uns tapferen Haudegen, die wir wahrscheinlich keine guten Pilger waren, aber Männer. Mordio, einmal noch, einmal noch sich austoben, einerlei gegen wen, gegen Gott oder gegen den Teufel."

Da duldete es die toten Ritter nicht mehr auf ihren Plätzen. Mit blitzenden Augen und erhobenen Armen

sprangen sie auf und tranken den Becher nicht mehr aus und gedachten ihrer alten Kriegstaten und blickten nach einem Gegner umher, ihn zu fassen. Wie auf einer Kirchweih vor dem Raufen sah es aus, wie auf einer heidnischen Kirchweih von Riesen. Weit lehnten sich, als ob sie Kinder geworden wären, Karl der Große und Moses gegeneinander über die Tafelrunde und hakten zur Kraftprobe die Mittelfinger ineinander. Roland und Hannibal stemmten die Schultern gegeneinander, wer den anderen von der Stelle rücken könnte. Napoleon selbst schrie dem alten Blücher eine schnöde Herausforderung zu, das Wort des Generals Cambronne.

Während des ganzen Festes hatte hinter dem Stuhl Gottfrieds ein schöner Knabe gestanden, blondlockig, von sanften Zügen. Man hatte ihn für einen Pagen Gottfrieds gehalten; hatte auch wohl gespottet, er wäre einer von den Engeln, deren Gottfried sich einst gerühmt hatte, daß sie ihn nach Jerusalem geleitet hätten. Die ganze Zeit hatte der Knabe sich still verhalten.

Als jetzt der allgemeine Aufruhr entstand, sprang auch der Knabe um die nächsten Stühle der Tafelrunde herum, wies mit dem Finger auf den wilden Hannibal, der eben über den starken Roland Herr geworden war, und fragte trotzig: „Bist du ein Ungläubiger? Bist du ein Sarazene?“ Und ohne die Antwort abzuwarten, kletterte das Kind im Nu an dem schwarzroten Mantel Hannibals hinauf und suchte den Recken zu erwürgen. „Deus lo volt! Gott will es!“ rief das Kind dabei mit gellender Stimme. Hannibal wehrte sich zuerst nur lachend; als ihm der kleine Held aber beinahe den rechten Daumen gebrochen hätte, da griff der Alte heftig zu und hätte die zarten Glieder vielleicht auf dem steinernen Estrich zerschmettert, wenn nicht Gregor dazwischengetreten wäre und das Kind an sich gerissen hätte. Gregor lehnte sich wieder in seinen Stuhl zurück, das Kind weinte in seinem Schoß.

Gregor: „Man sucht nach einem, der gläubig war und ein Held. Hier seht ihr ihn. Den Führer des Kinderkreuzzuges. Er wollte nichts und wagte alles. Ungarische Christen haben ihn totgeschlagen um eines goldenen Kreuzchens willen, das er auf der Brust trug. Hier, Herr Dichter, hätten Sie einen christlichen Helden für ein neues Gedicht."

Torquato Tasso hatte sich, als die toten Feldhauptleute so lebendig wurden, hinter eine Säule der Feldherrnhalle geflüchtet. Jetzt trat er näher, betrachtete das weinende Kind und sagte würdevoll: „Das ist kein Held für uns Dichter. Wer doppelten Lorbeer trägt, der darf nur Sieger besingen. Die Götter und die Poeten waren immer nur mit den Siegern."

Der schöne Knabe aber schluchzte in den Schoß Gregors hinein: „Gott hat es nicht gewollt! Gott hat es nicht gewollt!"

Shakespeares Flucht aus der Welt

Übersetzt oder auch erfunden

Januar 1918

Mein lieber Graf Southampton!

... Und was den unvergeßlichen William Shakespeare betrifft, den wir beide so herzlich geliebt haben, so stehe ich mit meinen Erinnerungen gern zu Diensten. Ich fühle es in dieser schweren Zeit, da der Krieg in Böhmen seit vier Jahren andauert und ganz Europa weiter mit Blut zu überschwemmen droht, wie einen Sieg des dichterischen Genius, daß Sie Ihre Gedanken von dem Furchtbaren abwenden und sich mit der eben erschienenen prächtigen Sammlung von Williams Komödien, Historien und Tragödien friedlich beschäftigen. Als William zur Überraschung der kleinen Welt, die für seine Kunst einigen Sinn hatte, auf der Höhe seiner Erfolge die Feder plötzlich für immer weglegte, da saßen Sie, mein lieber Graf, gerade im Gefängnis, Ihres Lebens nicht ganz sicher, nach der Laune der jungfräulichen Königin, deren Andenken gesegnet sei, auch wenn sie nicht jungfräulich gewesen sein sollte; noch waren Sie nicht durch die Gnade unseres Königs, den Gott natürlich ebenfalls segnen möge, der Freiheit wiedergegeben. Und jetzt fragen Sie, beim Lesen der Theaterstücke an den traulichen Verkehr mit William gemahnt: wie es gekommen sein mag, daß er für die letzten Jahre seines Lebens lieber ein bescheidener Gutsbesitzer in Stratford sein wollte, als der Beherrscher der Londoner Bühne und der Liebling von uns adeligen Habitués.

Vielleicht bin ich besser als irgend jemand in der Lage, Ihre Frage zu beantworten. Ich war damals noch nicht zwanzig Jahre alt, so ungefähr in dem gleichen Alter, wie Sie waren, da Sie lange vorher für unseren William schwärmten. Ich war sehr glücklich. Ihre und meine Standesgenossen spotteten nicht wenig darüber, daß ich keinen anderen Ehrgeiz kannte als den, durch Anhänglichkeit und Unterwerfung die Gunst eines täglichen Umgangs mit William zu gewinnen; wie die Hofleute um den König, so warb ich um den Dichter. Halsstarrig wie ein rechter Engländer, leidenschaftlich wie ein Jüngling. Ich erreichte mein Ziel. Er nahm mich zu seinem Schreiber an. Er nannte mich seinen Freund, sein zweites Ich, seine Phantasie, sein Feenkind, seinen Ariel. Ob er mich wirklich liebte, so liebte, wie geringere Menschen einen Freund lieben? Als sein Entschluß feststand, London zu verlassen und in Stratford Kohl zu bauen, da sagte ich einmal, wie man so Alltägliches sagt, es zöge ihn wohl zu Weib und Kind. Sie hätten den fremden Ausdruck sehen müssen, mit dem er mich darauf anblickte; unerfaßlich, undurchdringlich.

Ich war sehr glücklich. Ich bin heute der beneidete Erbe stattlicher Schlösser und Güter, ich habe eine wackere Frau und liebe Kinder, man sagt mir eine gewaltige politische Laufbahn voraus — ich war glücklicher, als ich der bescheidene Schreiber unseres William war. Er war göttlich in der Kneipe, Prinz Heinz und Falstaff in einer Person, wenn wir mit Schauspielern und Dichtern uns um ihn drängten, schwatzend und trinkend, und er lachte, wie nur er lachen konnte; er war göttlicher, wenn er mir mühelos die unwahrscheinliche Schönheit seiner Verse diktierte und sein Auge in holdem Wahnsinn rollte; er war am göttlichsten und sieghaftesten, wenn er gelegentlich nach dem Gelingen eines Meisterstücks in sein großes Schweigen versank, er allein mit mir, und göttliche Trauer, göttlicher Friede von ihm auszugehen schien.

Sie wissen so gut wie ich, lieber Graf, daß er sich immer aus dem Zigeunerleben der Schauspieler und Dichter heraussehnte, daß er seine alten Tage in behaglichem Wohlstand auf dem Lande genießen wollte, daß er weltklug genug war, sich zu diesem Zwecke ein nettes Vermögen zusammenzusparen. Er litt darunter, daß die Schaubühne vom Volke und von den Behörden, vielleicht auch von manchen aus unserem Kreise, den Bärenhetzen und den Hahnenkämpfen gleichgestellt wurde. Er wäre gern ein Gentleman geworden. Aber das war's nicht eigentlich. Er empfand es als eine Schmach, von der Herrlichkeit seiner Phantasie sein Leben fristen zu müssen wie eine Dirne von ihren Reizen. In der Jugend den Wettkampf mit den Vorgängern aufnehmen zu müssen und dann den häßlicheren Wettkampf mit den Genossen. Er seufzte nicht darüber, aber er trug es wie eine schimpfliche Last, daß er als Schauspieler und als Dichter ein Knecht war vom Pöbel und von den hochgeborenen Gönnern; er unterschied nicht groß zwischen beiden Arten der Knechtschaft. Darum strebte er hinaus aus London, hinaus aus dem Frondienst, hinaus aus unserer Welt. Wenn von Zeit zu Zeit das Theaterspielen verboten wurde, wie das auch unter der jungfräulichen und theaterlustigen Königin mitunter vorkam, dann begegnete er unserem Schimpfen mit einem seltsamen Lächeln. Ein stummer Zuschauer wollte er sein, kein lauter Spieler mehr. Bis zur Todessehnsucht steigerte sich seine Entfremdung gegen das Weltwirrwesen und gegen seinen Scheinberuf, der bestenfalls nur ein Spiegeln des Weltwirrwesens war. Er hatte müde Stunden und rief dann etwa: „Nicht mehr dazu gehören! Kein Kämpfer mehr sein, auch wenn man dazu aufhören müßte, Mensch zu sein."

Was in Williams ebenso wilder wie schöner Seele zuletzt die Entscheidung herbeiführte, was — niedriger gesprochen — dem Faß den Boden ausschlug, das weiß ich begreiflicherweise nicht. Ich weiß nur die äußeren

Umstände. Die Königin war gestorben, der Stuart, den Gott erhalten möge, regierte, und William hatte ihm schon seit Jahren die Huldigungen dargebracht, die das Herkommen mit gutem Rechte vom Schauspieler und auch vom Dichter fordert. Ohne mit der Wimper zu zucken. Eines Tages sprach er den Epilog zu einer Komödie und kniete nachher wie üblich nieder, um gemeinsam mit den übrigen Mimen das Gebet für den König zu sprechen. Ich durfte ihn nach Hause begleiten. Erst auf seiner Stube brach er los, zuerst nicht mit Worten. Wie ein Rasender riß er den Kragen mit dem eingestickten Wappen des Königs vom Mantel los, schleuderte Mantel und Kragen zu Boden und ballte die Faust. „Ich will nicht mehr! Ich kann nicht mehr!" — Er redete Dinge, die ich auch jetzt nach fünfzehn Jahren nicht wiederholen möchte. Gott erhalte den König! Lieber heute als morgen wollte William nach Stratford reiten, fern von der Welt in seinem Häuschen, in seinem Obstgarten leben, ein vergessener Zuschauer der Puritaner von Stratford, ein ferner Zuschauer des närrischen Erdentreibens.

Geldgier und Liebe seiner Genossen bat und beschwor. Er hatte ihnen noch für diese Spielzeit ein neues Stück versprochen, den „Sturm", das Zauberstück. Das zwang ihn. Er war von einer unbegreiflichen Bürgerlichkeit im Einhalten eines Versprechens; niemals noch hatte er sein Wort gebrochen. Den „Sturm" sollten sie haben, als seine letzte knechtliche Arbeit, als seine letzte fürstliche Gabe. Dann aber Schluß.

Als wir wieder allein waren, befahl er mir oder flehte er mich an, mit meiner Hand auszuhalten, wie er mit seinem Kopfe aushalten müßte. „Binnen acht Tagen hast du deine Freiheit, lieber Junge, und ich die meine!" Und die Fieberarbeit begann. Wir haben, William und ich, wenig gegessen und wenig geschlafen in diesen acht Tagen. Meine Finger konnten kaum nachkommen. Wenn ich ihm leid tat, trat er wohl, der diktierend hastig auf und nieder schritt, auf mich zu, legte

mir seine Hand auf den Kopf und murmelte, leise, als ob er sich selbst nicht stören wollte: „Bald bist du frei, mein Ariel.“ Beängstigend und wonnig zugleich war es für mich, seinen ehrfürchtigen Schreiber, wie er in der Hingerissenheit seines Schaffens die Wirklichkeit vergaß und den Luftgeist Ariel bald mit seinem eigenen Dichtergenie verwechselte, bald mit dem armen jungen Helfer, der die Feder nur so über die Bogen fliegen lassen mußte.

Das Zauberstück ist Ihnen ja wieder ganz gegenwärtig, weil Sie es als erstes Stück der neuen Sammlung in Folio eben wieder gelesen haben. Es ist Ihnen gewiß aufgefallen, daß er da ein dutzendmal in inständiger Verzweiflung droht und bittet, Ariel, der luftige Geist seiner Phantasie, möge ihm nur noch bei diesem letzten Werke treu bleiben, um nachher für immer frei zu werden. Sie haben es aber nicht erlebt wie ich. Der Schweiß brach ihm aus im Gedenken an alle Pein, da sein Ariel, der Luftgeist seiner Phantasie, eingeklemmt war in den Spalt einer alten Fichte; eingeklemmt durch den Höllenzwang der Teufelshexe Publikum; hart mußte er mit noch schärferer Marter drohen, mit dem Spalte eines Eichbaums, damit Ariel noch einmal gehorchte. Doch jedesmal nach Vollendung eines Aufzuges, besonders nach dem ersten, dem vierten und dem fünften, wenn ich auf den Tod erschöpft am liebsten um ein Ausruhen gebeten hätte, das ihm nicht gegönnt war, kam er mitleidig auf mich zu, streichelte mir das Haar und flüsterte: „Bald wirst du frei.“ Mir war bekannt, daß er sich seinen Genossen — „Worthändler“ nannte er sie — noch für eine Anzahl Jahre verpflichtet hatte, daß er sich mit dem Zauberstücke loskaufte und daß sich hinter manchem süßen Verse an Ariel eine bittere Anspielung an einen solchen Handel verbarg.

Einen heiteren Augenblick gab es am fünften Tage. Ich zitterte vor Anstrengung nach einem der elfenleichten Liedchen von Ariel und, um neue Kraft zu schöpfen, wagte ich ihn zu unterbrechen: „Siehst du mich, mein

Meister?" Und er, der Gütige, winkte nur ab und diktierte meine eigenen Worte und fügte ein „Nein" hinzu mit so liebevoller Betonung, daß ich aufsprang und ihm zu Füßen stürzte. „Herzlich lieb' ich dich, mein Kind, doch bleibe dort," sagte er und setzte lächelnd auch diese Worte in die Dichtung.

Was aber schwer und bang über dem Fieberrausche dieser heißen Arbeit lag, das war der Schmerz des Meisters. Schmerz um die Welt, nicht Zorn oder Haß gegen die Welt. Sie werden es selbst bemerkt haben, mein lieber Graf, daß er der königliche Zauberer Prospero ist, der nach der letzten Tat seinen Zauberstab tief vergräbt, daß er mit Prospero seine Gedanken über den Unwert der Menschheit und ihrer Sprache vorträgt. Aber nur ich könnte erzählen, wie traurig da seine Stimme war, wie er sich, fast ohnmächtig bei den letzten Versen, versprach: „Stratford" sagte, anstatt „Mailand", wo jede dritte seiner Vorstellungen das Grab sein sollte.

Nicht viel längere Zeit, als er für sein Dichten gebraucht hatte, dauerte die Vorbereitung zur Aufführung. Er hetzte die Leute, als ginge es ums Leben. Bei der Vorstellung war es wie immer. Obgleich er selbst den Prospero spielte und fühlbarer als je seine ganze Seele in die Schwermut des Greises hineinlegte, war das Beste für Parterre und Logen verloren. Sie hatten ihre Lust an den bunten Vorgängen, an den derben Späßen und wohl auch an dem unvergleichlichen Wohllaut, aber die Stimme des Führers hörten sie nicht. Dann wurde der Vorhang zusammengezogen und Prospero-Shakespeare schritt noch einmal hindurch, um den Epilog zu sprechen. Um Beifall zu erbitten. Ist es möglich, jetzt ohne die äußerste Erschütterung diesen Epilog zu lesen, in welchem der Meister das Volk bei seinem Seelenheil angeht, dem geknechteten Geiste die Freiheit zu geben? „Hin sind meine Zauberei'n, was von Kraft mir bleibt, ist mein." Die Leute im Parterre und in den Logen klatschten ihm Beifall wie einem Possenreißer. Und es

war doch ein entschlossener Abschied gewesen, der Abschied eines geborenen Fürsten von Welt und Ruhm, von Erfolg und Beifall. Vier Wochen später schwatzte man in London von anderen Possen, von anderen Tagesneuigkeiten.

Vielleicht hat die Natur sich nicht erschöpft, vielleicht hat sie die Form nicht zerbrochen, vielleicht wird sie in irgendeinem Lande einst wieder einen Geist erzeugen, wie unser William einer war. Wird dann die Zeit reif sein? Wird einst ein solcher Geist das Leben gestalten dürfen, damit ihn nicht ekle vor der Scheinaufgabe, Schatten des Lebens zu gestalten?

Ich hätte mancherlei zu berichten und mancherlei zu fragen, mein lieber Graf. Aber mein politisches Amt erfordert so viel Schreibereien, daß mir kein Papier übrigbleibt für das, was am Ende ebenso wichtig ist wie die amtlichen Schreibereien.

Treulich und herzlich Ihr

Ben.

Die Kantfeier

März 1904

(Der Schauplatz des philosophischen Gesprächs ist eine himmlische Kegelbahn. Einige Herren, die gar nicht das Wort ergreifen und deren Namen hier darum nicht genannt worden sind, spielen eifrig und unbekümmert weiter; die Teilnehmer am Gespräche schieben ebenfalls von Zeit zu Zeit ihre Kugel.)

Schopenhauer: Das ist Nachruhm! Das kleinste Käseblättchen hat die Sache erwähnen müssen. Zeitungsgedanken im Zeitungsdeutsch der „Jetztzeit". Aber es will was heißen, der Zwang, den da ein berühmter Name ausgeübt hat. Habe mich aufrichtig gefreut. Bilde mir ein, etwas dazu beigetragen zu haben.

Platon: Du kümmerst dich also immer noch, o Artur, um die Angelegenheiten der kurzlebenden Menschen? Nicht lange genug wohl sicherlich weilest du hier in den Gefilden der Seligen.

Schopenhauer: Ich habe mich sogar auf die Zusendung von Zeitungsausschnitten abonniert. Man erfährt sonst nicht die Hälfte von dem, was über einen geschrieben worden ist. Oder über seine Freunde. Einen mächtigen Berg von Zeitungen habe ich dem Jubilar zugestellt. Sagen Sie doch, teuerster Kant, einziger ordentlicher Professor unter uns Philosophen, was haben Sie mit diesem Berge von Papier gemacht?

Kant: Ich fand das Papier weich. (Behaglich lachend, fast belustigt:) Ich war ich und setzte mich darauf. Der Körperteil, der dem Menschen vor allen lebendigen Wesen zum Sitzen dienet, ist bei mir ohne zweckdienliche

Eminenz. Da kam mir der weiche Nachruhm wohl zustatten.

Sokrates: Verachtest du so sehr, o Immanuel, den Ruhm, den unser Artur den Nachruhm nennt?

Schopenhauer: Hier bringe ich ihm gar eine Extraausgabe eines großen Blattes seiner Vaterstadt. Hätte mich doch gekitzelt! Bilder und Gedichte. Ferner Anerkennungsschreiben von drei Ministern und von fünf Theaterleuten. Unsinn natürlich. Aber doch sehr hübsch als Symptom der Geltung.

Kant (schiebt das Extrablatt ungelesen unter sich): Es ist also Nachruhm, wenn Menschen, die einen schöpferischen Geist dem Namen nach kennen und nur gerade dem Namen nach, diesen Namen bei festlichen Gelegenheiten auszusprechen lieben.

Aristoteles (der beim Kegelschieben nur aufschreibt, aber nicht mitspielen darf): Mangelhafte Definition.

Platon: Schulmeister! Wie oft soll man dich erinnern, o Aristoteles, daß du hier auf der Kegelbahn der Philosophen nur aus Pietät geduldet wirst und zu schweigen hast!

Sokrates: Auch mir will jedoch scheinen, lieber Platon, daß der junge Nachwuchs, wie ich wohl dich, o Immanuel, und dich, o Artur, heißen darf, das Wort Nachruhm gebraucht, ohne auch nur tausend Jahre nach dem sogenannten Tode abgewartet zu haben. Was ist Nachruhm?

Kant: Lassen Sie hören, Sokrates! In der Kritik der Begriffe sind Sie unser aller Meister.

Sokrates: Ich weiß ja nichts. Ich bin nur langsam und gewissenhaft im Gebrauche der Worte. So sagt mir jetzt mein kleiner Finger, daß ich den Sinn von Nachruhm nicht verstehen kann, bevor ich nicht erfahren habe, was denn so eigentlich der Ruhm sei. Wir brauchen bei dieser Unterhaltung das Spiel nicht zu unterbrechen. Es befördert die Verdauung und stört die Gedanken keineswegs. Ei, o Baruch, der du lieber Benedictus heißest,

da hast du ein böses Loch gemacht! Ei, ei, o Immanuel, deine Kugel ist nicht über die Mitte der Bahn hinausgekommen! (Aristoteles wird beauftragt, die Kugel zurückzuholen.) Geringen Ruhm nur hättet ihr beide erworben als Kegelschieber. Einseitig habt ihr euer Denkvermögen ausgebildet. Vortrefflich, mein Platon, du hast alle Neune gemacht! Schreibe es mit Kreide auf die Tafel, o Aristoteles! Alle Neune! Das wäre wohl Nachruhm, wenn der gute Aristoteles in seinen Büchern über Metaphysik davon erzählt hätte. Die Kreidestriche werden aber vor der nächsten Kegelpartie immer wieder ausgelöscht. Es ist also kein Nachruhm damit verbunden. Ein Ruhm etwa?

Platon: Ein kleiner Ruhm, mein lieber Meister!

Sokrates: Ich glaube nicht einmal, daß es ein Ruhm ist oder auch nur ein Rühmchen. Der glückliche Wurf, mit dem du alle Neune gemacht hast, ist nur eine Tatsache, etwas Wirkliches. Ein Rühmchen würde dieses Wirkliche erst durch einen Kegeljungen, der es mit schmetternder Stimme ausriefe. Ohne Kegeljungen, der „Alle Neune!" schreit, kann das kleinste Rühmchen nicht entstehen. Auch bei großen Dingen scheint es mir ebenso zuzugehen. Achilleus wäre ein ruhmloser Held geblieben, hätte Homeros oder der Volksmund ihn nicht laut gepriesen.

Platon: Die Dichter sind die Kegeljungen der Helden. Das habe ich ja immer gedacht.

Hobbes: Jetzt wird mir auf einmal klar, warum es in unserem philosophischen Keglerverein so still und leblos ist. Der Ehrgeiz fehlt. Selbst die ehrenwerten Herren Spinoza und Kant hätten sich ein bißchen Mühe gegeben, wenn sie gehofft hätten, von einem Kegeljungen ihre Taten ausrufen zu hören. Ich stelle den Antrag, einen Kegeljungen anzustellen.

Alle Philosophen: Einen Kegeljungen!

Hobbes: Einen von den Ministern, die unseren Kant hundert Jahre nach seinem Tode freundlich anerkannt

haben! Wenn sie nur nicht leider noch lebendig in Amt und Würden wären.

Platon: Einen von den Schauspielern! Wenn nur Schauspieler nicht am liebsten ihre eigenen Ausrufer wären.

Kant: Minister und Schauspieler haben also wie gewöhnlich nachgeklappt. Vielleicht lieber einen Dichter. Die sind schneller hinterher. Ich hab's erlebt.

Aristoteles: Könnte ich nicht vielleicht im Nebenamte auch noch die Zahl der Kegel ausrufen? Wir blieben dann hübsch unter uns, und ich eigne mich vorzüglich ...

Schopenhauer: Sehr richtig! Aristoteles ist der geborene Philosophieprofessor der Professorenphilosophie. Und wenn ich Sie nur recht verstanden habe, erstaunlicher Sokrates, so meinten Sie mit dem Bilde von dem Kegeljungen doch nur die kleinen Philosophieprofessoren, die durch ihr Gerede früher oder später den Ruhm eines wirklichen Philosophen machen.

Sokrates: Ich freue mich, o Artur, daß du zum Thema zurücklenkest. Ruhm ist also, darüber wären wir einig, das überflüssige Geschrei, das die Taten begleitet. Überflüssig, aber nicht ganz machtlos ist dieses Geschrei, dieses Wortgetöse. Aristoteles wird wieder zu tadeln haben; aber es ist doch so: Ruhm ist Folge, zugleich jedoch Ursache großer Taten. Ruhm ist oft nur erwarteter Lohn.

Hobbes: Für alle drei Motive menschlichen Handelns fällt etwas ab, für Eitelkeit Hunger und Liebe. Für Eitelkeit, das versteht selbst Aristoteles. Aber auch Geld und Weiber laufen dem Ruhme nach.

Kant: Ich könnte nicht sagen, daß ich bei Lebzeiten von diesen Emolumenten des Ruhms viel verspürt habe.

Epikuros: Du lebtest eben in Königsberg, o Immanuel!

Spinoza: Auch ich ...

Epikuros: Und du als Jude in Holland, o Baruch!

Ihr habt euch beide wirklich zu einseitig ausgebildet. Fragt nur die anderen, ob sie die Emolumente des Ruhmes nicht gern hingenommen haben! Man ist doch ein Mensch, wenn man auch ein Philosoph ist. Meinst du nicht, o Artur? Denke an Venedig!

Schopenhauer: Bei mir waren beide Brennpunkte gut entwickelt. Venedig? Der Teufel hole Venedig! Es fehlte nicht viel, so hätte mir Lord Byron mein Frauenzimmer weggeschnappt. Der zureichende Grund? Weil der Ruhm eines Philosophen viel schwerer zustande kommt als der eines Dichters, eines politischen Schwätzers oder sonst eines Schauspielers. Weil der Philosophenruhm also viel später zu den Ohren des Frauenzimmers dringt. Ich war nicht mehr weit von siebzig, als ich berühmt wurde. Wäre sonst vielleicht umgänglicher geworden. Und bei vielen von uns ist der Ruhm eitel Nachruhm gewesen, mit dem man, solange das Blut in den Adern rollt, nicht einen Hund und nicht eine Schmeichelkatze hinter dem Ofen hervorlockt.

Sokrates: Halte doch inne, o Artur! Da hast du mir ja mein Stichwort gebracht. Wir wollten doch über den Nachruhm plaudern, weil unser Immanuel sich auf einen so schönen Haufen von Nachruhm bequem und weich niedersetzen konnte. Nicht? Wir stimmen darin überein, daß der Nachruhm für den Lebenden nicht da ist. Der hat höchstens das Gefühl, den Traum, ... ich weiß nicht, wie ich sagen soll ...

Leibniz: ... das Bewußtsein ...

Sokrates: Schön, mein Lieber! Er hat höchstens das Bewußtsein — ich lerne gern, aber eigentlich verstehe ich das Wort nicht —, meinetwegen das Bewußtsein, er werde nach seinem Tode Nachruhm erlangen. Diesen Traum hat auch der Narr. Im Traume sind also Narren und Philosophen ähnlich geartet. Wann aber wird der Nachruhm wirklich? Gleich nach dem Tode? Das nun doch wohl schwerlich. Alle Nekrologe sind einander gleich. Niemand glaubt den Nekrologen.

Schopenhauer: Nekrolügen.

Sokrates: Nachruhm braucht demnach Zeit. Wie lange Zeit? Hundert Jahre nach dem sogenannten Tode sind eine runde Zeit. Gibt es dann endlich, belehrt mich doch darüber, einen ordentlichen Gerichtshof, der über den Nachruhm abzuurteilen hätte? Sind es nicht auch nach hundert Jahren noch die Kegeljungen allein, die wieder den Nachruhm ausschreien?

Schopenhauer: Vortrefflich, mein lieber Meister! Die Minister und Professoren ...

Sokrates: Ist es nicht immer wieder die öffentliche Meinung, die der große, symbolische Kegeljunge des Ruhmes ist? Und wer macht die öffentliche Meinung?

Hobbes: Der alles macht. Der Egoismus. Der Egoismus einer Schule, der Egoismus eines Standes, der Egoismus einer Stadt oder eines Landes braucht und will Nachruhm, will Denkmäler, will eine Siegesallee. Der verruchte Egoismus ...

Spinoza: Der verruchte Egoismus, werter Herr, ist der Mensch selbst. Die Menschen können sich ohne Selbstmord nicht von ihm befreien. Wir können nur trachten, auch den Egoismus zum Guten zu leiten.

Sokrates: Gar nichts können wir mehr, wir Toten. Nur zuschauen können wir und plaudern. Ich aber für mein Teil möchte nur wiederholen, was ihr alle eben stillschweigend zugegeben habt, daß zum Nachruhm Zeit gehöre. Kein tiefer Gedanke, nicht wahr? Ich weiß ja nichts. Mich dünkt nur, es sei seltsam. Dieselbe Zeit, die den Nachruhm zeitigt, hat inzwischen der geistigen Tat, dem Gegenstande des Nachruhms, gewöhnlich die beste Kraft genommen. Nicht wahr, ihr Herren? Drum sollte der Nachruhm uns hier oben noch wertloser dünken als der Ruhm. Nachwirkung ist besser als Nachruhm. Deine ungeheure Nachwirkung — nicht wahr, o Immanuel? — steht nicht in deinen Büchern, steht nirgends auf den Blättern deines Nachruhms.

Kant (reicht ihm lächelnd die Hand): Ich danke Ihnen, verehrungswürdiger Meister! Mir geht der Plan zu einer kleinen Erfindung durch den Kopf. Man könnte die Bahn hier so einrichten, daß die Kegel sich jedesmal von selbst wieder aufstellen, wenn alle Neune gemacht worden sind. So wie die philosophischen Fragen, die sich nach dem weltbewegenden Wirken jedes Philosophen von selbst wieder neu aufgestellt haben. Wenn Kollege Aristoteles noch die Güte haben wollte, als Kegeljunge die Treffer auszurufen, dann sollte sich unsere Kegelbahn nicht wesentlich unterscheiden von einer Geschichte der Philosophie. Dann würden wir hier in den Gefilden der Seligen das Geschäft unseres Lebens im Bilde fortsetzen, während wir zu spielen scheinen.

Spinoza: Und welches Bild, Herr, wäre Ihnen klein genug für die Geschäfte anderer Menschen, wenn Sie die höchsten Geistestaten so gering achten?

Kant: Lassen wir der Erde ihre Erdengrößen! Unser Wirken messe ich mit dem Maßstab der Ewigkeit, in der wir ...

Epikuros: ... leben? Wir leben ja nicht.

Spinoza: ... in der unsere Namen fortleben? Es gibt keine Ewigkeit des Ruhmes.

Kant: ... in der wir fortwirken werden, jetzt noch ruhmvoll genannt, einst namenlos. Unser aller Meister hat's euch ja gesagt. Nachwirkung ist besser als Nachruhm. Wirkung allein ist ewig.

Machiavell

Auch in die Gefilde der Seligen oder der Toten war die Nachricht gedrungen, daß ein neuer Mann am Steuer stand. Über seine Berufung und Befähigung, über seine Einsichten, seine Absichten und seine Aussichten wurde oben geschwatzt wie auf der Erde. Besonders lebhaft waren die Äußerungen über diese Dinge in dem Kreise, den der Alte Fritz, auch Friedrich der Große genannt, neuerdings um sich versammelt hatte. Auch der König hatte umgelernt. Nicht in seiner Sprache; die war immer noch wie bei seinen Lebzeiten ein unerfreuliches Gemengsel von französischen Worten und deutschen Gedanken. Aber er umgab sich jetzt fast nur noch mit deutschen Landsleuten, weil er das unvernünftige Schimpfen der Franzosen nicht länger anhören mochte.

Heute sollte die Tafelrunde des Alten Fritz sich darüber unterhalten, wer das Steuerruder des Reiches zu drehen hätte, wem die Leitung der Staatsgeschäfte anzuvertrauen wäre. Nur unterhalten wollte man sich, nicht beraten, nicht entscheiden. „Zu meiner Zeit, meine Herren, hätte ich einen Preis ausgeschrieben und meine académie hätte diesen Preis schon der dümmsten unter allen eingelaufenen Dissertationen zuerkannt. Darin wenigstens war sie ebenso stark wie die Sozietäten von Paris, London und Petersburg. Und mehr als ein Wortemachen ist dabei niemals herausgekommen. Unterhalten wir uns also über die Frage: wer soll das Volk regieren?"

Ein Herr von Adel: Natürlich der König, unmittelbar und unverantwortlich, solange er eingedenk bleibt, was er dem Adel schuldet.

Friedrich: Vielen Dank, mon cher. „Natürlich" ist das durchaus nicht, und die Schuld an den Adel ist längst abgetragen, mit Wucherzinsen. Ich will auch mit meiner confession nicht zurückhalten, daß ich nur noch aus Menschenverachtung ein Monarchist bin. Es ist ein pis aller. Man hat mich mit Recht einen aufgeklärten Despoten genannt. Das Rezept wäre mitunter gefährlich, weil der Despotismus eine sehr einfache Sache ist, die Aufklärung aber eine sehr verwickelte.

Einer aus dem Volke: Das Volk soll sich eben selbst regieren.

Friedrich (kichernd): Ganz meine Meinung. Es käme nur darauf an, die beste Form für die Auswahl der Menschen zu finden, die regieren sollen. Darüber unterhalten wir uns ja. Als Objekt der Regierung ist das Volk nun einmal eine vielköpfige Bestie; so eine vielköpfige Bestie ist aber ein schlechtes Subjekt der Regierung. Ich weiß, ich weiß, die Tüchtigsten werden bei den Wahlen durch Majoritäten herausgefunden. Wem die Majorität ein Amt gibt, dem gibt sie auch Verstand. Früher sagte man ebenso spöttisch: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand. Ich glaube fast, die „Majorität" ist der Name einer neuen Gottheit; wird bald eine neue Religion daraus werden.

Ein General: Der Soldat soll regieren; er allein weiß zu befehlen.

Friedrich: Als alter Soldat bin ich sehr obligiert, und mein Freund Voltaire hat den hübschen Vers gemacht, ein glücklicher Soldat sei der erste König gewesen. Nur daß ich, der ich mein chien de metier doch recht gewissenhaft ausübte, im Frieden immer meine Soldatengrundsätze ablegen mußte, wenn ich was Raisonnables schaffen wollte. Ich fürchte sogar, daß der General in mir auch im Kriege dem Staatsmanne in mir zu gehorchen hatte; desto besser, wenn der General mit dem Politikus in einer Person leidlich vereinigt war. Wer die Kanone abfeuert, ist ein braver Kerl; wichtiger ist, wer dem Schusse das Ziel zeigt.

Ein Kaufmann: Das letzte Ziel aller Kanonen und aller Friedenswaffen ist der Wohlstand des Landes. Ein neues Merkantilsystem, das dem Maschinenzeitalter besser angepaßt wäre, als das alte war, wird Geld hereinbringen, immer mehr Geld.

Friedrich: Und weil doch nicht alle Menschen reich werden können, sollen einige tausend Glückliche in Vertretung reich werden. Ich habe schlechte Erfahrungen mit meinen Bankherren gemacht. Meine Beamten waren schlechte Rechner; und die guten Rechner, zu denen leider auch Herr Voltaire gehörte, rechneten in ihre eigene Tasche.

Ein Jurist: Die Aufgabe der Regierung besteht einzig und allein darin, die Forderungen der Zeit in gesetzliche Formeln zu bringen, in Paragraphen. Ein Gesetz, das nicht von einem Juristen in der juristischen Sprache abgefaßt worden ist, taugt nichts. Also muß den Juristen die Leitung des Staates anvertraut werden.

Friedrich: Wie bisher. Damit das Schreibwerk blühe und der grüne Tisch ein Heiligtum bleibe wie bisher. Wenn das so weiter geht, wird man die Juristen noch, weil sie sich auf das Schreibwerk und auf das Mundwerk verstehen, zu Kommandanten von Regimentern und von Schiffen machen. Soll ja in den jüngsten Republiken schon erlebt worden sein. Der Jurist, das ist ein Mann, der nichts versteht und alles kann. Sie haben furchtbar viele Begriffe gelernt, aber keine Sachen.

Der Philosoph: Es ist also die höchste Zeit, daß die Wissenschaft die Zügel der Regierung ergreife. Doch diesen Anspruch darf nur die Wissenschaft der Wissenschaften erheben, die Philosophie, nicht eine der besonderen und niederen Fakultäten. Das Herrenrecht der Theologie ist verjährt; die Jurisprudenz mit ihrem Assessorismus hat abgewirtschaftet; den Arzt hat nur etwa ein so verwirrter Menschenfreund wie Mesmer zum höchsten Beamten machen wollen. So oft aber ein Philosoph ein unübertreffliches Staatsideal entworfen

hat, hat er einem Philosophen alle Macht in die Hände gegeben.

Friedrich: Wie dem Soldaten und dem Kaufmann und dem Juristen, so hätte ich auch Ihnen, mon cher philosophe, zurufen können: Vous êtes orfèvre, monsieur Josse. Will sagen: Sie lassen Ihr Urteil unwillkürlich von Ihrem Vorteile beeinflussen, wie der Juwelier bei Molière, der die Melancholie des Mädels durch Juwelen geheilt wissen wollte. Ich habe alle diese Utopien, in denen Philosophen Gesetzgeber waren, mit Vergnügen gelesen, aber leben möchte ich nicht unter einem Könige Voltaire.

Der Philosoph: Weil Ihr Herr Voltaire, mein König, gar kein Philosoph in unserem Sinne war, sondern nur ein Schriftsteller; weil es ihm nicht um Erkenntniskritik zu tun war, nicht um Selbsterkenntnis, die der einzige Weg zur Menschenkenntnis ist. Auch Sie waren kein Philosoph in unserem Sinne, mein König.

Friedrich: Ich habe die Schmeichler niemals leiden können. Wenn aber ein großer Philosoph seinem Könige die Wahrheit sagen darf, im Jenseits, wenn es eines gibt, so braucht der König auch nicht höflicher zu sein. Je m'en fiche, über die Philosophie in Ihrem Sinne. Was die Spinoza, die Locke und die Voltaire unter Philosophie verstanden, das war für meine Bedürfnisse gerade gut genug. Und was die Menschenkenntnis betrifft, so können Sie darin bei mir in die Schule gehen, Herr Philosoph. Wer keine Menschenkenntnis besitzt, weil er zu dumm oder zu eitel ist, der ist kein geborener Herrscher, und wäre er zehnmal als der älteste Sohn eines Königs geboren worden. Emporkömmlinge wie Napoleon und Mohammed haben sich immer durch Menschenkenntnis durchgesetzt; der Fluch der Monarchen ist es, daß sie Menschenkenntnis fast niemals recht erwerben können. Sie kommen immer nur mit Dienern in Berührung, nicht mit Menschen. Und den Meisterlehrer der Menschenkenntnis, den Macchiavelli, gibt man ihnen nicht zu lesen.

Der Philosoph: Gegen den Sie, mein Herr König, einen sehr unverständigen Anti-Macchiavell geschrieben haben.

Friedrich: Ach was, als Kronprinz, in Rheinsberg, zur Übung. Konnte den Druck nicht mehr verhindern, als ich zur Regierung kam. Herr Voltaire machte aus meiner Handschrift, was er wollte. Bin für das ganze Zeug nicht verantwortlich zu machen. Habe trotzdem aus dem schlechten Kerl, dem Macchiavelli, manche Regierungsweisheit geschöpft. Und (er lacht höhnisch) war vielleicht eines Macchiavelli nicht unwürdig, daß ich als Kronprinz den Anti-Macchiavell schrieb und als König die Herausgabe nicht hinderte.

Der Philosoph: Es ist aber, um es ganz offen zu sagen, ein elendes Buch geworden. Sie waren, mein König, in der Geschichte zu unwissend, um die eigentliche Absicht des Italieners zu erfassen: rücksichtsloses Zusammenraffen einer Macht, einerlei durch wen, zu dem einzigen Zwecke, das Land der alten Römer von der Fremdherrschaft zu befreien und zu einigen. Und Sie waren überdies trotz aller Ihrer Verslein als Dichter zu unbegabt, um das hohe Fürstenideal nachempfinden zu können, das dieser Politiker der Renaissance aufstellte.

Friedrich: Aha, ich wittere die Schlagwörter: Blut und Eisen, Herrenmenschen und dergleichen. Ich soll hier oben bei den Dichtern und bei den Geschichtschreibern in die Schule gehen? Von denen einer am Ende regieren soll? Nur heran, ich habe auch solche Leute an meinem Tische.

Der Geschichtschreiber: Allerdings ist es meine Meinung, daß niemand berufener ist, sein Volk zu der Höhe der Macht zu führen, als der Forscher in der Weltgeschichte. Wer sein Leben darangesetzt hat, die Ursachen des römischen Imperiums zu ergründen, wer alt geworden ist in der Aufdeckung der geheimen Wege, auf denen das Imperium von einem Volke zum anderen überging, wer in dieser Absicht die alten Archive durchstöbert hat, der wird am ehesten geeignet sein . . .

Friedrich: ... neue Archive anzulegen. Mein lieber Professor, alte Geschichte schreiben ist leichter, als neue Geschichte machen. Eine mittelmäßige Weltgeschichte ist immer noch eine nützlichere lecture, als ein noch so interessanter Roman. Aber es gibt keine historischen Gesetze in der Weise, wie es physikalische Gesetze gibt, wie es mathematische Gesetze gibt. Ich weiß jetzt, daß ich über die Mathematik viel Unsinn radotiert habe. Man baut heutzutage Dampfmaschinen und sogar Luftschiffe nach naturwissenschaftlichen Gesetzen. Bin sehr curieux, was man alles noch erfinden wird. Das aber weiß ich ganz gewiß, daß ich als Feldherr und als Staatsmann von den Taten eines Alexander oder eines Julius Cäsar nichts profitiert habe, wenn sich auch solche Namen als Dekorationen in meinen Schriften gut ausnehmen. Solange die Mode das verlangt. Ich weiß aber nicht und Sie wissen es auch nicht, mein lieber Professor, ob das Streben nach einem Imperium ein Glück ist für das Volk, für den Staat. Es könnte kommen, daß man dereinst über Imperiumskriege so aburteilen wird wie heute über Religionskriege und über Hexenprozesse. Noch schlimmer womöglich, Herr Historiograph, steht es um Ihre Befähigung zum Regimente darum, weil Sie sich allein um vergangene Menschen und vergangene Dinge gekümmert haben, der Politiker jedoch fest in der Gegenwart stehen muß.

Der Dichter: Um so geneigter wird mein König sein, die Dichter als die vom Schicksal vorherbestimmten Führer der Menschheit anzuerkennen. Mein König hat ja eben selbst wie ein Dichter vorausgesehen und vorausgesagt, wie man dereinst über die Kriege reden werde. Der ewige Friede ist von jeher ein Traum oder eine Weissagung der Dichter gewesen. Für den Dichter ist jeder Mensch ein Bruder. Humanität ist die Religion der Dichter. Der Dichter schaut und gestaltet, was werden soll, was werden wird. Gott hat den alten Menschen nach seinem Bilde geschaffen; der Dichter schafft nach seinem

Bilde den Menschen der Zukunft. Da unten haben die Dichter des Tages seit einigen Jahren versagt, weil sie ihre ewige Aufgabe vergaßen. Weil sie die Flamme des Idealismus verlöschen ließen. Es wäre schön, wenn die Dichter, die so lange die Kostgänger der Fürsten und dann der satten Bürger waren, endlich ausersehen würden, die Menschheit, die gesamte Menschheit zum Wahren und zum Guten anzuführen. Ich verspreche ...

Friedrich: Es wäre nicht einmal schön, mon cher collègue, auch wenn es ausführbar wäre. Die Dichtersleute haben nämlich die Gabe, zu sehen, was nicht ist; die Staatsmänner dagegen müssen die Gabe haben, zu sehen, was ist. Höchstens noch erraten die Staatsmänner, was morgen lebensfähig sein wird. Sie sind, mein lieber Poet, in ähnlicher Weise unbrauchbar wie der Herr Historiograph: Sie kümmern sich um künftige Menschen und künftige Dinge. Wir aber, die wir ein bißchen Geschichte machen helfen, wir pfeifen auf die ferne Vergangenheit und auf die ferne Zukunft, wir haben es allein mit der verdammten Gegenwart zu tun, mit den ungefügen Dingen und den widerspenstigen Menschen der Gegenwart. Wir handelnden Menschen haben keine Zeit übrig für den Staub der Vergangenheit und für die Wolkengebilde der Zukunft. Wir reiben uns auf für cette race maudite, die wir unsere Nebenmenschen nennen. Nicht wahr, mein lieber Fürst Bismarck? Und müssen es uns gefallen lassen, wenn man uns Macchiavellisten schilt, weil wir unsere Ziele verschweigen, wie Macchiavelli die seinen verschwieg. Ich will Ihnen etwas verraten, messieurs les candidats, die Sie alle Regierer sein möchten: was Macchiavelli gelehrt hat, das war nicht eine besondere Art von Politik, nicht eine ruchlose oder eine gute Politik, sondern die Politik überhaupt, die Politik an sich. Die ein sehr schwieriges Geschäft ist. Nicht wahr, mein lieber Fürst Bismarck?

Talma

Herbst 1918

Talma: Vortrefflich, Sire! Wenn Sie um ein bis zwei Zoll höher gewachsen wären und wenn Sie nicht eine so scheußliche Aussprache hätten, so hätten Sie auf unserer Bühne Ihr Glück machen können. Als Darsteller von Königen. Es war wirklich ganz vortrefflich, wie Sie eben den Sieger hingelegt haben. Genau so müssen Sie dem Kaiser von Rußland in Moskau gegenübertreten, nur vielleicht den rechten Fuß um einen Gedanken mehr zurück und die Haltung etwas ruhiger.

Napoleon (macht die verlangte Bewegung, dann lacht er): Genug für heute, mein lieber Tanzmeister. Ja, spielen Sie nur den Gekränkten, Sie ewiger Rollenspieler. Sie nehmen sich zuviel heraus. Ich muß Sie wieder einmal in Ihre Schranken zurückweisen. Ich habe in meiner Jugend nicht Zeit gehabt, tanzen zu lernen; jetzt brauche ich die Tanzkunst und erweise dem ersten Komödianten Frankreichs die Ehre, ihn zu meinem Tanzmeister zu machen.

Talma: Die Zurechtweisung ist hart.

Napoleon: So werde ich mich noch härter ausdrücken, damit Sie noch froh sind, mein Tanzmeister zu heißen. Ich habe für meine Würde prächtige Bewegungen nötig, wie prächtige Kleider; Sie gehören zu den Schneidern, die Bewegungen und Kleider auf meinen Leib zumessen, mein lieber Leibschneidermeister.

Talma: Ich war so unglücklich, meinen Kaiser erzürnt zu haben.

Napoleon: Schon wieder eine Überhebung. Wer bist du denn, kleiner Komödiant, daß du mich erzürnen könntest? Du bist mir nützlich und zum Danke dafür magst du etwas von mir lernen. Gewiß, ich habe mir einen Tanzmeister bestellt, weil ich vor dem ganzen neugierigen Volke zu agieren habe und eitel genug bin, auf den Eindruck meiner Augen, meiner Hände und Füße Wert zu legen, wo doch mein Kopf und mein Wille genügen müßten. Zum Unterrichte in solchen Armseligkeiten habe ich einen Tanzmeister genommen, meinetwegen einen Schauspieler, einen großen Schauspieler sogar. Du bist aber ein Narr, wenn du dir einbildest, du wärest dadurch auch ein Diener meiner Kraft geworden. Du bist nur ein Diener meiner überflüssigen Eitelkeit. Berechne danach, wie überflüssig du bist.

Talma: Sire, ich ersterbe ...

Napoleon: Du kannst gar nichts Besseres tun als ersterben. Ich bin in der Gebelaune und du sollst erfahren, wie hoch der Kaiser Napoleon über dem berühmten Talma steht. Hast du einmal über deine Lebensarbeit nachgedacht? Mit Körper, Herz und Geist bist du ein Sklave am Wort der Herren Poeten; gerade wenn du ein guter Komödiant bist, darfst du keine Empfindung und keine Gebärde haben, die dir nicht vorgeschrieben ist; und änderst du auch nur ein Wort in einem Verse von Racine, so wirst du ausgepfiffen. Ich dagegen bin mein eigener Poet, in Worten, Empfindungen und Gebärden; nur etwa in der Sprechkunst und in der Gebärdenkunst dir einiges abzugucken, lasse ich mich herab. Und wie der Dichter seinen Sklaven überragt, den Schauspieler, so der König der Geschichte den König des Dramas. Alexander hat in Sieg und Tod, in Lust und Leid vorgemacht, was so ein hungriger Poet nachzumachen versucht, der überdies ohne Beifall bleibt, wenn es ihm nicht gelungen ist, sich in die Seele des toten und durch seine Taten unsterblichen Königs hineinzudenken. Und nicht genug daran. Wie Alexander seinen nachahmenden, nach-

schaffenden Dichter verachten darf, so ich oder unsereiner, der Herr der Welt aus eigener Kraft, den Dutzendkönig, der seine Macht ererbt hat und ein angelernter Nachahmer der Herrschaftsbegründer geworden ist. Begreifst du mich? Kann der Wurm einen Schöpfer begreifen?

Talma: Sire, der sich im Scherze meinen Schüler nannte, ist mehr als mein Meister. Ich kann höchstens einen König von Racines Gnaden darstellen. Sie haben die Tragödie eines Herrgotts erträumt, erlebt, in unerhörte Prosa gebracht und haben nun die Gnade, mir sie auch vorzuspielen.

Napoleon (zupft Talma am Ohrläppchen): Du Schuft. Ich glaube fast, jetzt machst du dich über mich lustig.

Talma: Zu Ihren Füßen, Sire ...

Napoleon: Nein, ich bin gut aufgelegt. Du sollst mir sagen, was du denkst. Ich lerne immer gern.

Talma: Zunächst, Sire, wollen wir also den Schöpfer aus dem Spiele lassen. Der Herrgott ist ja von der Revolution abgeschafft worden. Sie haben ihn wieder auf den Thron gesetzt, aber nur als Ihren ergebensten Diener, auf einen niedrigeren Thron, als der Ihrige ist. Das unter uns.

Napoleon: Voltairianer! Die Pfaffen Gottes, wenn es einen gibt, soll der Teufel holen, wenn es einen gibt.

Talma: Der erste König war, wie Sie wissen und nicht gern gehört haben, ein siegreicher Soldat. Immerhin, ein König oder Kaiser aus eigenem Mute ist mehr als ein gewöhnlicher König, jeder König mehr als sein Dichter, jeder Dichter mehr als sein Schauspieler. Zugegeben. Woher kommt es aber, daß Sie, Sire, sich in guten Stunden ganz gern mit mir elendem Komödianten unterhalten? Daß übrigens an den Höfen von Frankreich, Spanien und England die höchsten Beamten, wenn sie nur Witz und Geld genug haben, die Gesellschaft von

Schauspielern jeder anderen Gesellschaft vorzuziehen pflegen?

Napoleon: Weil ihnen die gefälligen Frauenzimmer des Theaters angenehmer sind als die langweiligen Marquisen.

Talma: Das mag mitsprechen, Sire. Dann wäre aber weiter zu fragen, warum just die Schauspielerinnen auf die fürstlichen Männer und — viel heimlicher freilich — die Schauspieler auf die fürstlichen Frauen einen solchen Zauber ausüben.

Napoleon: Na?

Talma: Meines bescheidenen Erachtens darum, weil wir armen Komödianten das im Blute haben, was die Fürstlichkeiten nach Erbrecht und oft sogar die Fürstlichkeiten nach Schwertrecht mit heißem Bemühen zeigen möchten und oft so schlecht mimen: Hoheit, Schwung, Gefühl, Leidenschaft, Größe.

Napoleon: Ich werde gleich lachen.

Talma: Sire, ich bin nicht wahnsinnig. Ich will ja nicht sagen, daß wir Komödianten in Wahrheit Geist oder Tapferkeit oder Menschlichkeit genug besitzen, um nach diesen heldischen Gefühlen zu handeln und zu leben. Ich kenne den ganzen Jammer unseres Standes. Wir hätten alle diese heldischen Gefühle nicht erfunden; erfunden und in die Welt gesetzt worden sind sie von den Göttern, den Schöpfern, deren einer vor mir steht.

Napoleon (mit dem Finger drohend): Du!

Talma: Seitdem aber diese Gefühle in der Welt waren, im Denken oder in der Sprache der Menschen, in der Sehnsucht, seitdem sind sie von keiner Menschenklasse heißer nachempfunden worden als von den geborenen Komödianten, die auf dem Theater so selten sind wie die geborenen Fürsten auf den Thronen.

Napoleon: Bravo.

Talma: Wonach sich die Hohen sehnen und was sie nur schwach in ihren eigenen Herzen finden, das ist reich und stark bei uns geborenen Komödianten. Nicht Wahr-

heit der Größe, wohl aber Echtheit der großen Gefühle. Wir haben nicht die schönen Worte der Dichter und nicht die schönen Taten der Könige, wir sind vielleicht feige und dumm, aber unser Leib und unsere Seele haben die innere Plastik der Schönheit.

Napoleon: Bravo, bravissimo.

Talma: Sire, Sie machen mich glücklich und waghalsig. Eins haben wir armen Komödianten vor den Königen voraus, vor den Dutzendkönigen und auch vor einigen Eigenkönigen. Wir wissen, daß wir nur Komödianten sind, daß wir nur spielen. Unsere fürstlichen Gönner wissen das von sich nicht immer. Wir wissen, daß es um neun Uhr, nach dem letzten Fallen des Vorhangs, vorbei ist mit unserer Herrlichkeit, die doch nur Flitter war und auf der Illusion des Pöbels beruhte; die gekrönten Schauspieler scheinen das nicht zu wissen.

Napoleon: Du kleine Seele, die das Bewußtsein der Unsterblichkeit nicht kennt, nicht ahnt.

Talma: Verzeihung, Sire. Auch wir bilden uns so etwas ein. Bis neun Uhr abend, bis wir ohne Papierkrone und ohne falschen Hermelin in unseren kalten Zimmersarg zurückkehren.

Napoleon: Du urteilst wie ein Komödiant. Die Dichter aller Zeiten, die Dichter, die selbst unsterblich geworden sind, haben immer uns Könige und Eroberer gepriesen.

Talma: Es gibt nicht viele unsterbliche Dichter. Wie Sie uns damals nach der Schlacht von Jena vor einem Parterre deutscher Könige spielen ließen, Sire, haben Sie so einen ausgezeichnet, dessen Blicke ungefähr Unsterblichkeit hatten. Ich habe mir seinen Namen nicht gemerkt.

Napoleon: Ach, Mr. Goth, der Dichter des Werther. Nun?

Talma: Ich habe eine Stunde lang mit ihm gesprochen und nachher mir meine Gedanken gemacht. Man hat die Menschenprügelei um das gemeine Geld auf die

Bühne gebracht, und das war das Lustspiel; man hat die Menschenprügelei um das gemeine Blut auf die Bühne gebracht, und das war das Trauerspiel. Mit beiden Spielen wird es bald vorbei sein. Man wird die Kämpfer für geistige Dinge zu Helden des Dramas machen, die Kämpfer für Ideale. Und auch die neuen Dramatiker werden sterben, wenn man auch ihre großen Gesten als Menschenprügeleien um Worte erkannt haben wird.

Napoleon: Mein lieber Talma. Ich werde Ihre Entlassung beantragen. Ein denkender Schauspieler taugt nicht viel.

Talma: Natürlich nicht so viel wie ein denkender Eroberer.

Napoleon (in plötzlichem Zorn): Kerl, wissen Sie, daß ein Wink von mir genügt, Sie erschießen zu lassen?

Talma: Sie werden den Befehl nicht geben, Sire. Sie würden fürchten müssen, von unserem gemeinsamen Pöbel ausgepfiffen zu werden.

Napoleon: Komödiant!

Talma (mit einer tiefen Verbeugung): Man könnte auch von Tragödianten sprechen.

Napoleon (nach einer langen Pause): Ich habe heute keine Zeit mehr. Sie dürfen morgen wiederkommen, zur Tanzstunde. Sie sind nicht feige und nicht dumm.

Das Festspiel 1813

Sommer 1913

Friedrich der Große und Napoleon hatten die Gewohnheit angenommen, einander beinahe täglich zur irdischen Teestunde in einer himmlischen Tabagie (Napoleon sagte „im Café") zu treffen, dort die neuesten Gazetten zu lesen, über die Neuigkeiten zu zanken, dann eine Schachpartie zu spielen und wieder zu zanken, sobald das Spiel entschieden schien. Die letzten Züge wurden nicht mehr gemacht. War Napoleon im Begriff zu verlieren, so pflegte er dem Könige zornig Mangel an Noblesse vorzuwerfen; war Friedrich im Nachteil, so gab er dem Kaiser lachend den Vorwurf zurück. Nur über ihre alten Schlachten stritten sie niemals; von allen Arten der Kritik dünkte beiden die Schlachtenkritik am überflüssigsten zu sein, das Wort nach der Tat.

Heute saßen sie seit einer Viertelstunde in ihre Zeitungen vertieft, und am Ende stellte es sich heraus, daß in den deutschen und in den französischen Blättern die gleichen Sachen besprochen waren: die deutsche Wehrvorlage und die Unterdrückung des deutschen Festspiels zur Jahrhundertfeier der sogenannten Freiheitskriege. Auf eine Fachsimpelei über die Wehrvorlage ließen sich die alten Feldherren wieder nicht ein. Aber der Streit um den Dichter erregte ihr Interesse.

Napoleon: Als ob es sich um einen französischen Poeten handelte, so viel schreiben sie darüber in Paris.

Friedrich: Sind doch vorwärts gekommen, meine Preußen. Man redet in der Welt sogar schon von ihren Dichtern.

Napoleon: Sire können sich da nicht gerade das Verdienst zuschreiben. Sire haben noch die großen Anfänge des Herrn von Goth erlebt und doch kaum mehr als seinen Namen gekannt. Ich habe seine Werke gelesen und ihn ausgezeichnet.

Friedrich: Auszeichnungen sind für die Katz. Der Goethe hat mir trotzdem alle Ehre widerfahren lassen. Hat anerkannt, daß ich zuerst den Deutschen einen Begriff von der Einheit geschenkt habe, da mein Werk ihrer Poesie zum erstenmal einen höheren Lebensgehalt gab. Ein deutscher Fürst war ich, Sire, wenn ich auch ein französischer Autor war...

Napoleon: ... dessen Sprachschnitzer unser Voltaire grinsend verbesserte.

Friedrich: Sire!

Napoleon: Sire! (Lange Pause.) Übrigens könnten mir Ihre Deutschen getrost ein Denkmal setzen. Ich, ich war es, der sie erst den Wert der Einheit kennen gelehrt hat. Anno 1813 haben sie ja nach Jahrhunderten zuerst wieder einen Versuch mit der Einigkeit gemacht, gegen mich.

Friedrich: Schon gut. Das Denkmal bei Leipzig wird ja auch Ihr Denkmal sein, Sire. Im Ernste, Sire. Dem Siege über kleine Leute setzt man keine Monumente.

Napoleon (geschmeichelt): Obligé. Doch dem Dichter des Festspiels wirft man ja besonders vor, daß er mich verherrlicht habe, daß er mich nicht so klein gemacht habe, wie die Dorfschulmeister in Deutschland mich seit hundert Jahren dumm und klein machen müssen. Als ob dann die Befreiungskriege noch ein solches Heldenstück gewesen wären.

Friedrich: Ist ja Quatsch, wie meine guten Berliner sagen. Der Poet hätte Sie verherrlichen können bis über die Puppen und hätte dennoch etwas ins Knopfloch gekriegt, wenn er nur meinen allzu vorsichtigen Großneffen Friedrich Wilhelm daneben ordentlich gefeiert hätte.

Napoleon: Also mißbilligen Sire den Lärm, der sich gegen das Festspiel und gegen seinen Poeten erhoben hat?

Friedrich: Mißbilligen? Teufel auch! C'est plus qu'un crime, c'est une faute, hat einer Ihrer Leute von einer Ihrer Dummheiten gesagt. Wenn ich da unten noch dreinzureden hätte, so hätte ich ein paar kräftige Worte nach Breslau geschrieben. Auf deutsch. Erstens: Sie sollen lieber was tun, woran man noch nach hundert Jahren gern zurückdenkt, als Säkularfeste begehen. Zweitens: Wenn solche Feste schließlich doch gefeiert werden, dann soll die hohe Regierung noch froh darüber sein und den Mund halten. Drittens: Haben die Kerls nach endlosem Herumsitzen sich auf ein Programm festgelegt, so sollen sie es durchhalten, auch gegen den Teufel und seine Großmutter. Und gar die Poeten sollen nicht genieret werden. Viertens: Droht der Stadt am Ende in Wirklichkeit ein Schaden davon, daß die Kerls im Magistrat Rückgrat zeigen, so sollen sie eher ihre Ämter niederlegen, als nachgeben; sollen offenbaren Hampelmännern das Nachgeben überlassen. Aber ich versichere, Sire, man würde oben immer nachgeben, wenn der Bürgerschaft nicht immer zuletzt das Herz in die Hosen fiele. Ich kenne doch meine Spritzenmeister.

Napoleon: Sehr edle Prinzipien, Sire. Aber ich habe mir sagen lassen, daß auch Sire mitunter mit dem Krückstock auf so ein steifes Rückgrat eingeschlagen haben.

Friedrich (höhnisch und immer wütender): Weil sie sich's gefallen ließen! Weil die Hundsfötter mich durch ihre Feigheit und durch ihre Borniertheit reizten. Weil die Vernunft, will sagen die Raison, damals bei mir war.

Napoleon: Wie nachher bei mir.

Friedrich: Bei Pulver und Ladstock, bei Ihnen war, als Sie den armen Buchhändler Palm erschießen ließen, ein Dreck, salva venia.

Napoleon: Diesmal haben Sie angefangen, Sire. Aber ich will die Herausforderung nicht annehmen.

Darum handelt es sich ja eben jetzt, auf wessen Seite die Vernunft ist. Wer soll das entscheiden? Wir haben beide viel geschrieben; aber, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, Poeten sind wir alle beide nicht gewesen, mehr und besser Objekte der Poesie. Wie wär's, wenn wir zu unserer Belehrung den Mann herkommen ließen, der uns beide oft seiner Hochschätzung versichert hat, Sie von ferne, mich ganz von der Nähe. Ich meine den Herrn von Goth.

Friedrich: Briefadel! Ich werde ihn herbefehlen. Er ist ja auch da oben wo.

Napoleon: Wäre es nicht besser, den Mann herbitten zu lassen? Man spricht zu solchen Leuten jetzt anständiger als vor hundertfünfzig Jahren.

Friedrich (brummig): Meinetwegen! Nächstens werde ich gar einen Professor nicht mehr mit Er anreden dürfen. Aber ich melde Ihnen, Sire, diesem Poeten sitzt die Submission so tief im Blut, daß er auch da oben noch meinem Befehl in Ehrfurcht ersterbend gehorcht hätte.

Napoleon: Vielleicht in der Form. Auch vor mir hat Herr von Goethe damals Bücklinge gemacht und im Kurialstil gesprochen. Aber in der Sache kein Wort, das nicht stolz und aufrecht gewesen wäre. Ein ganzer Mann. Die deutschen Fürsten waren nicht immer so stolz und aufrecht.

Inzwischen war Goethe von einem Engelsbuben herbeigerufen worden; langsam vortretend machte er seine drei tiefen Verbeugungen.

Napoleon: Sie sind ein großer Poet. Also keine Umstände.

Goethe: Was die Größe betrifft, wenn sie mir auch von so würdiger Seite zuerkannt wird, so habe ich vor den beiden trefflichen Fürsten noch etwas voraus. Der preußische König ist zuerst von einem Franzosen der Große genannt worden, von Voltaire. Der französische Imperator ist in guter Poesie zuerst von einem Deutschen der Große genannt worden, von dem Schlingel Heinrich

Heine. In ihren Staaten aber atmete man erleichtert auf, als diese großen Fürsten abtraten. Der Ruhm des Poeten ist weniger bestritten. Sein Metier erzeugt keine Unglücklichen, es wären denn seine mitgeborenen oder nachgeborenen Nebenbuhler.

Friedrich: Wir haben Sie herbefohlen ... Wir haben Ihn herbitten lassen ... Verfluchte Sprache! ... Er soll uns über das Festspiel zu den Befreiungskriegen von 1813 Auskunft geben. Hat es irgendeinen Wert?

Goethe: Mein Festspiel? Soll ich davon nach hundert Jahren noch etwa Rechenschaft geben? Es ist wahr, ich habe mich zur Anfertigung eines Festspiels auf den Sturz des Kaisers Napoleon überreden lassen, aber ...

Napoleon: Das habe ich ja gar nicht gewußt. Das ist ja empörend! Kichern Sie nicht so, Sire! Diesen Mann habe ich höher geehrt als meinen besten königlichen Kollegen. Ich habe ihn für treu gehalten, weil er ein Poet war und ein Deutscher. Habe mich noch auf St. Helena gefreut, als ich hörte, der Mann hätte vertraulich versichert, unter allen seinen Ordensbammeleien wäre ihm die Ehrenlegion die liebste. Und dieser Mann war mit dabei, wie sie mich nach Leipzig verhöhnten! Es ist empörend.

Friedrich: Einer wie der andere. Wenn sie nur Festspiele machen können. Selbst Voltaire war nicht treu.

Goethe: Aber ich, Majestät. Und kein Wort der Verhöhnung ist über meine Lippen gekommen, Sire, oder über meine Feder, so erwünscht es vielen auch gewesen wäre. Habe im Berichte über die Unterredung, deren Sie mich würdigten, Sire, manches unterdrückt, um nicht zahllose Klatschereien zu erregen. Habe nach Ihrem zeitlichen Tode, Sire, nach dem 5. Mai 1821 Ihren Ruhm in Deutschland verkünden helfen. Nicht das kleinste Wörtchen des Hohns stand in meinem Festspiel; es hätte sonst besser gefallen. Als Dämon des Krieges treten Sie auf. Nicht wahr, das waren Sie

doch? Und daß unsere Ketten uns abgenommen wurden, gegen meine Voraussicht, das mußte mich als einen Deutschen freuen, dafür mußte ich dem alten Blücher ein Loblied singen. Verstanden hat man mich in Berlin doch nicht, weder bei Hofe, noch im Parterre.

Friedrich: In Berlin? Wie kam Er dazu? Was hat Er dafür gekriegt?

Goethe: Zweihundertundfünfzig Taler in Gold, Majestät, und schöne Redensarten. „Des Epimenides Erwachen" hieß mein Opus. Die Berliner, trotzdem ihnen alles genau erklärt worden war, machten ihren Witz und verdrehten Epimenides in: „I wie meenen Sie des." Wie ich dazu kam? Ich war in meinem lieben Berka und ärgerte mich gerade über das Buch der Madame Staël und über die Dummheiten in der politischen Welt; es war nach der ersten Einnahme von Paris. Da kam wie vom blauen Himmel herunter eine Aufforderung zu einem Festspiel, von Iffland, dem Schauspieler. Von dem Freiheitskriege war zunächst kaum die Rede; viel mehr von einer Hoffestlichkeit für den König, für den Kaiser Alexander und den Kaiser Franz. Im ersten Augenblick lehnte ich ab, erschreckt, aber höflich. Dann wurde ich aufgeregt, angeregt, und nach zwei Tagen war der Plan fertig. So einen alten Theatermann wie mich mußte es ja wohl reizen, das ungeheure Thema, das sie in Berlin gar nicht begriffen, auf die Bühne zu bringen. Auch schmeichelte mir Ifflands nächster Brief: daß der erste Mann der Nation über die große Begebenheit schreiben sollte. Die Sage vom alten Epimenides war mir wieder eingefallen, der viele Jahre geschlafen hat und erwachend die Welt nach einer gewaltigen Revolution ganz verändert vorfindet. In Frankreich war der Stoff öfter benutzt worden, zuletzt zu einer Darstellung der Revolution von 1789. Mir schwebte so etwas wie die „Zauberflöte" vor: viele Genien und sehr viel Musik. Fand aber keinen Mozart mehr, nur einen Weber.

Friedrich: Freischütz?

Goethe: Leider nicht. Ein anderer Weber, ein Kapellmeister.

Napoleon: War keine üble Bosheit. Ich habe doch richtig verstanden? Die deutschen Fürsten hatten geschlafen und wurden vom Siege überrascht?

Goethe (behaglich schmunzelnd): Ganz so war es nicht gemeint, obgleich auch die Bosheit eine patriotische Tugend sein kann. Meine guten Goethephilologen streiten darüber, ob ich mit dem schlafenden Epimenides mich selber gemeint und in dieser Figur pater peccavi gesagt habe. An einer Stelle ging mir freilich so etwas stolz genug durch den Kopf, wo die Priester singen: „Tadle nicht der Götter Willen, wenn du manches Jahr gewannst; sie bewahrten dich im stillen, daß du rein empfinden kannst." Aber sonst ... Die Berliner hatten eine feine Nase. Iffland hatte Angst, man könnte den Schläfer auf den König beziehen. (Goethe lächelt, Friedrich bricht in ein schallendes Gelächter aus.) Na ja, er hatte ja geschlafen. Ich hatte gemäß meiner Gewohnheit viel hineingeheimnißt, viel versteckt. Wie gesagt, die Berliner hatten trotzdem feine Nasen und verschoben die Aufführung von Monat zu Monat. Die Langsamkeit des Komponisten wurde zum Vorwand genommen. Ich hatte Ärger genug. War ihnen zuviel und zu feierlich von „Freiheit" die Rede. Den Vers des alten Blücher: „Um die Freiheit ist's zu tun", mußte ich ändern: „Es ist um das All zu tun". Ifflands Nachfolger, der Intendant Graf Brühl, hatte gar den Mut, meinem Gedicht „wegen der gegenwärtigen Zeitumstände" drei Zeilen anzuflicken, ohne mich zu fragen. Kleinigkeiten kamen dazu. Ob die Hoffnung an die Königin Luise erinnern dürfe? Ob im Gefolge des Dämons der List Pfaffen sichtbar sein sollen? Ob die Preußen die Kleidung der alten Ordensritter oder die neuen Uniformen tragen dürfen? Wer von den Fürsten außer dem König und den beiden Kaisern mit Anspielungen zu bedenken sei? Der Faust ist mir leichter gemacht worden als das kleine Festspiel.

Napoleon: Und wie war der Erfolg? Der Erfolg entscheidet.

Goethe: Darüber möchten Sie besser meinen Treufreund Zelter befragen, meinen Botschafter und Kundschafter zu Berlin. Er ist dabei gewesen und hat mir nur Gutes berichtet.

Friedrich: Es wird mir Spaß machen, auch den klugen Zelter hier zu sehen. War immer geradeaus und gut fritzisch, wenn ich mir Seinen Ausdruck aneignen darf. Während der Zelter aber geholt wird, mag Er uns erst die Frage beantworten, um derentwillen wir Ihn eigentlich haben kommen lassen. Was hält Er von dem Gerhart Hauptmann und von dem neuen Festspiel? Ich bin gespannt, Seine Meinung zu hören. Vergleicht man ja so oft den neuen Poeten mit Ihm.

Goethe: Oh! Das ist... Nein, ich glaube, der Teufel der Eitelkeit wollte mich eben reiten. Apage! Der Hauptmann ist von geschäftigen Männern zu früh und zu eifrig mit mir verglichen worden. Hat ihm nicht viel geschadet. Hat sich in zu großer Jugend schon oft gehen lassen, wie ich erst als müder Mann. War das aber immer sein Poetenrecht. Als Denker, als Führer, als Geist sozusagen hat er doch wohl nicht meinen Wuchs. Aber als Dichter... Donnerwetter, er ist oft über uns hinausgekommen und doch habe ich ihn sehr lieb. In Frankreich und in Italien haben sie jetzt nicht seinesgleichen. Und das freut mich.

Friedrich: Hör Er, das freut mich auch! Ein Schlesier ist er gar? Hätte nie geglaubt, daß aus meinem Schlesien so was kommen würde. Und sein Festspiel, das man unterdrücken möchte?

Goethe: Vor allem ein Festspiel, also nicht ganz und nicht von Anfang an aus dem Innersten heraus. Aber gut empfunden und gedacht. Der Rahmen, auf den bei so etwas alles ankommt, vortrefflich, über alle Begriffe vortrefflich. In der Ausführung einzelnes sehr schön, wie besonders die antike Kriegsfuria. Hier und da

wohl auch tote Stellen. Die Verse schwer und oft holprig zu lesen, meist aber wirksam zu sprechen. Theater. Doch darauf scheint es ja bei der Frage dieser ausgezeichneten Fürsten gar nicht hinauszulaufen. Das Festspiel könnte noch zehnmal so viel Fehler haben, es wäre doch nur Roheit gewesen, was in Masse dagegen aufgeboten wurde. Aber der Dichter getröste sich und hüte sich, selbst zu laut dareinzureden. Hat er doch die Guten meist auf seiner Partei.

Zelter ist inzwischen eingetreten und macht Anstalten, seinem König die Hand zu küssen; dabei schielt er verwundert auf Napoleon.

Friedrich: Sei Er kein Esel. Der da, der Korse, war auch Einer, und was für Einer. Respekt! Zelter soll uns erzählen, wie die verflixten Berliner den „J wie meenen Sie des“ vom großen Goethe aufgenommen haben.

Zelter: Wie die Möpse haben sie sich gelangweilt, Majestät. Verzeih mir, alter Treufreund und Bruder, du warst bei Lebzeiten für mich auch so etwas wie ein Fürst, und da hast du von mir nicht immer die Wahrheit erfahren. Selbst mit meiner Grobheit war ich noch dein Hofmann. Wie die Möpse, muß ich wiederholen. Dir habe ich hofmännisch geschrieben, die Urteile selbst der Wohlmeinenden seien absolut schweigenauflegend gewesen. Die Gedanken verstanden sie nicht, die Worte hörten sie kaum vor der schlechten Musik, und nur ein paar Verse, wo du vielleicht gar mit dem Schillerschen Kalbe pflügtest, schlugen ein. Und dann noch das Lied auf den Marschall Vorwärts. Da muß ich dir übrigens einen Lausbubenstreich von mir erzählen. Ich hatte das Lied, trotzdem es für die elenden Noten von Weber bestimmt war, heimlich und rasch selber komponiert, um es dem alten Blücher in der Singakademie vortragen zu lassen. Der Alte hat geheult.

Friedrich: Und der Hof? Nahm er den schlafenden „J wie meenen Sie des“ gar nicht mehr übel?

Zelter: Ja, was der Hof versteht, oder was ihn langweilt, das erfährt man selten. Das ist so bei Hofe. Nur vom Kronprinzen weiß ich ...

Friedrich: Ach, der mir nachher so viel Kummer machte? Es verträgt's nicht jeder König, geistreich zu sein.

Zelter: Der Kronprinz also äußerte im allgemeinen sein Entzücken; nur über ein militärisches Bild sprach er einen Tadel aus, gab sich aber sehr bald wieder zufrieden.

Napoleon: Es scheint, daß das Glück nicht war bei dem alten Festspiel zu meinem Sturze. Und das neue? Was wird geschehen?

Friedrich: Nichts. Ich schlage eine Schachpartie vor. Heute zieht Schwarz. (Sie beginnen zu spielen.)

Zelter: Und du bist mir nicht böse, Bruder?

Goethe: Als ob ich die Wahrheit nicht schon damals gewußt hätte! Als ob die Wahrheit jemals Schaden brächte, du Guter, Lieber!

Ludwig Anzengruber

Dezember 1889

Kleist: Zur Sache!

Goethe (mißbilligend): Da wir zunächst in stattlicher Anzahl erfreulich beisammen scheinen, so möge das Angefangene förderſamst sich vollenden. Die Freunde Sophokles, Schiller und Raimund haben schriftlich und ziemlich den Antrag eingereicht, den auf Erden verstorbenen Theaterdichter Ludwig Anzengruber in unsere Schar aufzunehmen. Wenn zu so bedeutender Angelegenheit einer oder der andere freundlich das Wort ergreifen mag, so sei ihm das gestattet.

Victor Hugo: Ich protestiere im Namen der Menschheit, deren Sprecher ich bin. Wir vertreten hier die dramatische Literatur der Welt, das heißt Frankreichs und der Übersetzungsländer. Schon der Name dieses Kandidaten klingt teutonisch, also barbarisch. Ich will mir meine französische Zunge nicht zerbrechen. Die Konsonanten sind die Kanonen der Sprache: ich liebe den Frieden und hasse die Konsonanten. Wir haben uns an viel gewöhnen müssen, sogar an Monsieur Grillparzer. Aber unsere Geduld ist erschöpft, und der Name An—zen—gru—ber . . .

Molière: Setz dich nieder, Landsmann. Sie schmeißen dich sonst hinaus, wie sie Racine und Corneille auch schon beinahe hinausgeschmissen haben.

Sophokles: Einfach und groß, wahrhaft und gut, so möchte ich die Dichtung, so ist sie schön. Es starben die Götter des griechischen Landes, verklungen ist längst, was zumeist ich geliebt: meine heilige Sprache. Ich

klage nicht. Lächelnd lausch ich dem Völkertreiben zweitausend Jahre und drüber. Selten nur hörte ich den Klang der Muttersprache wieder. Doch als du geboren wardst, Shakespeare, und du, mein lieber Goethe, da vernahm ich durch die Stille unseres Himmels etwas, wie das Jauchzen des großen Pan. Andere Götter, andere Töne, und doch war's wie ein Gruß aus der Heimat. Auch der Dichter, den ich euch nach Rücksprache mit meinem jugendlichen Liebling Schiller und dem wunderhaften Raimund aufzunehmen bitte — verzeiht, auch mir fällt der Name schwer —, ist mir so vertraut, als spräche er griechisch.

Aischylos: Vorsicht, Kinder! Wir wollen gehorsam erst ein Orakel befragen. Es soll ja jetzt vielerlei Orakel geben. Ich warne vor dem Anzengruber. Ins Theater kann ich ja nicht mehr gehen, ich bin leider alt geworden; aber seine Bücher riechen nicht fromm, und dann — ich höre keinen Kothurn, wenn er auftritt. Hat denn der Anzengruber richtige Kothurne an den Füßen?

Aristophanes: Lassen Sie gut sein, Meister; Sie sind heute ein bißchen schlecht bei Gehör. Den Kothurn schnallen jetzt nur noch die Schuljungen auf ihren Ranzen, wie die Handwerksburschen andere alte Stiefel. Sie müssen nicht so altmodisch sein! Wie Sie jung waren, haben Sie auch mitunter den Kothurn abgeschnallt. Im Kothurn ist schlecht fensterln. Wissen Sie noch, am Abend nach der Schlacht bei Marathon ...

Aischylos (leicht drohend, während seine Augen aufleuchten): Du Schlingel!

Schiller: Überlegt nicht lange, ihr Herren. Ihr wißt, wie sie jetzt gerade dort unten über mich streiten. Ich sage euch, alle Statuen, die sie mir erst vor dreißig Jahren gesetzt haben, sind ins Wackeln geraten. Kerls, die dicke Bücher über mich schreiben, salvieren sich vorerst. Und ich habe es doch so gut gemeint! Shakespeare, Goethe, ihr habt's leicht gehabt! Was wißt ihr von meiner Arbeit, von meinen Qualen, von meiner Sehn-

sucht! Diese tödliche Sehnsucht! Hier herauf! So ist's auch dem Anzengruber gegangen! Und so wie er hat mich keiner wieder verstanden, keiner hat mich so geliebt. Es war auch einer, der herauf wollte, wenn er auch einen anderen Weg nahm! Laßt ihn nicht warten.

Goethe: Ich muß Ihnen doch zu bedenken geben, lieber Freund, daß der Kandidat sich fast immer einer Mundart bedient hat, welche für die höchsten Aufgaben der Poesie zwar einige Verwendung finden kann, welche aber doch ...

Schiller: Potz Blitz, Sie und ich, lieber Goethe, sind just auch nicht unter den Linden geboren! Verzeihung! Aber Sie sind unser Vorsitzender und sollten durch Ihren feierlichen Ton einen so schönen Vorschlag nicht stören. Klassisch hin, klassisch her! Denken Sie an Ihre Jugend. Denken Sie an Ihre Mutter! Frau Rat hätte nicht lange gefackelt und den Anzengruber freundlich aufgenommen!

Goethe (Schiller die Hand reichend): Ich danke Ihnen. Bleiben Sie neben mir sitzen. Eigentlich bin ich ja selbst für Ihren Antrag. Ich weiß nur nicht, was mich schlechter Stimmung macht, was mich beengt.

Schiller: Ihr Hoffrack, lieber Goethe. Ziehen Sie ihn aus und präsidieren Sie ein bißchen in Hemdärmeln. Dann wird uns allen wohler werden.

Goethe: Es müssen nicht gleich Hemdärmel sein. (Knöpft den Frack auf und lüpft die Halsbinde.) Hm, ja, ein ganzer Kerl ist der Anzengruber.

Raimund: Laßt ihn ein! (Zu Goethe.) Schaun S', Euer Gnaden, die geringen Leut' wollen doch auch ihre klassischen Dichter haben. Wie der Anzengruber geboren ist, da ist schon eine wunderschöne Fee mit einem griechischen Namen an der Wiegen gestanden und hat ihn zu einem großen hochdeutschen Hofburgpoeten machen wollen. Da ist aber meine alte Fee Cheristane, die draußen zwischen Gebirg und Vorstadt wohnt, dazugekommen, hat der noblen Göttin einen Schubser gegeben, und hat

bittenderweis gesagt: „Laß mir den da für die geringen Leut'!" Laßt ihn ein! Und wenn nicht Sessel genug da sind, so will ich selber stehen. Oder wir werfen lieber gleich den Hugo hinaus, den zuwidern Patron.

Hugo: Frankreich ist die Krone der Schöpfung, und ich bin ein Franzose. Die Poesie ist göttlich, und ich bin der erste Dichter. Raymond hat also zugleich eine Majestätsbeleidigung und eine Gotteslästerung ausgestoßen. Richten wir ihn! Er ist gerichtet.

Goethe (nach einem leisen Klingelzeichen): Wünscht noch jemand das Wort?

Lessing: Dieser Anzengruber hat die Pfaffen tapfer geärgert. Das kann freilich jeder Narr. Aber er hat es wie ein Großer getan, hat nicht geschimpft, vielmehr gelacht. Bei ihm kam aller Zorn aus der Fülle von Liebe. Meine Stimme hat er, wenn es anders nicht ein Unsinn ist, über die Unsterblichkeit eines Dichters die Mehrheit entscheiden zu lassen.

Calderon: Obzwar ich selbst an dieser Stelle vor dem Herrn Inquisitor mich nicht völlig sicher fühle, obzwar ich nicht deutsch verstehe — gelobt sei Gott! daß wir Spanier nicht das letzte Wort im Drama behalten haben. Dieser Anzengruber hat wohl den Heiligen Vater bekämpft; aber so schön, wie nur ein Katholik es kann. Her mit ihm!

Shakespeare: Der Fluch unserer alten Menschlichkeit, daß wir eine Gesellschaft zu bilden suchen, die wir zeitlebens allein waren. Wer einsam stand, gehört in unseren Kreis. Er soll herein.

Kleist (mit einem bösen Blick auf Goethe): Ein Deutscher, ein Dichter, ein Held. Ich möchte ihn wohl umarmen, wenn Herr von Goethe es gestattete.

Molière: Er ist zu stolz, um anzuklopfen. Um so lauter müssen wir „herein" rufen.

Grillparzer: Na ja. Nu, nu, er war halt ein Österreicher. Freut mich recht sehr, daß uns soviel Ehre widerfährt. Aber er soll nur nicht von Politik

reden. Ich will mich wenigstens nach dem Tode nicht mehr ärgern.

Aristophanes: Mich braucht Ihr nicht erst zu fragen. Endlich wieder einmal einer, der lachen konnte wie ein Kind und wie ein Riese. Die meisten Menschen lachen, wenn sie gemein sind. Ich sehne mich nach seinem Göttergelächter.

Aischylos: Kinder, ich warne euch, er rüttelte an den Altären des Zeus, und die Priester der Erde jubelten bei der Kunde seines Todes. Er hat seine Titanenfaust drohend erhoben gegen den alten Glauben, und ich fürchte, ich fürchte ...

Hugo: Und ich sage: Veto! Er oder ich. Tag oder Nacht. Wählt! Ich stelle die Kabinettsfrage.

Alle: Gott sei Dank. (Anzengruber wird mit allen gegen zwei Stimmen aufgenommen.)

Goethe: Schiller wird so freundlich sein, unseren Bruder Anzengruber hereinzunötigen. (Schiller ab.) Und Sie, lieber Hugo, sind wohl so hilfreich und edel, Platz zu machen. Sie haben die Kabinettsfrage gestellt, Sie müssen gehen. Es ist Ehrensache geworden.

Alle: Es ist Ehrensache!

Hugo: Warum vollzieht ihr euren gotteslästerlichen Ostrazismus nicht gegen Aischylos? Auch er war gegen diesen Eindringling. Er war der erste Dramatiker, ich bin es auch. (Auf eine gebieterische Handbewegung Goethes verläßt Victor Hugo mit dem Rufe: „Cambronne!“ den Saal.)

Schiller (an der Tür zum Schatten Anzengrubers): Tritt ein, mein lieber, lieber Bruder! (Der Schatten beugt seinen steifen Nacken langsam, um Schillers Hand zu küssen.) Du bischt verrückt!

Der Schatten: Du? So sprichst du zu mir? Und du erkennst mich an? Gelt, auf den Kopf gefallen war ich nicht?

Alle: Willkommen! (Goethe besorgt die Vorstellung.)

Der Schatten: Ich bin wirklich bei euch? Nicht mehr zu leben und Shakespeare zu sehen! Na, vergelt's Gott, Herr von Goethe, ich will Sie von jetzt ab auch recht gern haben.

Raimund: Grüß Gott! Steht Wien noch auf dem alten schönen Fleck?

Der Schatten: Grüß Gott, du, du! Es steht noch da und ist schön, daß es einem fast leid tun könnt' . . .

Grillparzer: Daß ich nur frag': wie sind denn bei uns jetzt die politischen Verhältnisse?

Der Schatten: Immer das alte Gefrett.

Goethe: Da Sie eben rüstig von der Erde zu uns heraufkommen, werden Sie uns wohl gern durch bedeutende Mitteilungen über das Theaterwesen dieser Tage heiter belehren können. Es scheint ja, daß wir gesiegt haben, daß man sich nur noch von dem Edelsten erfreuen läßt? Ist dem nicht so?

Der Schatten: Ach, du mein Gott, Herr von Goethe! Das ist alles nur Sand in die Augen. An Jubeltagen oder mit einer sündhaften Ausstattung, da werden die Klassiker gespielt. Was aber den Leuten am besten gefällt, das ist kein Stück von euch — darf ich wirklich von uns sagen?

Goethe: Woran denn sonst vergnügen sich die guten Menschen?

Der Schatten: An allerlei Possen, die sich auch Schauspiele oder Lustspiele nennen; immer treten da Menschen auf, aus hohen und niederen Ständen, und sprechen von Tagesfragen und von Gefühlen, und vollführen einige Mißverständnisse, bis nach drei Stunden der Hans die Grete kriegt. Die Zuhörer finden es reizvoll; aber es ist dumm.

Schiller (zu Goethe): Das ist Kotzebue.

Der Schatten: Jawohl, aber er schreibt jetzt unter verschiedenen Namen.

Sophokles: Ihr habt genug Irdisches gesprochen. Laßt! Dieser Kotzebue mag auf Erden unsterblich sein.

Wir sind es hier. Sag mal, Anzengruber, da ich den Namen nun endlich behalten will: weißt du auch, daß der Kampf um ein ehrliches Begräbnis, den dein Wurzelsepp führt, eigentlich meiner Antigone entnommen ist?

Aristophanes: Nur nicht fachsimpeln! Teilt die Sache den lebenden Kotzebues mit; sie werden aus Wurzelsepp und Antigone ein Paar machen. (Alle lachen.)

Der Schatten: Wenn meine lieben Freunde wüßten, wo ich bin, sie würden nicht trauern.

Gottfried Keller

Juli 1890

Es war heller Tag, als das Sterben über Gottfried Keller von Zürich kam. Für die Zeugen der letzten Augenblicke war er nicht mehr bei Bewußtsein. Es war aber noch etwas wach in ihm. Er hatte noch einmal einen schönen, feinen Einfall, über welchen die Seele lächeln mußte. Die Seele wollte den Einfall zu Ende denken. Da lächelte sie wieder, aber diesmal über sich selbst. Wozu noch denken? Für wen? Für Gottfried, der nicht mehr zuhörte? Für die Leute, für die sie nie gedacht und gedichtet hatte?

Er starb, und seine Seele machte den großen Flug hinüber. Für die Zuschauer war es ein bläulicher Blitz, der im Nu durch wolkenlosen Himmel von einem Ende der Welt zum anderen flog. Um den Blitz her war eine ungeheure Strecke nichts, gar nichts; als aber wieder etwas da war, da war es das Jenseits. Das sah aus wie die Erde, nur etwas sauberer.

Am Tore wurde er von dem gesamten jenseitigen „Schriftsteller-Verein" empfangen. Der erste Vorsitzende, ein stattlicher alter Herr, der noch vor Jahr und Tag etwas Ähnliches in einer großen deutschen Stadt gewesen war, nahm das Wort:

Verehrter Herr Kollege! Gestatten Sie, daß wir Sie im Namen der Fachgenossen an der Schwelle des Jenseits willkommen heißen. Da wir hier nicht so sehr lügen dürfen wie auf Erden, muß ich Ihnen gestehen, daß kein einziger unter uns Ihre sämtlichen Schriften gelesen hat. Sie sind aber vor genau einem Jahre, unmittelbar nach

der Feier Ihres siebzigsten Geburtstages, für die große himmlische Leihbibliothek auf unser Ansuchen angeschafft worden. Wir haben damals mit lebhafter Überraschung erfahren, daß ein Schriftsteller Ihres Namens lebe. Wir haben bemerkt, daß alle deutschen Zeitungen sich genötigt sahen, Festartikel zu bringen, und daß gerade die geschätztesten Kritiker untereinander etwas wie eine Keller-Gemeinde gegründet hatten. Wir sagten uns, daß ein so berühmter Zeitgenosse sofort nach seinem Tode Mitglied unseres Vereines werden müsse, und wir beschlossen, Sie bei der nächsten Wahl für die Stelle eines ersten Vorsitzenden in Aussicht zu nehmen. Wir wollen hier wie auf Erden durch festes Zusammenhalten die Verleger ...

Keller: Lusechaibehund, ich will euer Vorsitzender nicht sein und euer Genosse auch nicht. Es freut mich nur, daß Ihr meine Sachen nicht gelesen habt. Wann habe ich mich je in eure Zänkereien und Stänkereien gemischt? Soll ich im reinlichen Jenseits da hineintreten, wovon ich mich auf Erden immer frei gehalten habe? Laßt mich meiner Wege gehen! Ich bin kein Literat! Staatsschreiber von Zürich a. D. bin ich und als solcher will ich in eurem Einwohnerverzeichnis stehen, wenn einer von euch so ein dickes Buch irgendwo herausgibt.

Dr. A: Der gehört nicht zu uns. Er hält sich am Ende für einen Unsterblichen. (Allgemeine Heiterkeit.)

Dr. B: Wir wollen in unserem Verbandsorgan erklären, er sei überhaupt kein Literat.

Dr. C: Ich beantrage, ihn in unserem Verbandsorgan für einen unmoralischen Menschen zu erklären.

Dr. D: ... für verrückt.

Dr. E: ... für einen Säufer.

Der Vorsitzende: Ich stelle Ihnen anheim, Herr Keller, Ihr Gesuch um Aufnahme in unseren Verein zurückzuziehen, da Sie nur wenig Hoffnung haben ...

Ruhigen Schrittes wanderte Gottfried Keller weiter. Seine rundliche kleine Gestalt fiel im Jenseits nicht auf.

Da kam er an einen Eispalast. Das wäre eine gute Kellerei, dachte er schmunzelnd. Es war aber das Haus der Unsterblichen, und er vernahm seinen Namen. Bedächtig blieb er stehen. Die drinnen konnten durch die grünen Eiswände nicht hinaussehen in das Gewühl der alltäglichen Menschen. Er aber blickte in den Saal und erkannte nach Holzschnitten, Photographien, Marmorbüsten und Erzstatuen die großen Dichter seines Volkes; auch verstorbene Freunde sah er. Und sie beratschlagten über seine Unsterblichkeit.

Goethe: ... Und just wegen dieses erfreulichen Nachfolgens bin ich gegen seine Zulassung. Sein Stil zeigt eine bedeutende Gegenständlichkeit, wie man sie von mir wohl lernen konnte; aber diesem behaglichen Vorzug des Alters war keine eigene Jugend vorausgegangen. Er war nie Eigenmost, war nie absurd.

Lessing: Lieber Herr Geheimrat, daß er Ihren Altersstil nachahmte, war freilich schlimm, und es ist mir lieb, daß Sie ihm das als Fehler anrechnen. Ach, hätten Sie doch zu meinen Lebzeiten schon so geschrieben, so eisig gut, so fehlerhaft fehlerlos, so bedeutend auch im Unbedeutenden, wie hätte ich Sie gezaust! Was aber diesen Gottfried Keller anbetrifft, so bin ich für seine Zulassung. Es ist mehr an ihm als die Goethesche Sprache. Er hat etwas, was wir zu meiner Zeit noch nicht kannten, was auch Sie noch nicht kannten, Herr Geheimrat, was ich wohl ahnte, was ich aber selbst nicht mit einem Worte bezeichnen konnte, nicht gestalten und nicht erklären. Er lacht statuarisch. Er lacht, wie eine griechische Bildsäule lachen müßte, wenn sie dürfte. Er lacht, wie wir lachen, seitdem wir selig sind.

Heine: Ich glaube doch, das hätte ich auch schon ein wenig ...

Goethe: Schweigen Sie, Heine! Sie können froh sein, daß wir, unbeirrt von Parteileidenschaften, Ihr unsterblich Teil gerettet haben und nicht preisgegeben. Gegen diesen Keller aber spricht auch der geringe Um-

fang seiner vorzüglichen Werke. Denn seine Gedichte — um nun gleich dieses nicht zu verschweigen — haben alle irgendwie einen Mangel ...

Schiller: Wahr ist es! Es fehlt was, der Schwung, die Musik, etwas!

Goethe: Sein großer Roman „Der grüne Heinrich" ist nur mühsam zu Ende geführt, seine Alterswerke zeigen Spuren von Schwäche, und selbst die „Züricher Novellen" leiden an kleinen persönlichen Schrullen. Bleiben also nur die allerdings preiswerten „Leute von Seldwyla" und die „Sieben Legenden," welche ich mir erst gestern wieder von Eckermann habe vorlesen lassen.

Heine: Und so hat es der gute Keller unterlassen, mit Hilfe von einigen Bänden Farbenlehre, von Jahres- und Tagesheften vierzig Folianten ...

Vischer: Schweigen Sie, Heine! Aber diesmal hat Heine recht. Glauben Sie denn, mein teurer Goethe, daß Sie mit allen Ihren vierzig Bänden oder gar mit den hundert Bänden Ihrer neuesten Ausgabe in die Unsterblichkeit eingegangen sind? Haben denn Ihre Alterswerke keine Schrullen? Haben Sie Ihren Wilhelm Meister nicht auch mühsam zu Ende geführt? Donnerwetter noch einmal ...

Goethe: Ich muß diesen unschicklichen Ausdruck ..

Lessing: Na, na.

Vischer: Ich bin hier der Jüngste und möchte nicht unbescheiden auftreten. Wenn aber Gottfried Keller nicht hierher gehört, so setzen Sie sich lieber gleich auf den Aussterbeetat und machen Sie nach Goethes Tode einen dicken Strich unter die Literaturgeschichte. Gottfried Keller ist ein Großer, ist ein Ganzer, Vollblut.

Goethe: Schreiten wir zur Abstimmung.

Gottfried Keller (durch das Fenster hereinsprechend): Meine lieben Herren, ich danke Ihnen für die gute Meinung; aber es wäre zu viel Ehre für mich. Es wäre mir zu kalt in Ihrem Eispalast. Die meisten von Ihnen waren Schriftsteller, herrliche, unsterbliche

Schriftsteller, aber doch arme Schriftsteller, die ihr edles Gehirn zermarterten, um ihre Ideen zu formen, welche außer ihrer Zeit waren, und um doch zugleich von der Masse verstanden zu werden, mit der sie lebten. So ein armer Schriftsteller oder Dichter, der mit den Göttern aufsteht und mit Lohnschreibern um einen Bissen Brot streitet, der für die Nachwelt denkt, aber für sein Leben die Anerkennung seines Bäckermeisters braucht, der im Himmel wohnen muß, weil die Erde bis auf das letzte Fußbreit Afrikas hinweggegeben ist, so ein armer Schächer bin ich nie gewesen. Ich will ein Haus weiter gehen, vielleicht finde ich anderswo die Gesellschaft, mit der sich ein Schöppchen trinken läßt.

Keller schritt fürbaß, und Goethe gesellte sich eilig zu ihm.

Goethe: Es wäre mir lehrreich, Ihre Gedanken auf den Grund zu hören.

Keller: Aber, lieber Herr, Sie sind ja auch so einer gewesen, Sie waren ja auch so etwas wie Staatsschreiber, haben Ihre Lust daran gehabt, sich und die kleine Welt, die Sie umgab, weiter zu bilden, und nur so ganz nebenher etwas Schönes zu schreiben.

Goethe: Gewiß, aber dabei bilde ich mir ein, zu der Zunft der Schriftsteller und Dichter zu gehören. Sie aber wollen eine besondere Stellung ...

Keller: Im Gegenteil, ich will nichts für mich extra. Ein Mensch bin ich, und als Mensch will ich gelten, nicht als Wundertier. Mit Baumeistern möchte ich zusammensitzen, wissen Sie, mit Leuten, welche einen Dom oder ein Reich oder sonst etwas Bleibendes aufgerichtet haben. Wir beide sind doch im Leben nicht müßig gewesen, wie die richtigen Schriftsteller.

Goethe: Kommen Sie doch mit mir zu den Freunden, die etwas gebaut haben; ob man uns dort wohl als Meister begrüßen wird?

Goethe und Keller betraten das Haus der unsterblichen Baumeister. Friedrich der Große begrüßte sie dort

mit grimmiger Freundlichkeit. „Skribenten?“ rief er. „Deutsche Skribenten? Seid was geworden, Jungens; aber was wollt ihr hier? Bei ernsthaften Leuten?“ Keller trug seinen Wunsch vor, mit Friedrich und Erwin und mit dem namenlosen Erbauer des Freiburger Turms an einem Tische zu sitzen. Die Meister sahen einander fragend an. Da erhob sich Michelangelo, der der eigenwilligste unter diesen Architekten und Königen war, und führte die Dichter in den Garten des Architektenhauses. Dort standen die duftigsten Blumen und die schattenreichsten oder auch fruchtbarsten Fabelbäume bereit, wenn die Meister sich erholen wollten. Michelangelo aber sprach: „Ihr seid keine richtigen Baumeister, ihr wäret sonst keine solchen Dichter gewesen. Wenn es euch aber genügt, in unserem Garten zu stehen und uns zu erfreuen gleich den Blumen und Bäumen, so sollt ihr uns willkommen sein.“

Goethe kehrte stolz aufgerichtet in den Eispalast zurück und übernahm ruhig wieder den Vorsitz der unsterblichen Dichter. Gottfried Keller aber blieb fröhlich im Garten der Baumeister und Könige neben einer Riesenpalme, trank sein Schöppchen und wurde der Lieblingsdichter der Baumeister und Könige.

Bismarck

Oktober 1905

Feldherrnhalle. Ein hoher, sonnenheller Raum ohne dekorativen Schmuck. Eiserner Stil. Tische und Stühle aus verschiedenen Zeiten. Die Männer tragen ihr historisches Kostüm. Törichte Besucher könnten glauben, hinter die Kulissen eines Ausstattungsstückes zu blicken. Aber törichten Besuchern ist der Zutritt verboten. Und keiner von diesen Männern wartet auf ein Stichwort, das von außen käme. Ein Arzt könnte glauben, den gemeinsamen Saal eines Irrenhauses zu sehen. So sehr ist jeder der Männer nur mit sich selbst beschäftigt und seiner fixen Idee; und so unruhig rennen die einen wie gefangene Raubtiere hin und her, so stier blicken die Einsamen ins Leere, so wild gebärden sich andere bei ihrem Spiel. Doch auch den Ärzten ist der Zutritt verboten. Von der Straße her ertönt Kriegsmusik. Nach den ersten Takten von „Deutschland über Alles" wird abgeklopft, die „Kutschkepolka" lärmt herein. Der feste Tritt preußischer Grenadiere. Sodann Kürassierstiefel. Der alte Wilhelm führt Bismarck in die Halle.

Wilhelm: Da haben Sie ihn, meine Herren. Da hast du ihn, Fritz, meinen Handlanger. (Allgemeines Murren.) Wollte ihn zuerst in der Schreibstube der Diplomaten abgeben. Bismarck wollte nicht. Dann bewarb sich eine Deputation der hm — verfluchte Phrasen — der führenden Geister um ihn. Die Leute von den gefährlichen Denkmälern. So ein Luther, so ein Goethe. Bismarck wollte nicht. Brummte beidemal, frech und submissest wie immer, etwas von Tinte. Nach der Feld-

herrnhalle also, wo ich selbst nicht groß mitzureden habe. Hat wieder einmal seinen Willen durchgesetzt. Darf er herein?

Napoleon: Er ist ja da. In der Feldherrnhalle gibt es weder monarchischen Willen, noch Abstimmung. Willkommen, Fürst Bismarck.

Bismarck (in militärisch dienstlicher Haltung): Ich danke, Sire.

Alexander der Große: Willkommen! (Ein Schauer fliegt über Bismarcks bleiches Gesicht, heiß bis zu den Augen.) Du glaubst gar nicht, wie wir uns freuen, wenn so frisches Blut, fast noch lebendiges Blut, hier heraufkommt. Es ist doch ein Jammer, kein Blut mehr zu fühlen, kein Blut mehr zu sehen. Das hat mir Homeros schon vorausgesagt.

Der Alte Fritz: Auch nur so ein Federfuchser. Homer! Und steht heute noch da unten in lebendigerer Wirkung als wir alle. Ein Dichter, messieurs. Einer von den führenden Geistern, messieurs. Willkommen, Bismarck. Erzähl er was von Preußen.

Bismarck: Zu Befehl, Majestät. Nur einen tiefen Atemzug möchte ich vorher gehorsamst erbeten haben. Pardon. Ich habe eben den Tod hinter mir. Es war hart. Er war stärker als ich. Ich wollte nicht. Ich mußte sterben. Jetzt weiß ich's besser. O, Tod, wie schön bist du. Niemand hier, niemand, soweit das Auge reicht, der zum amtlichen Gesindel gehört. Uff!

Alexander: O, Leben, wie schön warst du. Bismarck, geselle dich zu mir. Du bist ein trinkfester Mann und bist herrlich von Gestalt, trotzdem du kahl bist wie Julius Cäsar. Die anderen sehen alle Spinnen gleich. Ich möchte dein Freund sein.

Bismarck: O, Tod, wie schön bist du.

Gustav Adolf: O, Leben, wie schön warst du.

Der Alte Fritz: Dergleichen Sentiments werden hier oben ausgetauscht, wenn Stallknechte und Regierungsräte heraufkommen. Von ihm möchte ich was Ge-

scheiteres hören. Womöglich die Wahrheit. Was macht Preußen?

Bismarck: Ich bin Partei. Doch auch mein alter Herr schüttelt den Kopf.

Alexander: Da werden sie uns wieder langweilen, Freund Cäsar, mit neuen Namen von neuen Reichen. Ich habe soviele Reiche zertrümmert, daß ich nicht Zeit hatte, ihre Namen zu merken. War vielleicht schon so ein Frankreich mit dabei, oder so ein Preußen.

Cäsar: Du irrst in der Geographie, mein lieber König Alexander. Über Frankreich hättest du dich aus meinen Memoiren belehren können. Preußen hat's auch in meinen Kriegstagen noch nicht gegeben.

Gustav Adolf: Zu meiner Zeit nannte man es noch das kleine Brandenburg. Und seine königliche Majestät, Friedrich der Zweite in Preußen, würde uns alle verbinden, wenn er das jüngste Mitglied unserer Halle nicht bei einem so beschränkten Gegenstande festhalten wollte. (Bismarck trommelt auf dem nächsten Marmortisch „Ich bin ein Preuße"...)

Alexander (der ihn falsch versteht): Du bist durstig? Setz dich zu mir. Hier steht ein Krug Griechenwein, der nie versiegt.

Bismarck: Und kein Arzt, der mir's verbietet! O, Tod! Prosit, König Alexander.

Der Alte Fritz: Eh bien! Wenn ich nicht politisieren darf, messieurs, so werde ich philosophieren.

Napoleon: Der Salomon des Nordens.

Der Alte Fritz: Jawohl, und monsieur Voltaire hat mich so genannt, Herr Franzos. Ich wäre curieux zu erfahren, aus welchem zureichenden Seelengrunde Herr von Bismarck seine Kriege geführt hat.

Wilhelm (bescheiden und freundlich): Immer die alte Chose. So wie Sie auftreten, lieber Bismarck, eklipsieren Sie mich, als ob ich und Moltke nicht mit dabei gewesen wären.

Bismarck: Wo ist denn Graf Moltke?

Wilhelm: In der Bibliothek. Arbeitet an einer ehrlichen Ausgabe des Generalstabwerks.

Bismarck: In usum Delphini?

Wilhelm: Aber nicht für die Jugend, bitte. Wollte sich übrigens nicht eklipsieren lassen.

Der Alte Fritz: Willem, du warst ein prächtiger König. Du hast mir viel Freude gemacht, hätte dir vielleicht ein Korps anvertraut. Waren aber doch seine Kriege, mordieu. Ich möchte also erfahren, wie Herr von Bismarck dazu kam, hunderttausend Menschen ums Leben zu bringen. Keine Predigerfrage, ça va sans dire. Die Sache ist aber doch merkwürdig. Bei uns Königen gehört's zum verfluchten métier. Die Herren Cäsar und Napoleon wollten so etwas wie Könige werden. D'accord. Herzog Wallenstein hatte nichts anderes gelernt, als das Kriegshandwerk. Er gründete eine Kriegsfabrik anstatt einer Stiefelfabrik. Alles ganz klar. Aber Herr von Bismarck war kein König, wollte keiner werden, war nicht Soldat und wollte keiner werden, war kein Fabrikant und wollte keiner werden und hat dennoch drei Kriege geführt, so elegant wie ein Quatrain von Voltaire.

Bismarck: Zu Befehl, Majestät. Majestät erweisen mir zu viel Ehre. Nur als getreuer Diener meines gnädigsten Herrn ...

Napoleon: Fürst, vergessen Sie nicht, daß Sie tot sind. Das da haben Sie hier nicht mehr nötig. Und mit Erlaubnis der Herren will ich die Frage der preußischen Majestät anstatt des Fürsten Bismarck beantworten. Austoben wollte er sich, sich ausleben, sein eigenstes Leben leben. Was wäre das sonst für ein Dasein. Als Offizier: schuhriegeln und geschuhriegelt werden. Als Privatmann: betrügen und betrogen werden. Als Beamter: drücken und gedrückt werden. Und wenn's hoch kommt: ein Herrenhaus bewohnen und auf die Hasenjagd gehen. Es gibt Männer, die nicht satt werden davon, daß sie sich den Magen vollschlagen. Die den

Kampf suchen mit aller Welt, um die Welt. Raufen. Nicht mit Hinz und Kunz, nein, mit Königen, hinter denen hunderttausend Bajonette stehen. Europa durcheinanderrühren, als wär's ein Ameisenhaufen. Den Königen Ziehzeit ankündigen. Natürlich auch da: stoßen und gestoßen werden. Doch der eigene Stoß immer der stärkere. Bis Europa wackelt. Und die anderen Kontinente den Atem anhalten. Und wissen, daß man Völker aufrüttelt, wenn man mit der Faust auf den Tisch schlägt. Und nur ein Bedauern: daß die Erde so klein ist, daß man keinen anderen Planeten seine Faust fühlen lassen kann. Und alles aus sich selbst. Ohne königliches Blut. Was, Fürst? Wir haben's erlebt.

Bismarck (erst leise, dann lauter und fester): Ich fürchte, Sire, es ist etwas Wahres an dieser Schilderung. So etwas brauste wohl in mir. Im Anfang. Ein Rausch, so süß wie der, den der Griechenwein des Königs Alexander mir schenken wird. Dann aber kam es anders. Nur daß ich mir über den zureichenden Grund keine Rechenschaft geben kann. Kaiser Barbarossa und alte Burschenlieder sind keine zureichenden Gründe. Ich weiß nicht, wann zuerst der Gedanke bewußt wurde. Vielleicht nie. Vielleicht erst nachher. Der Gedanke an eine Aufgabe, die mir gestellt war.

Der Alte Fritz: Aufgabe? Von der göttlichen Vorsehung gestellt? Er ist doch kein Pfaff?

Bismarck: Ich weiß nicht. Meine Arbeit hat mir keine Zeit gelassen, über diese Dinge nachzudenken. Auch Kraft kann Aufgaben stellen. Das Ziel sahen viele. Den Traum zur Wahrheit zu machen, den Traum des Kaisers Barbarossa und unserer Burschenlieder. Deutschland! Die Professoren von Achtundvierzig waren Kinder. Nicht wegen des Wortes Republik. Worte sind immer dabei. Aber sie kannten die Wirklichkeit nicht. Ein Werk der Wirklichkeit, so groß wie meine Kraft. Mein gnädiger Herr und ich waren auch durch ein Wort getrennt. Er sagte immer: Preußen. Und ich dachte immer deutlicher

und deutlicher: Deutschland. Der Traum unserer Burschenlieder war hunderttausend Tote wert.

Barbarossa (aus dem Dunkel des Hintergrundes): Ich grüße dich, mein Sohn Bismarck!

Julius Cäsar: Wie diese Namen vergänglich sind. Wir sagten: Rom.

Gustav Adolf: Wir sagten: Evangelische Freiheit.

Napoleon: Ist ja alles nicht wahr. Ich frage den König Alexander, ich frage den Kaiser Julianos, ich frage den Herzog Wallenstein: Haben die Herren je eine andere Triebfeder bei ihrem Handeln gefühlt, erlebt oder entdeckt, als den Egoismus? Ehrgeiz, Ruhmeswahnsinn, alles nur besondere Formen des Egoismus. Diese Fahnenworte, diese Rednerworte habe auch ich in die Welt geworfen, so oft die Lebensstunde es verlangte. Hier sind wir darüber hinaus. Hier brauchen wir keine Manifeste mehr. Fürst, stecken Sie die großen Worte in die Tasche.

Alexander: Gib nach, Bismarck. Unser Leben ist vielleicht wirklich nur ein Rausch gewesen.

Julianos: Gib nach, Bismarck. Ich war doch ein leidlicher Feldherr. Aber mir ging's wie der Majestät Friedrich in Preußen. Ich hätte nach meiner Herzensneigung lieber berühmte Schriftsteller nachgeahmt, hätte mir nicht der Ruhm Alexanders und Cäsars glänzender vorgeleuchtet. Erfunden hätte ich das Kriegführen nie.

Gustav Adolf: Weil deine Sache schlecht war, Apostat.

Julianos: Schweig still, du Christ. Konstantinus war der Apostat, nicht ich.

Alexander: Bitte, meine Herren, nicht zanken.

Wallenstein: Zu meiner Zeit war auch schon von Deutschland die Rede und selbst von der deutschen Freiheit, womit die deutschen Fürsten die Anarchie meinten. Ich kann mich jedoch beim besten Willen nicht erinnern, daß der Gedanke an Deutschland jemals mit meinen Resolutiones etwas zu tun hatte. Geben Sie nach, Fürst Bismarck.

Bismarck (tritt ruhig an den Tisch heran, wo Wallenstein seine astrologischen Rechnereien eben unterbrochen hat; er legt die Hand auf ein Astrolabium und sagt): Kondottiere!

Napoleon: Ich auch? Ich am Ende auch? Auch nur ein Kondottiere? Und ich habe doch die Fahne Frankreichs immer nur entrollt, wenn ich was Eigenes wollte. Kondottiere also?

Bismarck (geht ruhig bis dicht vor Napoleon): Korse!

Napoleon: Plait-il? Che cosa vuole?

Bismarck: Wenn Sire nicht eine Majestät wären, so daß der Begriff sujet keine Anwendung auf Sie duldet, so würde ich mir gehorsamst erlaubt haben, Sire einen sujet mixte zu nennen, der für meine Empfindung kein Verständnis besitzen kann.

Napoleon (rennt umher, als suchte er nach einem Feuerhaken, einem Messer oder einer Bombe): Was wagt der Mensch zu sagen? Was will er damit sagen?

Bismarck (stützt sich ruhig auf seinen Kürassiersäbel): .... Daß Sire zwar ein Genie, übrigens aber ein vaterlandsloser Mensch waren. (Napoleon schreit mit so hoher Stimme, daß er unverständlich wird. Die Könige reden durcheinander auf Bismarck ein. Alle italienischen Soldaten scharen sich um Napoleon. Hannibal stellt sich lachend neben Bismarck. Die Säbel rasseln. Im Hintergrund eine Riesengestalt, die Bismarck für ein Steinbild gehalten hatte. Das Steinbild hebt die Hand und öffnet den Mund.)

Moses: Haltet Ruhe! Still, alte Eisen!

Bismarck: Donnerwetter, auch hier Semiten. Hannibal und Moses. Hätte mir's denken können.

Napoleon: Blague! Die ganze Komödie hat ja doch keinen Zweck mehr. Habe selbst vergessen, daß wir tot sind. Doch zur Strafe für seine Impertinenz soll der Fürst uns jetzt erzählen, warum er sich so ruhig hat fortjagen lassen. Warum er nicht rebelliert hat. Zu

Pferde steigen, sich an die tête seiner Partei stellen und den Kampf aufnehmen mit der legitimen Macht. So hab' ich's von ihm erwartet. Herrschen oder untergehen, das wäre der richtige Ausgang gewesen. Poetisch. Romantisch.

Wilhelm: Na nu? Mein Bismarck?

Wallenstein: Ich hab's auch so erwartet. Soldatenrache nehmen an einem Kaiser.

Wilhelm: So antworten Sie doch, Bismarck! So sagen Sie doch diesem Aventurier, daß so etwas nie in Ihre Gedanken kommen konnte.

Bismarck (atmet schwer und blickt, ohne den Kopf zu bewegen, nacheinander auf Napoleon, Wallenstein und den Kaiser Wilhelm): Doch. In die Gedanken kam's. Als ein Bild. Wie Mord, Treubruch in die Vorstellung kommen kann. Aber den Willen, den Willen zur Rebellion, mein gnädiger Herr, hatte ich nicht einen Augenblick.

Wilhelm (muß sich niedersetzen): In die Gedanken kam's ihm doch!

Napoleon: Und warum nicht zur Tat, sacré nom de Dieu?

Der Alte Fritz: Sire, das verstehen nur wir Könige. Die Treue verbot ihm, etwas Starkes gegen seinen Herrn zu tun. Diese schöne, unbezahlbare Erziehung zur Treue. Sieben Jahre lang haben sich die Kerls von mir gegen die feindlichen Kanonen führen lassen. Widerwillig, hungrig, aufgerieben. Manche hunderttausend Mann. Und keiner hat sich umgekehrt und mich niedergeschossen. Voilà. Die Treue ist die beste Erfindung der Könige. Wir halten die Kleinen und Dummen mit Titeln und Orden; die Großen und Klugen halten wir mit der Treue (abscheulich kichernd) und mit unserem Dank für ihre Treue.

Bismarck (seine Brust arbeitet mächtig, Tränen sind ihm in die Augen getreten. Er bezwingt sich): Ich bitte Majestät gehorsamst, nicht zu lachen, nicht über Hundetreue zu lachen. Auch hier nicht. Auch hier gäbe

es was zu zerschlagen. Treue war in mir. Treue gegen meinen gnädigen Herrn, der auch mir treu gewesen war ein Leben lang. Doch Treue allein hielt mich nicht zurück.

Der Alte Fritz: Der Wein des Königs Alexander scheint capiteux zu sein. Der Herr von Bismarck nimmt sich viel heraus. Nunu, er hat viel geleistet. Außer der Treue, die ich also zu schätzen weiß, hielt ihn wohl seine rare Klugheit vor der Rebellion zurück. Er wußte, daß keine hundert Anhänger mit ihm gegen das Berliner Schloß gezogen wären. Es hätte ihm den Kopf gekostet.

Bismarck: Auch das ging mir durch die Gedanken. Doch das hätte mich nicht zurückgehalten.

Alexander: Was denn, mein gefreundeter Bismarck? Sag's mir zuliebe.

Bismarck: Du hast das Wort gesprochen, König Alexander. Liebe.

Napoleon: Ah, haben wir den Deutschen. Sein blondes Gretchen. Seine Frau Johanna.

Bismarck: Johanna hätte Rebellion nicht verstanden, hätt's nicht ertragen. Doch dessen dacht' ich eben nicht. Von dieser Liebe sprechen wir nicht gern, Sire, wir Deutschen. Die leben wir, Sire. Deutschland habe ich geliebt, das Deutschland des Kaisers Barbarossa, das Land meiner Burschenlieder. Liebe zu meinem Lande hat mich so monarchisch gemacht, daß ich ohne Rebellion, beinahe still meiner Wege ging. Vernunft macht den Republikaner. Vernunft will alles auf ihren Kopf stellen. Mein Land schien mir die Monarchie nötig zu haben, mochten die Monarchen auch nicht nach Wunsch ausfallen. Selbst die Regierung eines Genies kann es eher aushalten, als die Regierung von hundert Rednern.

Der Alte Fritz: Willem, das geht auf mich!

Bismarck: Beliebte es Gott einmal, einen Narren selbst zum Monarchen zu machen, so kann mein Land die Macht eines Narren länger aushalten, als die Macht von fünfzig Millionen Narren. (Zu Friedrich) Jawohl,

Majestät, Treue und Liebe. Die beiden hat unsereins vor den Herren Königen voraus.

Der Alte Fritz: Willem, der hätte nach Spandau gehört.

(Ein Fenster der Halle öffnet sich. Ein Engel mit weißem Haar und dunklen Augen guckt herein.)

Frau Johanna: Ottochen, laß dich von keinem ärgern. Ärgere sie lieber alle selbst. Kommst du bald zu mir?

Bismarcks Trauer

Mai 1919

I

(Himmlische Bude, in welcher Bismarck und seine Johanna seit zwanzig Jahren miteinander hausen. Ausblick aus dem Fenster geradeaus nach Deutschland, wo die Feinde am Rhein stehen, Gewehr bei Fuß. Bismarck trommelt an einer Scheibe; spricht etwas dazu, heiser; man hört nur abgerissene Worte und Sätze. „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus . . . Form zerbrochen . . . das Band ist zerschnitten und Gott hat es gelitten. Wer weiß, was er gewollt.“)

Johanna (setzt sich an den Flügel; sie will ihren Otto wieder einmal besänftigen, mit Musik; sie spielt und singt den letzten Vers, fromm). „Das Haus mag zerfallen — was hat's denn für Not? Der Geist lebt in uns allen, und unsre Burg ist Gott.“

Bismarck: „Wer weiß, was er gewollt.“ Jetzt könnten wir ihn ja fragen. Sind ja im Himmel. Gott sei's geklagt. Antwortet er aber? Gibt er überhaupt Audienz? Ist ja auch nur so ein unnahbarer taubstummer Monarch. Bestenfalls wie mein alter Herr, schlimmstenfalls wie dessen Enkel.

Johanna: Ottochen!

Bismarck: Verzeih, Kind. Du weißt ja längst, daß ich damals, als ich um dich warb, nur meinen verstaubten Glauben hervorholen mußte wie einen verstaubten Frack. Für die Gelegenheit das passende Gewand. Vom Dorfschneider. Heute möchte ich die Maskerade aus meiner Studentenzeit anlegen: Atheismus, Republikanismus.

Verzeih, du kannst da doch nicht ganz mit. Sie haben dir doch nicht die Lebensarbeit verschwatzt, verspielt, versaut. Verzeih! Wir hatten gebauet ein... (Er schaut starr zum Fenster hinaus, der mächtige Körper ist wie von innerem Weinen geschüttelt.)

Prinz Reuß (kommt leise herein, wie in eine Krankenstube): Weiß er es schon?

Johanna (richtet nur die Augen auf ihren Otto, als wollte sie sagen): Sie brauchen ihn ja bloß anzusehn.

Prinz: Fürst, ich komme mit einem Befehle von Ihrem alten Kaiser.

Bismarck: Befehl? Ich stecke gleich eine rote Nelke ins Knopfloch anstatt der Kornblume. Melden Sie das, bitte, Prinz.

Prinz: Gewiß. Aber die Hohenzollern, alle, vom Burggrafen bis zum armen Kaiser Friedrich, wissen sich nicht zu helfen, wenn Bismarck nicht für sie das Wort ergreift. Man überhäuft einander mit Vorwürfen. Keine Fassung. Der Alte Fritz redet von Selbstmord, wie nach Kolin.

Bismarck: Als ob er dem Waltenden mehr als einen Tod schuldig wäre! Bitte, Prinz, berichten Sie gefälligst den Hohenzollern, daß sie mich gern haben können. Ohne Euphemismus. Alle. Waren, außer einigen Dummköpfen und Gecken, vortreffliche Gutsbesitzer unter ihnen und immerhin zwei ganze Kerls. Doch alle hatten sie irgendwo, heimlich, einen Narren sitzen, den sie sich nicht schneiden lassen wollten. Zuletzt ist dieser Narr dem tüchtigen Geschlechte über den Kopf gewachsen, und ein Erznarr hat ihr Werk und mein Werk zerstört, freventlich. Und ich habe mich fortschicken lassen! Bin nicht gegen das Berliner Schloß geritten! Ist jetzt selber fortgelaufen wie ein Troßknecht. Und hatte doch einen wunderschönen Marschallstab! Hat man ihm nicht den Stab zerbrochen, und den Degen dazu, und ihm die Stücke nachgeworfen über den Rhein?

Prinz: Fürst, in der Halle der Hohenzollern ist Trauer.

Bismarck (schreit auf): Mein ist die Trauer. Es hat niemand zu trauern außer mir.

Prinz: Aber sie nehmen sich das Recht heraus, ebenfalls zu trauern, der Große Kurfürst, der Soldatenkönig, der große Fritz und Ihr alter Kaiser.

Bismarck (grimmig höhnend): Wilhelm der Große!

Prinz: Unter dem Vorwande der soldatischen Teilnahme sind die Franzosen in der Halle erschienen: der Sonnenkönig, Richelieu, Buonaparte und auch Napoleon der Kleine, Louis Napoleon.

Bismarck: Der Croupier? Der verlumpte Bankhalter?

Prinz (als redete er zu Johanna): Sie kondolierten zuerst; dann spotteten sie über Kaiser Barbarossa und über das Heilige Römische Reich Deutscher Nation.

Bismarck: Louis Napoleon lacht über Barbarossa? Bitte gehorsamst. Johanna, meine Plempe! Prinz, ich komme mit.

II

(Halle der Hohenzollern. Die Kurfürsten und Könige von Brandenburg und Preußen ratlos. Der Zank mit den Feinden ist still geworden. In die Stille dringt von unten, aus Versailles, widerliches Getön. Wie Würgen und Schachern.)

Louis Napoleon: Welch barbarische Würdelosigkeit! Keine edle Phrase, keine edle Geste! Endlich! Der Kaiser obdachlos, das deutsche Volk mit einem Bettelsack. Da waren wir doch ... (Er bricht erschrocken ab. Bismarck ist eingetreten, der Kürassier, hoch aufgerichtet, ein Bild von bleichem Marmor; aus unbeweglichen Augen gehen seine Blicke hart über die Hohenzollern und über die Feinde.)

Bismarck: Wenn die erlauchten Herren mir gütigst gestatten wollten, an ihrer Unterhaltung teilzunehmen. Da unten, wirklich: freie Bahn für die Untüchtigen. Und rechts vom Rhein: viel Dummheit und viel Würdelosig-

keit. Nur von Ihnen, Sire, ist es unvorsichtig, an die alten Paradebegriffe zu erinnern. Damals, vor bald fünfzig Jahren, hatten wir beide eine Aussprache mit edlen Phrasen und edlen Gesten. Doch mir ist, als ob einer von uns beiden da recht würdelos gewesen wäre. Und dann ... Damals durften Sie, Sire, der Ritterlichkeit des Siegers vertrauen und sich ihm ergeben, als Sie vor Ihren Soldaten Angst bekamen; dem Enkel meines Kaisers würde ich im gleichen Falle kaum den Rat erteilt haben, sich in das Lager der feindlichen Feldherren zu wagen.

Louis Napoleon: Einerlei. Wir haben sie endlich, die Revanche für Königgrätz, für Sedan und für Waterloo dazu. Deutschland ist vernichtet, für immer.

Bismarck (scheint sich noch höher aufzurichten, es ist aber nur sein Blick, der über alle Niedrigkeit hinaushebt): Für immer? Mein Volk? Weil es für ein paar Jahre wund und ausgeplündert daliegt? Wir Deutschen waren immer am stärksten in der Zeitlosigkeit. Und waren besser bei schwerster Arbeit als im Genuß der hin und her geschobenen Milliarden. Wir werden wieder zu arbeiten anfangen. Für eine Weile, kurz oder lang, ist der bergentrückte Barbarossa abermals schlafen gegangen. Das ist alles. Barbarossa hat Geduld gelernt.

Eine Stimme (aus fernster Tiefe): Ich kann warten, mein Söhnchen Otto.

Bismarck (beugt das Knie): Vor dir und sonst vor keinem mehr, mein Barbarossa.

Louis Napoleon: Lächerliche Romantik.

Napoleon Buonaparte: Halt den Schnabel, Louis, vor so einem Manne. Warst ja doch nur ein Erbe, vielleicht gar ein unterschobener. Wie andere Erbkönige auch. Aber Sie, mein Fürst, sind wirklich auch nur ein Ideologe. Reden da aus Eifer für Ihre undankbaren Hohenzollern von Lehren der Geschichte. Ich aber sage Ihnen: die Weltgeschichte, an der ich geschafft habe wie Sie, ist nicht das Weltgericht, die Weltgeschichte ist eine

Würfelbude. Wo wir vom Budenbesitzer um den Einsatz betrogen werden. Ich glaube nichts als den verdammten Zufall und sehe nichts als die Stecknadelspitze des Augenblicks. Und auf dieser Stecknadelspitze, lieber Fürst, haben Sie die Schande und die Schmach der Niederlage. Wie ich nach Waterloo.

Bismarck: Für den Komment der Ehre scheint mir die Zahl der Deutschen zu genügen, die auf dem Felde der Ehre — wie man immer noch sagt — geblieben sind. Wir haben über die Möglichkeit hinaus den Kampf gegen eine Welt ausgetragen. Vergewaltigung bringt keine Schande, nicht einmal für ein Mädchen; der Vergewaltiger wird vor Gericht gestellt. Standesehre, Afterehre, Königsehre werden Sie doch nicht meinen, Sire? Ihr wahres Gefühl nach Waterloo wird doch wohl nicht das des paukenden Studenten gewesen sein.

Napoleon: Man wird ehrlos, wenn man zur Bescheidenheit gezwungen wird.

Bismarck (nach einem langen Atemzuge). Ich vernehme mit Staunen, Sire, daß Sie das Glück und die Ehre einander gleichsetzen. Als ob Sie doch ein Kondottiere wären. Meine Ehre ruht in meiner Kraft, in meinem Willen, in meiner Persönlichkeit. Erst müßten Sie mir beweisen, daß (zitternd vor Erregung) Kraft, freier Wille und Persönlichkeit bloß Illusionen sind, bevor ich ... und auch dann noch hätte ich, als ein Mann aus dem deutschen Volke, meine Ehre nicht verloren — an die Sieger.

Napoleon: Sacrebleu, Monsieur Goth war unterwürfiger gegen mich, aber seine deutschen Augen strahlten fast ebenso, wie jetzt die Ihren.

Bismarck: Und was vollends diese alten Kurfürsten und Könige von Brandenburg und Preußen betrifft, so sind sie für die namenlose Niederlage — namenlos darf ich sie auch darum nennen, weil sie nicht auf eine verlorene Schlacht bei Dingsda folgte — so wenig verantwortlich zu machen, wie Ihre Ahnen, Sire, falls Sie sich

solcher Ahnen rühmen dürfen, für Leipzig und Waterloo. Trotzdem begreife ich es sehr gut, daß Sie, Sire, bei den auf Erden gestürzten Hohenzollern eine visite de condoléance machen; gemeinsames Leid: der eigentliche Sieger von 1919 ist auch der von 1815. Aber Ihre minderwertigen Begleiter, Sire, haben in diesem Trauerhause nichts zu suchen, am wenigsten Ihr Herr Neffe. Ich hätte nicht übel Lust, ihn zum Zweikampfe herauszufordern. Wahrhaftig, er fährt zusammen, als ob er noch lebendig wäre.

III

Bismarck (wirft sich erschöpft auf einen der leeren Thronstühle, dann ausbrechend): Ist ja alles nicht wahr! Eitel Chineserei für die Korona des Paukbodens. Das Gesicht wahren! Ein ehrloser Schuft wie Falstaff, wer von uns die Schmach nicht empfindet und die Mitschuld!

Der alte Kaiser: Wir sind nicht unter vier Augen, Bismarck. Da muß ich Sie doch bitten, Ihre Stellung nicht zu vergessen.

Bismarck: Stellung? Handlanger am Ende? Es gibt kein Oben und kein Unten mehr. Und wenn ich weiter unzeitgemäß gereizt werde, so hisse ich noch die rote Fahne über der himmlischen Halle der Hohenzollern. Ich bin es müde, todmüde, unbelehrbaren Schülern ihre Aufgabenhefte zu korrigieren.

Kaiser Friedrich (in imponierender Haltung): Wir Könige werden gut daran tun, die entweihte Halle dem rebellischen Diener zu räumen. (Bismarck lacht bitter auf; die Herren gehen, einige schnell, einige zögernd. Der Alte Fritz kehrt von der Schwelle wieder zurück.)

König Friedrich der Große: Ich bleibe. Bin ja doch aus der Art geschlagen, mehr noch eine Verlegenheit, als ein Stolz meines Hauses. Will noch ein wenig mit ihm plaudern.

Bismarck: Plaudern wir also. Nur daß ich mir eine so vertrauliche Anrede wie „Alter Fritz“ niemals

gestatten würde, auch wenn Majestät fortfahren sollten, einen deutschen Fürsten in der dritten Person der Einzahl anzusprechen.

König: Bagatellen. Auch Sprache ist nur Kostüm, dem Wechsel unterworfen. Einerlei. Sie glauben also, Fürst, daß es vorbei ist mit den Hohenzollern?

Bismarck: Zu Befehl, Majestät. Jawohl.

König: Finis Borussiae also?

Bismarck: Aber nicht Finis Germaniae.

König: Wenn es einen Gott gibt, nicht wahr, und er der alte deutsche Gott ist? Die Germania liegt Ihnen also mehr am Herzen als die Borussia.

Bismarck: Preußen war nicht mein Werk. Kurfürsten und Könige wurden groß genannt, wenn ihre berufsmäßige Ländergier und Eitelkeit erfolgreich war. Sie waren alle nicht deutsch. Auch meinen alten Kaiser mußte ich stoßen und täuschen, um ihn meinem Plane dienstbar zu machen, der Begründung einer deutschen Einheit. Er hat es nie begriffen. Hat es für eine Titelfrage gehalten.

König: So waren Sie und nicht der König der erste Diener des Staates?

Bismarck: Von Gottes Gnaden.

König: Wenn es einen Gott gibt, und so weiter. Nicht wahr? Also auch mit dem Königtum soll es vorbei sein?

Bismarck: Lächerlichkeit tötet. Wilhelm der Letzte wurde der Totengräber des Königsgedankens, nicht nur für Deutschland.

König: Sie sind sehr klug, Fürst; aber auch Sie hängen an Schlagwörtern. Die wechseln wie alle Sprache. Die nationale Sehnsucht, Ihr Ideal, war zu meiner Zeit noch kaum vorhanden und scheint jetzt schon wieder zu veralten. Man redet da unten weniger vom Nationalstolze und mehr von der sogenannten Internationale.

Bismarck: Man redet viel. Die Internationale ist undenkbar ohne Nationen, der Völkerbund ist undenkbar ohne Völker. (Leise.) Zum ersten Male tut es mir leid,

daß ich so tot bin. Ich möchte ein Dutzend Jahre einsetzen dürfen und mein Werk von vorne wieder anfangen. Das zertrümmerte Kunstgebilde wiederherstellen, das ich geschaffen habe. Die deutsche Einheit. Es schützen gegen die Verräter rechts und links. Wache stehen vor dem Berge, in welchem Barbarossa schläft, schlafend wartet.

König: Und am Ende doch deutscher Kaiser werden. Was? Ein neuer Otto der Große? Ewigkeitswerte hinterlassen für Ihre Enkel?

Bismarck: Auch ich habe umgelernt, republikanisch. Es gibt keine unsterbliche Größe. Man ist immer in seine eigene Zeit gestellt. Wenn man sich nicht gar überlebt, wie es alt gewordenen Königen widerfahren sein soll. Und auch alt gewordenen Staatsministern, bitte gehorsamst. Da ist es mir doch wieder beinahe lieb, daß ich hier oben heraus bin aus den Sielen.

König: Sie können ja hier beten für Ihr Volk, lieber Fürst. Hier, im Himmel, wo es wirksamer sein soll als unten. Ich für mein Teil wünsche mich nicht zurück zu cette maudite race der Menschen. Aber es hat mich gefreut, Sie näher kennen zu lernen. Ich bleibe Ihr wohlaffektionierter König.



Eigene Verse



Aus „Die große Revolution"

(1871)

Die Völker

Es führt mich weiter einen Gang der Schrecken. —
Schon fernher dringt ein dumpfes, wildes Stöhnen,
Und wie die Augen sich der Nacht gewöhnen,
Sie ein hochragend Eisenkreuz entdecken;

Am Kreuzesfuß gefesselt einen Recken,
Den herrlichsten von des Prometheus Söhnen;
Der klagt sein Leid in solchen Jammers Tönen,
Als wollt' er Christi Bild zum Leben wecken.

Laß ab von deinem knechtisch feigen Flehen!
In eigner Brust muß dir dein Held erstehen —
Kein toter Heiland kann die Qual dir kürzen!
Selbst mußt du deine Bande von dir schütteln,
Selbst an der Zwingburg Fundamenten rütteln,
Mag auch das Kreuz darob zusammenstürzen!

Die Gironde: 1. Fauchet

„Kehr heim, du Gottesheer von Tempelrittern!
Einst zoget ihr vom Montsalvatsch zu Tal,
In alle Welt entsandt vom heil'gen Gral,
Der Drachenbrut zu stehen ohne Zittern,

Der niedern Feinde Lanzen zu zersplittern,
Jehova zu bekennen gegen Baal,
Zu leuchten durch die Nacht ein Morgenstrahl,
Die Dünste fortzufegen gleich Gewittern!

Kehrt heim, ihr Ritter, müd und kampfeswund,
Die ihr, des großen Namens reiner Bund,
Ihn habt verkündet für das Erdenrund!
Kehrt heim! Gelöst ist eures Lebens Eid!
Kehrt heim zum Gott! Dort öffnen sich euch weit
Die Tempelpforten der Unsterblichkeit!"

Die Gironde: 2. Barbaroux

„Auf, Frankreichs Söhne! Steht im Ring gekettet,
Daß die Bedränger eure Streiche fühlen!
Sie werden ihren wilden Haß nicht kühlen,
Eh' ihr sie habt ins kühle Grab gebettet.

Dem Vaterlande droht Gefahr! Errettet!
Steht an der Menschheit letzten Thermopylen,
Bis euch Barbarenwogen niederspülen;
Dann sagt ein Stein, wer Hellas hat gerettet!

Euch winkt der Dank; seid ihr den schwarzen Grenzen
Des unwirtlichen Lebens erst entflohen,
Wird euch ein Freudenfest. Schmückt euch mit Kränzen!
Schmückt euch zum Fest! Schon morgen wird's begangen
Im Kreise aller göttlichen Heroen: —
Charlottens Weihekuß wird euch empfangen!"

Die Gironde: 3. Valazé

Des Feiglings Mut beseelet dich allein,
Wenn du den Kerker öffnest deinem Leben;
Du willst nur dir die Freiheit selbstisch geben,
Sorglos um deiner Brüder Not und Pein,

Die in der Phalanx festgeschloss'nen Reihn
Zum Führerstern den Tränenblick erheben,
Am Sieg verzweifelnd dennoch weiter streben
Und einem Überläufer nie verzeihn!

Ja, wenn die Welt Ein großes Herz besäße,
Daß sie mit deinem Stoß den ganzen Schmerz
Des Menschentums für immerdar vergäße;

Dann wär' dein Abschied nicht ein müder Scherz,
Ein Held dann, wer sich solcher Tat vermäße,
Dann möcht' ich wohl ... Doch hat die Welt kein Herz!

Die Schreckenszeit

Es kommt der Zornestag, der Tag der Schrecken,
Die barmlos unsre Welt zu Staub zertrümmern.
Umsonst die Kreaturen Gnade wimmern,
Wird der Posaune Donnerschall sie wecken. —

Und wenn wie damals wieder Fluten decken
All' Land: des letzten Sternes Hoffnungsschimmern
Erlischt und alles — alles stürzt in Trümmern,
Und wieder kehrt der Rachetag voll Schrecken:

Da stürzt der Mensch dem tilgenden Verhängnis
Und mit ihm seiner Hoheit stolze Lüge;
Die Maske fällt dem drohenden Bedrängnis!
Es stürzt der Sitte hohles Kunstgefüge;
Die Maske fällt: in roher Todesbängnis
Weist frech entblößt der Mensch entmenschte Züge.

Georg Forster 1.

„Deutschland, mein Deutschland, wenn dich Fremde höhnen,
Da möcht vor Leide mir das Herz verbluten;
Und doch entfacht dein Treiben Zornesgluten
Auch mir, dem treuesten von deinen Söhnen.

Die Freiheit liebtest du? — mit Seufzern, Stöhnen,
In schmiegsam dammgefügen Bücherfluten!
Doch gab sie sich dir, hast du sie mit Ruten
Hinausgepeitscht gleich 'ner Zigeunerschönen!

O deiner Hoheit eignes bittres Scherzbild,
Deutschland, stehst du nicht auf in hellem Zorn,
Zu wecken deiner Größe totes Erzbild:
Da muß die Hand vom Schwert hinunterdorren
Dem Freiheitskämpfer, ein gemartert Schmerzbild
Muß jeder freiheitwilde Sinn verknorren!"

Georg Forster 2.

„Die also dumpf, fischblütig, nicht imstande
Hellaufzuglühn, die sollen ihren blassen
Frostmatten Herzquell lau sich wärmen lassen
Am Herd der Liebesglut zum Vaterlande!

Doch die Erwählten, die in wildem Brande
Aufflackernd liebestark die Welt umfassen,
In heißem Sehnen, wie in lohem Hassen
Zersprengend enge, schwachgemute Bande; —

Die Rasenden! Wie tatlechzende Tolle,
Die an den Kerkergittern schäumend rütteln,
Dann hinzustürzen in ohnmächt'gem Grolle —
Sie müssen fliehn, gejagt von Königsbütteln,
Fliehn von der lieben, heimatlichen Scholle,
Fliehn und den Staub von ihren Füßen schütteln!"

Die Göttin der Vernunft

Ein neues Fest! Heut brennen lichterloh
Die oftverbrannten, die Pariserhirne!
Beschlossen ist's! Vernunft lenkt die Gestirne,
Und die Vernunft heißt — Dame Momoro. —

Du schämst dich, Göttin? — Bist ja selbst so roh
Wie deine Priester, eine feile Dirne,
Dich fürstlich tragend mit der frechsten Stirne,
Recht gleich der eitlen, plumpen Momoro!

Da glaubt mit der Vernunft kreuzlahmen Krücken
Sich bettelstolz der Mensch gar zu beschmücken,
Da doch Natur ihr bestes denkt — im Schlafe.
Ein andres ist's, das unsre Welt verwaltet,
Und fremd und kalt mit unsrem Wollen schaltet:
Vernunft, du bist sein hübscher, dummer — Sklave!

Zum Fest des höchsten Wesens

Ein Feiertag für Henker und Schafotte!
Robespierre weiht die frühsten Ähren
Ein Opfer auf unblutigen Altären,
Erbaut dem großen unbekannten Gotte. —

Es hungert ewig eine blinde Rotte
Nach Molochfratzen, Götzenspuk, Schimären:
Wer solche Gier mit Schemendunst will nähren,
Verfällt der Leugner und der Frommen Spotte.

Nach Wahrheit grüble nicht. Der Glaubenlose
Wird nie des Pöbels finstrem Drang genügen
Nach einem Gott, Verteiler seiner Lose. —
Wer was er schaute künden will, muß lügen!
Bist du ein Mohammed, Apostel; Mose —
So mußt du glauben, glaubend doch betrügen.

Danton an Robespierre

Ich half dir gern die Welt in Scherben schlagen;
Zum Leimen würd' ich mich erbärmlich schicken.
Ein Kesselflicker mag's zusammenflicken!
Ich hab' es satt, nach deinem Ziel zu jagen,

Das also fern uns wird vorausgetragen,
Daß ich es nie erreichen konnt' mit Blicken. —
Und magst du mich dafür zum Hades schicken,
Mir will die Königshatz nicht mehr behagen!

Weit lust'ger schien mir Laster, Hof und König,
Als eure Bürgertugend grau eintönig.
Drum von der Bühne fort ich oder du! —

Ich? — Wohl! Du folgst! Gewiß dich zu begrüßen,
Will ich an Charon doppelt Fährgeld büßen.
Du spartest sicherlich dir keinen Sou!

Robespierre 1.

„Jesu vergleicht ihr mich, dem Sansculotten?
Ihr sollt mich höher als den Träumer achten!
Ideen muß man herzlos Völker schlachten;
Wer selbst nur sterben kann, deß dürft ihr spotten.

Ihr liebt die Republik und könnt, wie Motten
Ein Licht umschwärmen, ängstlich nach ihr schmachten?
Wagt ihr's nicht herzhaft, keck nach ihr zu trachten,
Wird euch das Mädel gar noch selbst verspotten.

Wahrlich ich sag' euch! 's ist nicht Zeit zu plaudern;
Steht auf zur Tat! Ob wir vor Blut auch bebten,
Wir müssen's strömen sehen und nicht schaudern.
Es sterben jedes Ideals Adepten
Am Kreuz, die Menschen ihm zu opfern zaudern,
Nie war ein Jesus ... Petrus, Paulus lebten!"

Robespierre 2. An die Gironde

„In Flammen lodert eine Welt von Göttern,
Die Tempel stürzen, wankend bersten Mauern:
Der Brand wird euer Dasein überdauern,
Ob löschend auch ein Meer entströmt den Wettern.

Ein Sturm ging aus, den Urwald zu zerschmettern:
Soll er vor euch sich bang zusammenkauern?
Der einst brach vor in seiner Allmacht Schauern
Soll zahm nur einen kranken Strauch entblättern?

Hinweg mit falscher Tränen feigem Heucheln!
Ihr zwingt den Drachen nicht mit lindem Streicheln!
Mit Mörsern brecht der Freiheit Bahn und Bomben!
Wie ihr Umarmen ist ihr Hassen göttlich —
Und trank sie Blut, so ist sie unersättlich,
Und schwelgt mit Lust in Menschenhekatomben!“

Robespierre 3.

Der Feuerberg flammt auf in Ungewittern;
Verstummt er dort, wo Menschen friedlich wohnen?
Der Blitz fährt nieder; sagt ihm, er soll schonen!
Wagt's vor der Schneelawine nicht zu zittern;

Sie wird euch samt dem Marterkreuz zersplittern!
Das Fünkchen schüren feindliche Dämonen.
Und sicher wollen ruhn auf ihren Thronen,
Die bis zum Rachetag ihr Volk erbittern?!

Ihr hattet Menschen, Menschen zu regieren:
Und habt erfrecht euch, sie ins Joch zu spannen
Zum Sklavendienste, gleich den ärmsten Tieren.
Sie sind es nicht, die Qual und Not ersannen;
Sie machten eure Weisheit nur zur ihren.
Und herrschen sie, so sind sie auch Tyrannen.

„Auf, jagt hinaus aus unsern Heimatsgründen
Den Fuchs, den Wolf, gleich unsres Urwalds Rodern;
Laßt Flammenzeichen auf den Bergen lodern,
Von Fels zu Meer den Rachebrand zu zünden!

Nur Einen welschen Hund laßt fliehn, zu künden,
Daß alle Franken fern in Deutschland modern!
Und kehrt ihr heim, den Tatenlohn zu fodern,
So wollen wir ein freies Deutschland gründen!"

Ein schwarzer Fluch den falschen Fürstenschwüren!
Zu jedem Meineid hebt ein Fürst die Hand,
Den Flammenhaß des jungen Heers zu schüren!
Und ihr hofft Freiheit für das deutsche Land?
Doch seh' ich Einen Jünglingscharen führen,
Der einen Dolch verborgen trägt — Karl Sand. — —

Nachhall 1.

Die Frucht ist reif; sie bittet welk um Trennung
Vom Mutterland: der Schnitter ist willkommen!
So ist der Menschheit Mut und Lust genommen
Nach ihrer großen ersten Schuldbekennung.

Die Feste sprengt umtobt von der Berennung
Sich in den Tod, wenn ringsum kein Entkommen:
So kann der todessiechen Zeit nichts frommen,
Als opferkühne, helle Selbstverbrennung.

Wird sie ein Phönix aus der Asche schweben?
Wird sie für immer nicht in Staub zerfallen?
Wird sie verjüngt noch einmal sich erheben?
Die Pilger ruf ich auf, die erdenferne
Von Ewigkeit in Götterruhe wallen —
Versteht ihr uns, so gebt mir Antwort, Sterne!

Nachhall 2.

Wecke nicht mit kleinen Erdenfragen
  Uns aus stillem niegestörtem Kreisen!
  Stummes Wandern ziemt den Sternengreisen.
  Werden nie euch euer Schicksal sagen;

Ob die Menschenerde einst wird wagen
  Bahnen uns als Herrscherin zu weisen,
  Ob sie sterbend wieder muß vereisen,
  Ob in Nichts vergehn zu Staub zerschlagen?

Unbewegt beharren wir, zu zeigen
  Himmelslicht den Erdenfinsternissen;
  Sehen nicht und wissen nicht und schweigen.
Arme Menschen, die ihr mußtet missen
  Ruh und Glück, die unser Göttereigen:
  Nicht zu sehen, nicht zu wissen.

Carolus Magnus

(1873)

In einer Christenkirche vor ernstem Hochaltar
Kniet Kaiser Karls des Großen erlesene Heldenschar,
Die starken Siegerhände gefaltet im Gebet
Zu ihres Himmelsgottes verhüllter Majestät.

Der Bischof singt aus dem Buche eintönige Weisen vor,
Gar fremd lateinische Worte ertönen dazu vom Chor.
Da — plötzlich verstummt der Bischof, wild springt der
Kaiser auf,
Die starken Mannen lauschen und fassen des Schwertes
Knauf.

Ein Hornruf schallt herüber, so gell, so klagevoll,
Wie nie von Menschenatem ein Hilferuf erscholl.
Ein Hornruf schallt herüber von fern so leis und bang,
Wie der erste Todesseufzer in der jungen Welt erklang.

Das war des Riesen Roland gar letzter Hilferuf,
Als Ganelon, der Verräter, ihm schwere Kämpfe schuf.
Das war des Riesen Roland, des Sterbenden letzter Schrei,
Der seine Waffengesellen vertrauend rief herbei.

Viel Meilen kam der Hornruf her über Berg und Tal,
Dort lag der Riese Roland todwund in Ronzeval.
„Auf! Zu den Rossen! Wir reiten!“ Sie riefen's in
wildem Mut.
„Es gilt, den Blutgenossen zu reißen aus Feindeswut!“

Da sprach Turpin, der Bischof: „Die Rettung steht beim Herrn!
Wenn Roland, der Gute, bedrängt ist — Ihr seid ihm allzufern.
Der Herr allein wird retten, wer ihn in Demut glaubt.
Dem Herrn allein die Ehre! Ihr Helden beugt das Haupt!

„Er, der die Welt geschaffen durch seines Willens Wort,
Der Herr allein kann treffen am fernsten Erdenort.
Der Herr allein kann Roland retten aus Todesqual,
Aus Sarazenenhänden im Tal von Ronzeval."

Die Männer murrten; der Kaiser rief streng, ein Bild von Stein,
Das Haupt zurückgeworfen, ins dunkle Gewölbe hinein:
„So hör' mich, Gott meines Bischofs, du, mächtiger als wir,
Hör' mich und merke, der Kaiser, Carolus, spricht mit dir.

„Hörst du mich nicht, beim Zorne! — ich sage dir Fehde an!
Oh, Herre Gott, gedenke, was ich für dich getan.
Für dich hab' ich die Erde bezwungen mit meinem Schwert,
Für dich und deinen Grafen das alte Rom begehrt.

„Für dich hab' ich vernichtet der Heiden herrliches Heer,
Die Sachsen zu Tod oder Taufe getrieben ins tosende Meer.
Für dich hab' ich gemordet im schönen Maurenland,
Die Türme umgeworfen, die frohen Paläste verbrannt.

„Oh, Herre Gott, ich ford're nun meinen Kriegersold.
Ich will von dir nicht Ehre, ich will von dir nicht Gold.
Will keinem, keinem danken für Ruhm und Macht und Glück.
Ich ford're Rolands Leben! Gib mir den Freund zurück!

„Dein Bischof hat verkündet, du seist der letzte Hort.
Dein Bischof hat verpfändet für dich sein Manneswort.
So rette du den Roland! Du kannst es, du allein!
Und ich will bis ans Ende dein treuer Dienstmann sein!

„Doch merke wohl, es fleht jetzt Carolus in höchster Not!
Hörst du mich nicht, ich räche an dir des Freundes Tod.
Ich weiß dann, deine Worte sind Menschenlug und Trug
Und schlage *deine* Pfaffen, wie ich die andern schlug.

„Und stürze deine Tempel auf ihrer Hüter Grab
Und schleudre deine Bilder von hohem Fels hinab,
Und schenke meinen Knechten dein weites Land und Gut,
Und brenne deine Bücher in heiliger Feuersglut.

„Die seidenen Gewänder und all die bunte Pracht,
Sie sollen die Dirnen kleiden, mit welchen ich gelacht.
Die Becher und Leuchter und Becken, all Kirchengold
und -geld,
An meiner Rosse Hufen soll's klingen durch die Welt.

„Dann fass' ich deine Kreuze — sie brachten mir kein Heil! —
Und schleudre sie zu Füßen der alten Irmensäul',
Ich mache deine Lehre zu meines Narren Spott,
Und jubelnd kehr' ich wieder zu meiner Väter Gott." —

Der Kaiser schwieg; da schlugen die Helden an Schild
und Schwert,
Und riefen „Heil!", daß Karl den Gott zum Kampf begehrt.
Der Bischof blickte nieder, sein Auge zuckte wild,
Er biß die dünne Lippe, dann sprach er ruhig mild:

„Dein Roland ist gerettet! Der Herr hat dich erhört!
Er hat die Seele gerettet, der Leib nur ist zerstört.
Wohl ließ er ihn erschlagen, den besten, bravsten Mann,
Doch seh' ich Rolands Seele froh steigen himmelan.

„Der Herr allein wird retten, wer ihn in Demut glaubt.
Dem Herrn allein die Ehre! Ihr Helden beugt das
Haupt!" —
Da sank aufs Knie des Kaisers erlesene Heldenschar,
Nur Karl allein stand zürnend aufrecht vor dem Altar.

Das letzte Kirchlein

(1893)

Wieder sind die tausend Jahre
Seit dem Schicksalstag verflossen,
Da der Gott des lieben Sohnes
Opferblut hat ausgegossen,
Da der Gott den guten Seelen
Das Versprechen hat gegeben,
Jüngsten Tags sie aufzuwecken
Für ein frohes ewiges Leben.

Glaubensselig, weil sie allzeit
Nichts getan als fasten, beten,
Ruhen sie wie auf 'nem Kissen
Voll von Himmelsprioritäten.
Warten gläubig auf den Weckruf
Der Posaune, träumen, lauschen.
Selbst die Halme auf den Gräbern
Hören bänglich auf zu rauschen.

Totenstille in den Gräbern,
Totenstille auch im Himmel.
Statt Posaunen, statt des Weckrufs
Von der Kirche ein Gebimmel.
Die Lebendigen wallen eilig
Als wie alltags zu der Messen;
Denn die Toten hat man oben
Auch am Jüngsten Tag vergessen.

Unter einem Marmorstein nur
Knirscht es, kracht es, hebt und regt sich's;
Aus dem Spalt zwei Augenhöhlen
Spähen rund und dann bewegt sich's,
Bis der Tote, Bein und Lumpen,
Sich ans Licht hinausgezwängt hat,
Dieser eine Tote, der aus
Eigner Kraft sein Grab gesprengt hat.
In den Knochenfingern hält er
Fetzen eines alten Buches,
Um des Halses Wirbel hängen
Fetzen eines roten Tuches.
Schüttelt mit den welken Fingern
Die vergilbten Blätterfetzen,
Als ob einen Schlag ins Antlitz
Er dem Himmel wollt' versetzen.
„Dieb und Lügner! Hauptbuchfälscher!
Hast gelobt mit heiligem Fluchen,
Hast geschworen Zins auf Zinsen,
Wucherzinsen mir zu buchen.
Gut und Blut und Kraft und Freude,
Jeden süßen Lebensbissen
Hat das Listen und das Schmeicheln
Deiner Knechte mir entrissen.
Jede Frucht und jede Löhnung,
Jede Lust und jedes Lachen,
Was ich mir vom Munde sparte,
Dir geworfen in den Rachen."

Stampfend wühlt er in den Gräbern,
Wo die Nachbartoten liegen,
Bis vermoderte Gebeine
Scheppernd durcheinander fliegen.
Schreit dann bald wie Hahnenkrähen,
Bald wie der Posaune Schrecken,
Stark genug, die ält'sten tauben
Alten Toten aufzuwecken.

„Hört, ihr Brüder, laßt euch sagen,
Wir sind alle Armesünder;
Keiner aber trieb's so arg wie
Unser Schwindelbankengründer.

„Andre Räuber gaben uns für
Gut und Blut doch irgend Pfänder:
Mondbergwerke, Aktien auf den
Nordpol und auf solche Länder.
Er, der Erzspitzbube, schickte
Nur den Sohn, den sanften, schönen,
Uns mit leeren Traumgestalten,
Mit dem Jenseits zu verhöhnen!
Obdachloser Schuldenmacher!
Keine Wohnung zu erfragen!
Oben, unten kein Gerichtshof.
Fruchtlos bleiben alle Klagen.
Rächt euch selbst! Der Obdachlose
Kommt vor keine Richterschranken.
Brecht die Bank dem Bankrottierer!
Brecht ihm seine tausend Banken!"

Heiser liest er die Verheißung
Aus den fahlen Schuldbuchfetzen;
Dann ein Lachen, daß die Schläfer
In den Gräbern sich entsetzen.
Wo nur irgend Schläfer schliefen
In den Himmelswartehallen,
Hören sie des Jüngsten Tages
Weckruf aus dem Lachen schallen.
Traumbenommen steigen langsam
Sie durch Hügel, sie durch Steine;
Hungernd, dürstend nach dem Leben
Sammelt sich des Tods Gemeine.
Moderlumpen suchen viele
Schamvoll in den schleimigen Särgen,
Ihre Armut, ihre Nacktheit

Voreinander zu verbergen.
Suchend, fragend, hilfslos, stotternd,
Immer näher, immer dichter
Drängt sich um den lauten Mahner
Aus der Tiefe das Gelichter,
Bis die Erd' in eklen Wehen
Alle Furchen hat gebrochen
Und ans Licht hinausgeworfen
Hat den letzten Totenknochen,
Bis zum Heer gesammelt stehen
All die einst begrabenen Racker
Und Verwesung endlos schimmert
Wie ein reifer Weizenacker.

Wieder hebt das Buch der Mahner,
Der mit dem roten Halstuchfetzen,
Als ob einen Schlag ins Antlitz
Er dem Himmel wollt' versetzen.

Schlotternd hören die Verwesten,
Was zu ihnen wird gesprochen;
Wachsend geht erregtes Flüstern
Brandend, scheu durchs Heer der Knochen.

„Nein! Unmöglich! Hat der Alte
Uns geprellt mit seinem Sohne?
Kriegen wir für Not und Glauben
Nichts?... Nichts?... Nichts zum Lohne?
Ist es Wahrheit? Hat der Alte
Uns geprellt mit seinem Buche?
Haben wir umsonst das Leben
Hingenagt am Hungertuche?
Und die Kinder! Wie sie bettelten,
Daß wir sie nur früh begrüben!
Buch und Sohn versprachen ihnen
Süßes Brot und Obst für drüben."
Plötzlich wild: „Wo ist der Alte?

Unser Blut hat er gesoffen,
Unser Mark hat er gefressen,
Uns bezahlt mit ewigem Hoffen!
Alles schlang er, unsere Notdurft,
Was uns labte, was uns freute!
Wo der Dieb? Daß wir ihn martern,
Bis er ausspeit seine Beute!"

Lacht der Wecker, lacht der Führer:
„Habt ihr euch zugrund geschuftet
Für den weißen Bart des Alten?
Euer Peiniger ist verduftet.
Leer des Himmels goldne Weite!
Nicht zu stellen, nicht zu fassen.
Nirgend Märchenland und Jenseits!
Und auch unten leer die Kassen."

Wie im Sturm die Möwen kreischen,
Bang und lang in Nahrungsängsten,
Wie der Schrei der Möwenmutter
Hungertoll am allerbängsten
Tönt durch alles Wogentosen,
So der millionenfache
Aufschrei aus dem Knochenheerbann
Wie ein Hungerschrei nach Rache.
„Vater, Wort und Buch! Zerschlagen!
Nieder! Staub! Verratner Glaube!
Vater, Wort und Buch gelogen!
Aug um Auge! Staub zu Staube!"

Wie vom Samum aufgejagter
Wüstensand in gelbem Glanze
Wirbeln jetzt die Beingerippe
In die Höh' zu lustigem Tanze,
Zu dem frohen Siegestanze,
Zu dem heißen Tanz der Rache,
Auszutilgen was gedient hat,

Unter eines Gottes Dache.
Ungefügen Leibs ein Drache
Scheint das fliegende Heer der Toten
Zu dem Stoß auf Gottes Banken
Aufgeweht und aufgeboten.

„Brecht ihm seine tausend Banken!
Seine Mörderfilialen
Mit den dicken Festungstürmen,
Mit den zierlichen Fialen.
Aufgewacht aus Schlaf und Glauben!
Wer nicht zahlen will, der büße!
Stürzen, brennen! Kopf dem Alten,
Turm den Banken vor die Füße!“

Turmbausteine, Kirchenquadern
Sinken wie ein mürber Zunder,
Wo ein Totenfinger anklopft.
Jüngstes, letztes aller Wunder!

„Brecht die Bank dem Bankrottierer!
Brecht die tausend Filialen!“
Wie sie purzeln, wie sie fallen
All die stolzen Kathedralen,
Stürzen auf des Bankers Schuldbuch,
Auf sein Hauptbuch, auf die Bibel,
Türme, Türmchen und Fialen,
Marmorpfeiler, Marmorgiebel.
Mit den stolzen Kathedralen,
Mit den prunkenden Palästen,
Wo des Bankers reiche Diener
Sich an goldnen Krippen mästen,
Purzeln auch die hübschen Kirchlein,
Wo die Knechte sich verstecken
Und die nimmersatten Hände
Nach dem Witwengroschen strecken.
Glockenstuben, kahle Wände,

Schieferdächer, Ziegeldächer,
Alle Dörfer sehn sie stürzen
Vor dem Wink der toten Rächer.

Dreimal saust der fahle Heerbann
Um den Erdball, pfeifend, johlend,
In dem tollen Siegeslaufe
Selbst die Sonne überholend.
Dann mit weitgespreizten Fingern
Weist der mit dem Halstuchfetzen,
Weist die freigeword'ne Erde,
Weist mit grinsendem Ergötzen,
Wie kein Turm mehr droht mit Kerker,
Wie kein Kreuz mehr lügt zum Himmel,
Wie kein Kreuz mehr lockt zum Knien
Und zur Messe kein Gebimmel.
(... Maler mögen meinetwegen
Realistisch-alkoholisch
Illustrieren das Gescheh'ne,
Doch das Ende ist symbolisch ...)

Immer noch nicht Sieg. Die Sonne
Vor dem Scheiden, vor dem Sinken
Spiegelt noch einmal in einem
Blanken Kreuz ihr rötlich Blinken.
Und sie spähen und erspähen
Noch ein letztes schwarzes Röcklein,
Und sie lauschen und erlauschen
Noch ein letztes helles Glöcklein.
Noch ein Kirchlein steht dort aufrecht;
Über Altar und Kapelle
Hat der alte Banker wahrlich
Dort noch eine Opferstelle.
Freilich, also traurig elend
War die Armutei des Fleckens,
Daß er für die ärmsten Armen
Ringsum war ein Ort des Schreckens.

Keine Maus lebt von dem Kirchlein,
Nicht ein Spatz huscht durch die Fenster,
Hager wie der Christ am Kreuze
Die paar Beter, wie Gespenster.
Von zwei Kindern muß das eine
Immer schnell am Hunger sterben,
Soll das andre leben dürfen,
Etwas später zu verderben.
Haben alltags Sonntagshoffnung
Und am Sonntag nichts zu essen.
Solcher Armut wegen haben
Die Lebendigen gar vergessen,
Dieses Walddorf nur zu nennen.
Selbst das Heer der toten Racker
Hat auf seinem Siegestanzfest
Übersehn den Hungersacker.
Nicht so, nicht der alte Banker!
Hier auch lockt ein helles Glöcklein,
Hier auch droht ein dicker Turmklotz,
Hier auch dient ein schwarzes Röcklein.

Wie ein Volk von Vögeln, schwirrend,
Klingend fliegt das Heer der Knochen,
Dorthin, wo im Wald das letzte
Kirchlein steht noch unzerbrochen.
Schatten huschen in den Betraum,
Beten an und rutschen nieder,
Aus den kranken, trocknen Kehlen
Tönen flehend fromme Lieder.
Hinterm grünen Tisch des Bankers
Steht der Knecht im schwarzen Röcklein;
Oben lockt das helle Bimmeln,
Unten winkt sein weißes Stöcklein.

„Faites votre jeu! Und setzt nach Kräften
Hier in diesen Opferteller!
Wer gewinnt, kriegt hundertfältig

Jenseits wieder seinen Heller.
Dürft besetzen jede Ziffer,
Groß und kleine, auch die Nullen.
Doch die Null gehört der Kirche,
Wie es steht in alten Bullen."
Auf den grünen Tisch den Würfel
Wirft der Knecht im schwarzen Röcklein.
„Null." Einstreicht er arme Heller
Mit dem gierigen weißen Stöcklein.
Kreuzweis ist es festgebunden,
Anzuschauen wie ein Krücklein;
Scharrt zusammen, läßt entwischen
Nicht das kleinste Kupferstücklein.
„Rien ne va plus." Wieder Null.
Einer geht sich aufzuknüpfen,
So vorbei dem Hungersacker
In das Jenseits einzuschlüpfen.
Drohend kommt der mit dem Stöcklein,
Schimpft; und eilt ihn abzuschneiden.
„Faulpelz! Feigling! In den Himmel
Steigt man nur durch Hungerleiden."

Arm und müde wankt ein Weiblein
Aus der offnen Kirchenpforte
Zu den unerbrochnen Gräbern
Und sie murmelt irre Worte.
„Hab' geboren viele Kinder
Und sie schienen recht geraten.
Ach nur die Kartoffelschalen
Waren immer schlecht geraten.
Von den lieben Kindern allen
Ist nicht eines mir geblieben,
Will nur gleich die Gräber zählen.
Richtig, ja, es waren sieben.
Auf die Sieben will ich setzen
Und will Gott für alles loben.
Meine guten Kinder werden

Für die Mutter bitten droben."
Rück zum Kirchlein wankt die Mutter.
„Auf die Sieben will ich setzen."
Gellend ruft aus hohen Lüften
Der mit dem roten Halstuchfetzen:
„Hussa! Sieg und keine Schonung!
Brecht die letzte seiner Banken!
Alles schlang er, alles, alles,
Blut und Leben und Gedanken!

Aus dem Knochenheerbann regen
Sich viel tausend Knochenhände,
Unbarmherzig zu zertrümmern
Diese letzten Kirchenwände,
Daß sie bald der Abendsonne
Blutig roten Schein verdunkeln;
Eine Wolke, hinter welcher
Blaue Schwefelblitze funkeln.
Da erhebt das graue Weiblein
Seine Augen nach der Wolke,
Schlägt ein Kreuz und starrt erschrocken
Nach dem wilden Totenvolke.
Und von oben blickt ein jeder,
Jeder sieht die guten alten
Wohlbekannten harten Züge,
Sieht die tiefen Sorgenfalten,
Jeder kennt die eigne liebe
Müdgeschaffte Mutter wieder,
Die den märchengierigen Knaben
Einst gelehrt die Himmelslieder.
Wie der Mahner sie auch schüttelt,
Wie er höhnt und wie er wütet,
Keiner will die Mauern werfen,
Die das graue Weiblein hütet;
Keiner will der Mutter weh tun,
Keiner dieser morschen Racker,
Keiner will das Hoffnungsblümchen

Reißen aus dem Hungersacker.
Langsam ziehn sie um das Kirchlein,
Hoch in ausgedehnten Kreisen,
Wie die Schwalben sich im Herbste
Spielend rüsten abzureisen.
Und sie rufen ihrem Führer:
„Haben mit den kalten Händen
Deine Rache ja genommen.
Laß uns schlafen! Laß uns enden!
Hab' Erbarmen, daß die Mutter
Neben ihrer Kinder Grabe
Doch ein Stümpfchen Licht zum Hoffen
Und ein Bild zum Beten habe.
Und vielleicht — wer kann was wissen,
Sind wir doch nur dumme Knochen! —
Ach, vielleicht ist Grabesruhe
Grade das, was er versprochen."
Aus des Führers Augenhöhlen
Schießen rot und blaue Lichter,
Seine Kiefern knirschen, seine
Finger zucken, hohnvoll spricht er:

„Sei's! Ich will das Kirchlein schonen!
Euch zulieb, ihr guten Schafe!
Lagert euch um eure Mutter!
Ruhet in des Gottes Schlafe!"

Schlotternd löst der Totenheerbann
Langsam alle seine Glieder;
Als ein leises Schloßenwetter
Fällt er auf das Kirchlein nieder;
Lautlos prasselnd, endlos stürzen
Die Gerippe, die Gebeine,
Häufen sich zu einem Hügel
Um die Wände, um die Steine,
Häufen sich zu einem Berge,
Bis zum Turmkreuz. Eh's verschwunden,

Dieses letzte Kreuz auf Erden,
Hat's der Mahner ausgefunden,
Der mit dem roten Halstuchfetzen,
Hat das Kreuz herausgerissen
Und mit seinen gelben Zähnen
In das Eisen sich verbissen.

Was dem weiten Knochenheerbann
Formlos folgte, längst verwittert,
Sinkt nun langsam mit dem blassen
Mondlicht, das hinunterzittert,
Bis es wie ein Schneegestöber
Hoch das Turmkreuz überdeckt hat,
Bis das kleinste Moderklümpchen
Sich zur letzten Ruh gestreckt hat.

Armlebendige Menschen wohnen
Um den Kirchberg jetzt; sie üben
Erdentagwerk, Haß und Liebe,
Furchtlos, wissen nichts von drüben.
Wissen nur, daß es im Kirchberg
Heimlich spukt seit alten Zeiten,
Bald wie von Gespensterheeren,
Bald zwei Seelen, welche streiten.
Raunen, Flüstern, Stürmen, Rascheln,
Wie ein Totenhochzeitreigen,
Bis die Sonne siegreich tönet
Und Verwesung zwingt zu schweigen.

Spukt es nächtens aus dem Kirchberg
Bei des Irrlichts bangem Scheinen,
Sagt uns niemand, ob die Geister
Lachen oder ob sie weinen.
Denn wo einmal wahre Geister
Sich recht ernsthaft lustig machen,
Weiß der armlebendige Mensch nicht,
Ob sie weinen oder lachen.

Ein alter Dichter als Bettler

(1885)

Gebt mir einmal satt zu essen,
Mir und meinem Enkelkind.
Und ich will zum Dank vergessen,
Daß wir alte Feinde sind.
Will preisen euer edel Gemüte,
Will Verse machen auf eure Güte!
Ein Bissen Brot! Und ich bin blind.

Wollt ihr mich zu Gaste laden,
Mich trinken lassen euren Wein,
Lob' ich eurer Männer Waden,
Eure Töchter find' ich rein.
Ist euer Keller nur ohne Tadel,
Ist auch die Gesinnung sicher von Adel,
Und nur die Armut ist gemein.

Doch verschließet eure Kassen,
Macht mich keine Stunde frei!
Müßt mich ewig im Elend lassen,
Trink' mir sonst 'nen Rausch und schrei:
„Seid alle ein jämmerlich Lumpengesindel,
Verlogen von der saubern Windel
Bis zu der Grabeslitanei!"

Macht mich niemals frei von Sorgen,
Gebt mir keinen Pfennig Geld.
Weil ich täglich von euch muß borgen,
Schweig' ich, was euch nicht gefällt:
„Wir allein vom Bettler- und Dichterbunde
Sind Menschen! Ihr seid die Wächterhunde,
Der lügenumzäunten goldenen Welt!"

Streberlied

(1875)

Aus ist's mit dem Lotterleben!
Aus mit aller Bummelei!
Gott hat mir Verstand gegeben.
Nur die Dummen leben frei.
Kann ich einst dafür genießen,
Soll mich keine Müh' verdrießen.
Ich zieh' aus den lockern Zeisig
In den sauern Apfel beiß' ich
Und bin fleißig! Stumm und fleißig!

Fort mit Paradies und Huris!
Her mit Foliantenquark!
Her mit eurem Korpus juris!
Streber macht es glaubensstark.
Wenn's verlangt wird, soll's mich laben,
Will mich recht hinein vergraben.
So erreich' ich vor den Dreißig
Noch mein Ziel, und Doktor heiß' ich,
War ich fleißig, klug und fleißig.

Volles Streben kann beginnen,
Naht um Rat erst der Klient.
Wuch'rerseelen flink bedienen,
Wird mein Lebenselement.
Ist der Kerl auch noch so lausicht —
Bringt mir's Geld ein — welche Aussicht!
Geld aus armen Teufeln reiß' ich,
Ganz gesetzlich, ehrbar, eisig,
Furchtbar fleißig, streng und fleißig.

Also werd' ich wacker mausend
Ein gemachter Mann im Nu.
Krieg' ein paarmal Hunderttausend
Und 'ne Tochter krieg' ich zu.
War sie niemals eine Lilie,
Bah, ich gründe doch Familie.
Kinder braucht der Staat, das weiß ich.
Alle Jahre schaff' ein Neu's ich,
Immer fleißig, ernst und fleißig.

Bin darum noch kein Philister!
O! mein Ehrgeiz, der geht weit.
Rat, Geheimrat, ach . . . Minister
Werd' ich, lauernd, mit der Zeit.
Zieh' dann an dem Karr'n im Drecke,
Wie's so Brauch ist, eine Strecke.
Doch kaum pensionsreif, schmeiß' ich
Alles hin, weil schon ein Greis ich.
„Ich war fleißig, fromm und fleißig."

Und ich hoff', ein feister Prediger
Spricht dereinst an meinem Grab:
„Tagediebe! Wohlfahrtschädiger!
Vor der Leiche noch nehmt ab
Eure Vagabundenmützen!
Der verstand sein Pfund zu nützen!
Rühmend auf sein Beispiel weis' ich,
Unter Tränen spreche leis' ich:
Er war fleißig! Brav und fleißig."

Der Stern, der stirbt

(1874)

Ich blickte der Nacht ins Herz hinein;
Und sinnend sah ich am hohen Himmel
Ein Sternegeschwister in schweigendem Reigen.
Auf einmal: angstvoll drang es herüber
Aus ewigen Fernen, feierlich, furchtbar,
Wie Wehruf einer gemordeten Welt.
Zusammengestürzt das Sternegeschwister!
Es flammt und blitzt und zuckt und flackert,
Dann leuchtet es still in stetigem Scheine,
Eine heilige Leichenfackel am Himmel. —
Auf Erden unten liefen die Leute,
Ein Ameishaufen, der Unheil ahnt.
Die Weiber weinten und warnten vor Krieg;
Die Männer lachten trotzig der Tränen
Und bargen im Herzen das heimliche Bangen.
Die lustige Jugend jubelte lärmend
Dem hellsten Stern am Himmel zu.
Ich horchte, ich lauschte. Hört, was leise
Und schauerlich schallte aus fernsten Fernen.
„Es lauert der Tod auf alles Lebendige
Und was ihr im Leben erstrebt und erstritten,
In wilder Liebe zum lockenden Bilde
Der bräutlichen Göttin: dem Götterbrand,
Dem Erlöschen, der Finsternis ist es verfallen.
Was ihr funkeln seht in Sonnenfernen,
Das helle Flämmchen am Rande des Himmels:
War eine Welt!

Wir lebten wie ihr in Sinnen und Sorgen,
Wir liebten wie ihr, wir litten und lachten,
Wir sahen wie ihr in frevlem Sinne
Das Himmelsgewölbe um uns sich wölben.
Geendet ist alles!
Myriaden von milde schauenden Augen,
Myriaden von hochgemut pochenden Herzen,
Sind gemordet!
Myriaden von zärtlich blühenden Blumen,
Von trauten Küssen und köstlichen Träumen,
Sind nicht mehr, sind gemordet!
In trauten Küssen und köstlichen Träumen
Flutete mächtig ein Meer von Formen,
Gebar das Weltall Heere von Welten —
Und alles, alles,
Und die hohen Gedanken heiliger Dichter
Sind nicht mehr, sind gemordet.
In edlem Gedenken ehrten die Söhne
Die Werke der Väter; der Vorzeit Worte
Wahrten wir fest und feierten froh
Die Riesen, die herrlichen Helden, die Retter.
Wir blickten empor zu den Bildern der Besten,
Unsterblichen Taten stolzer Geschlechter —
Und ausgelöscht das Licht der Erinnerung,
All des dankbar Verehrten Gedächtnis
Ist gemordet!
Noch wandeln die Jahre in jähem Wechsel
Von Tod und Leben, von Lust und Leid,
Für euch auf Erden, und eure Erde,
Die grünende Wiege, das warnende Grab,
Die Mutter und Mörderin törichter Menschen,
Umwallt noch arglos in hastigem Wirbel
Die himmelbeherrschende, lebenverleihende
Sonne, die Feuerfürstin, die Sonne,
Die lautlos sicheren Sieg erlauert.
Es naht ein Tag — vernehmt es, Toren! —
Da stürzt die Menschenerde sterbend

In den brausenden Brand des Weltengebäudes,
Und eure Müh', ihr Menschen der Erde —
Gestorben!
Euer Jammern und Jubeln —
Verstummt!" — — —

Das Licht am hohen Himmel erlosch —
Es schwieg — düsterer dünkte die schwarze
Nacht mir zu Häupten, hinab zum Nächsten
Sehnte das Auge sich, nieder zur Erde.
Da war es wie sonst; es suchten die Wohnung,
Es suchten den Schlummer die müden Menschen,
Vergaßen gänzlich den sterbenden Stern.
Ein weinendes Kind wehrte dem Kosen
Der tröstenden Mutter und streckte die Ärmchen
Zum längst erloschenen Licht empor.
Weine nur, weine nur, glückliches Kind!

Zwei Brüder

(1884)

Ein Lump und ein Heiliger fanden einand'
Beim Betteln und Hungern und Wandern.
Sie standen und blickten, der eine erstaunt
In die leuchtenden Augen des andern.

„Warum ich froh bin?" so rief der Lump
Und reckte und streckte die Glieder,
Und fluchte und suchte, ob in der Näh'
Nicht irgendwo Schürz' oder Mieder.

„Warum? Sie können mich stecken ins Loch,
Mir spucken ins Gesicht,
Mich verklagen, mich schlagen, mich begraben in Schimpf.
Mir was antun können sie nicht!"

Der Heilige starrte den Fremden an
Und nickte geheimnisvoll.
„Bist du der Heilige —? Ich der Schelm?
Weiß nicht, was ich glauben soll.

Sie können mich martern tausendfach,
Mir blenden das Augenlicht,
Mich töten, mich brennen, mich begraben in Schimpf;
Mir was antun können sie nicht!"

Der Lump und der Heilige gingen dahin,
Getrennte Wege zu fahren.
Sie schieden und grüßten und wußten nicht,
Daß sie eigentlich Brüder waren.

Um den Selbstmord

(1886)

1.

In unsres Vaters lichtem Garten hatten
Wir Kinder alles: Äpfel, Beeren, Nüsse,
Cousinen, Freunde, Blumen, Püffe, Küsse.
Uns fehlte nichts, als nur ein wenig Schatten.

Den gab es reichlich unter dichten Bäumen
Jenseits des Zauns. Es schien die höchste Wonne,
Geschützt vor den Cousinen und der Sonne
Im Dunkel dort zu ruhen und zu träumen.

Der alte Onkel, dem der Wald gehörte,
Verbat sich's freilich, daß ihn jemand störte,
Ich weiß noch heute, wie mich das empörte.

Und unbekümmert um sein Donnerwettern
Und um der Warnungstafel schwarze Lettern,
Erlernt' ich früh schon über Zäune zu klettern.

2.

Es kann nicht schwer sein, übern Zaun zu springen;
Ist uns doch jenseits ewige Ruh gewiß.
Im schlimmsten Fall gibt's einen Hosenriß;
Wer ihn nicht scheut, dem muß die Tat gelingen.

Und doch: wie selten ist, wer Spieles müde
In Scherben würfe weg sein letztes Glas,

Sich lautlos streckte in das kühle Gras,
Und Menschenlast von seinen Schultern lüde.

Doch zahllos sind die ruhbedürft'gen Narren,
Die sehnsuchtsvoll zum Wald hinüberstarren
Und auf des alten Onkels Ladung harren.

Sie pflücken keine Früchte, keine Rosen,
Sich selbst benennen sie die Hoffnungslosen,
Und sind doch feig und schonen ihre Hosen.

3.

„Der alte Onkel hat es uns verboten!"
Das ist fatal! Nur hab' ich ihn recht lange
Nicht mehr gesehn. Aufrichtig, mir ist bange,
Der alte Herr gehört schon zu den Toten.

Und wenn er lebt, so ist er außer Diensten,
Ruht selber aus. Bei Gott, das wär' nicht übel,
Wenn wir noch heut dem Mann im Austragstübel
Für alte Schuld mit unsrer Freiheit zinsten!

Solang wir wollen, kann er uns nicht fassen;
Und die sich ihm vertraun, die leichenblassen
Selbstmörder, muß er ruhig schlafen lassen.

Dieweil nun jeder flucht wie 'n Römerstückheld,
Und doch nicht stirbt, trotzdem er's für ein Glück hält,
So muß ein andres sein, was uns zurückhält.

4.

Erlogen ist's, daß wir den Tod uns geben,
Nur um vom Kampf behaglich auszuruhn.
Der Kampf ist Lust! Und gibt es was zu tun,
So haben wir auch frische Kraft zum Leben.

Vom Friedhof scheuchen uns nicht Gottes Pfaffen,
Nicht der Gesellschaft heuchlerischer Bann.
Es sucht den Tod, wer nicht mehr kämpfen kann,
Weil man ihm vor der Schlacht zerbrach die Waffen!

Und einer noch: der einen Feind begehrt,
Ernst, wahr und ehrlich, groß und kampfeswert,
Und der nicht lachen kann, wenn er erfährt:

Ein Kerl, mit dem es Lust wär' anzubinden,
Ist unterm Menschenvolk nicht mehr zu finden.
Da geht er wohl, sich selbst zu überwinden.

Priester ohne Weihe

(1890)

Wir sind die Priester ohne Weihe,
Wahrsager sind wir ohne Buch,
Verlangen Reue nicht und Buße,
Von unsern Lippen tönt kein Fluch.

Wir sind im Licht geheime Könige,
Die keine Königin gebar.
Sind selbstgeschaff'ne Königspriester,
Frei über einer freien Schar.

Wir gründen auf Palastruinen
Nicht einen neuen Königsthron;
Den Kriegern wird für Opfertaten
Kein Sold, kein Wort, kein Schmuck zum Lohn.

Und ob darum zu Dorf und Hütte
Enttäuscht heimkehre Mann für Mann,
Jedeiner weiß sich, einsam kämpfend,
Ein ganzer starker Heeresbann.

Ob auch allein, verlassen, wund,
Wir schlagen unsre Geisterschlacht.
Wir führen, ob auch niemand folge.
Vor uns ist Tag, dahinten Nacht.

Auch die uns künftig folgen wollen,
Wir weisen lächelnd sie zurück.
Wir sind die Priester ohne Weihe
Und führen weiter als zum Glück.

Spatzenlied
(1875)

Hinter der Hecke
Unter des Himmels lachender Decke
Sind wir geboren.
Kinder der Hecke
Sind wir für kecke
Taten erkoren.
Dort in der Ecke
Hüpfet und schlüpfet
Lärmend was Recht's!
Heisa, ihr luftigen,
Lustigen, schuftigen
Brüder vom Volke des Spatzengeschlechts!
  Hinter der Hecke
Lernt man des Lebens ehrliche Zwecke.
Freuden und Leiden,
Haschen und Naschen
Schnelleren Pulses in schnellerem Flug:
Wildes Genießen,
Wildes Beschließen
Nennen wir Spatzen fröhlich und klug.
  Hinter der Hecke
  Verlacht man die Schnecke!
Frühes Verderben,
Jugendlich Sterben,
Das ist der edelsten Spatzen Geschick.
Dürsten und satt sein,
Jauchzen und matt sein,
Lieben und lassen im Augenblick.

Hinter der Hecke
Sind wir geboren!
Kurz ist die Strecke!
Sausendes Leben,
Stilles Entschweben:
Wir haben das flackernde Dasein verloren.
Wie spotten wir Spatzen,
Hören wir schwatzen
Von Männerwürde und Menschentum!
Je näher der Tod,
Je fremder die Not!
Nur die Gottheit kann uns begreifen,
Ihr sind wir Genien, ihr sind wir Recken;
Denn von den Dächern, Zäunen und Hecken
Singen und pfeifen
Spatzenpropheten unseren Ruhm.

Einsamkeit

(1889)

Spätmittag ist's. Im hohen Buchenwald
Schläft jedes Wipfelblatt, es schläft im Tode
Schon welkes Laub am Boden und es schläft
Die müde Luft. Ein rechter Schnittertag.
Am Stamm der höchsten Buche sitz' ich einsam.
Sehnsüchtig wart' ich; denn es soll der Mensch
Nicht einsam bleiben unterm Sonnenlicht.
Da naht Gesellschaft. Leise schleicht's herbei
Am Boden hin — durch's heiße welke Laub —
In schnellen Windungen — zu mir herauf —
Hell schimmernd und doch schwarz — es gleitet näher
Und züngelt wie zum Kuß und späht und lugt
Mit witzigen Äuglein — es schweigt und lauert
Und züngelt und zeigt den giftigen Zahn.

Hab' ich die Natter dort im Wald getötet?
Bin ich entflohn? Ich könnt's getreu nicht sagen.
Mir war, als wollte in der Einsamkeit
Der stille Wahnsinn mir Gesellschaft leisten.
Und jüngst — um Mitternacht beim lauten Fest —
Es strahlten rings gar kalt elektrische Lichter,
Und in dem schönsten Kreis von klugen Herren,
Von Perlen, Blumen und geputzten Damen —
Da sehnt' ich mich nach meinem Buchenwald,
Und nach der Sommermittagseinsamkeit
Und nach der stummen Natter, die mich suchte.

Nun weiß ich es

(1877)

Ich weiß, daß in der lauten Menschenmenge,
Wenn sie auch alle einen Namen schrei'n,
Wenn sie sich einer großen Sache weih'n,
Der Beste einsam wandert im Gedränge.

Auch in der Kneipe traulich stiller Enge,
Auch unter Freunden ist man stets allein,
Trotz „Schmollis, Bruderherz", trotz Bier und Wein
Und trotz der Burschenlieder edler Klänge.

Nun weiß ich aber, daß im Arm der Braut,
Im Arm des Weibes, das so glücklich schaut,
Mit seiner Liebe man allein kann bleiben.

Nun weiß ich, daß ein liebend Menschenpaar
Einander fremd kann bleiben, Jahr um Jahr,
Zwei Leichen, die auf einer Welle treiben.

Gelegenheitsgedichte

Zum Bismarck=Tag

(1885)

Das waren alte Zeiten,
Da hat von Tronje Hagen
Der Niblung den leuchtenden Siegfried,
Der Schatten sein Licht erschlagen.

Da gab es ein großes Sterben;
Es wurde deutsches Land
Von Heunen und von Welschen
Verheert mit Schlacht und Brand.

Ein Schlachtfeld war es den Starken
Und jedem Wicht ein Spott;
Uns hatte die Einheit verlassen,
Der alte deutsche Gott;

Bis uns ein Führer gekommen,
Hagen und Siegfried zugleich,
Der mit beider Blut und Eisen
Geschweißt das zerschlagene Reich.

Ist er der grimme Hagen,
Des Königs harter Knecht,
Der mit stählernen Ritterfäusten
Der Macht gebeugt das Recht?

Ist er der grimme Hagen,
Der täuschet, wenn er tauscht,
Und auch nach des treuesten Blutsfreunds
Verwundlicher Stelle lauscht?

Ist er der grimme Hagen,
Der mit lachendem Frevelmut
Am schönen Donaustrande
Den Pfaffen wirft in die Flut?

Ist er der grimme Hagen,
Der trotzig im Männertod,
Von der Weiber heimlichen Ränken
Bis zum Ende wird umdroht?

Ist er der hürnen Siegfried,
Der die Bären und Pardel zwingt
Und sie als Riesenkurzweil
Zum heimischen Herde bringt?

Ist er der hürnen Siegfried,
Der mit blind geschwungenem Schwert
Dem Feinde durch starke Panzer
Und stärkere Netze fährt?

Ist er der hürnen Siegfried,
Der nach hütender Drachen Mord
Für die Armen und Elenden öffnet
Des Segens goldnen Hort?

Ich glaube, die Tarnkappe
Verhüllt uns sein wahres Gesicht,
Bald scheint er Hagen im Rate,
Bald Siegfried, wenn er ficht.

Das waren alte Zeiten,
Da Siegfried allein uns getaugt —
Und der Niblung ist erschienen,
Da wir den Niblung gebraucht.

An Paul Heyse

Zum 15. März 1900

Du — als Du jung warst, duzte man in Versen —
Du bist in Wahrheit Siebzig alt geworden.
Paul Heyse Siebzig! 's ist so unverständlich,
Als flög' ein früher Falter in die Laube
Und ruhte müde aus auf einer Zeitung
Und läse drin, der Frühling sei bei Jahren.
Es haben zarte Silberarabesken
Symbolisch Dir das dunkle Haar durchzogen,
Doch Deine Siebzig glauben wir Dir nicht,
Der Du doch sonst uns niemals noch belogen.

So sitzest Du behaglich still im Lehnstuhl
Und blickst die Huldigenden freundlich an,
Weltfertig wie Dein Alkibiades,
„Gelassen, wie ein abgeschied'ner Geist,
Der seiner irdischen Taten Kunde hört."
Ein Zug von Frauen naht und Jungfräulein,
Ein Zug, so wild just nicht, doch bald so lang
Wie Leporellos liebenswürdige Liste.
Sie kommen dankbar froh in dichten Scharen
Von Hof und Schloß, viel jung' und ältere Mädchen
Von Stadt und Land, Marquisen, Baronessen,
Und selbst die greise Dame aus dem Stift
Macht ihren Knicks, die Lilie in den Händen,
Ein sonniges Lächeln auf den welken Zügen.
Von Nord und Süd sind sie herbeigeströmt,
Her von Berlin und aus den waldigen Bergen,
Aus Frankreich, Spanien und vom fernen Hellas;

„Und aus Italien Tausendunddrei,
Ist manche Rabbiata dabei.“
Sie bringen Blumen, den Schreibtisch und die Stube
In einen üppigen Garten Dir zu wandeln.
Von Capri Rosen, von der Riviera
Anemonen und Veilchen in mächtigen Buschen,
Orangenblüten von des Tajo Strand,
Vom Paradiese einer griechischen Insel
Der holden Myrte sinnige Märchenknospe;
Die Lorbeerzweige häufen sich aus Rom,
Und aus der Heimat nickt Dir zu ein Sträußchen
Vom stillen, treuen, starken Heidekraut,
Wie es statt Lorbeer wächst im märkischen Sand,
Ein freier Gruß aus Deinem Vaterland.

Du blickst geruhig auf die Blütenberge.
Dann streift das Glück mit der Erinnerung Flügeln
Ganz leise Deine Seele, sieghaft leuchten
Die Augen auf, Du fassest keck die Schönste,
Die sich Dir neigt, wie man sich Dichtern neigt,
Und küssest ihre schwarzumlockte Stirn
Und küssest wohl auch Wangen ihr und Lippen,
Weil sich das Küssen nicht so leicht verlernt.

Auf einmal, da der herrliche Festtagszug
Der Frauen und Mädchen gar nicht enden will,
Erhebst Du Dich im stolzen Trotz und sagst:
„Zum Donnerwetter auch!“ — Ein bißchen Fluchen
Hast Du vom jungen Nachwuchs doch gelernt —
„Zum Donnerwetter, nichts als Weibervolk?
Und hab' doch wahrlich Männerdank verdient!
Ein Kind der Welt hab' ich von je gekämpft
Wie Volker mit dem Schwert und mit der Fiedel.
Blank ist mein Vers, blank ist mein eherner Schild,
Schlagfertig wie mein Reim war auch mein Hieb.
Die scharfe Klinge wich nicht von der Seite,
Sang ich auch nur der Frauen Schmerz und Gunst.

Ein Sänger war ich, aber auch ein Streiter,
Ein Streiter gegen unsern alten Feind,
Den Pfaffen und den Mucker und Philister!“

Gemach, mein lieber Herr, gemach, mein Volker,
Du künstereicher Fiedler, kühn und gut!
Laß heute Dich getrost von Frauen krönen!
Seitdem ein Troubadour von dieser Erde
Der Liebe Lust und Leid zum Himmel hob,
Die Sklavin Frau zu unserer Herrin machte,
Und wär's auch nur für eine Wunderstunde
Der Sehnsucht und der Seligkeit, ein Spiel nur —
Seitdem sind's Frauen, die den Dichter kränzen.
Weiß doch kein Mann mit Blumen umzugehn.
Laß heute Dir getrost von Frauen lohnen,
Am Feiertag Dein Haus mit Blumen füllen.

Doch morgen, wenn der Feiertag vorüber,
Wenn Du mit alter Kraft den Werktag heiligst,
Der freilich Dir ein ewiger Festtag ist,
Weil Du ein Dichter bist und dichtend wirkst —
Dann öffne weit die Tür: die Männer nahn,
Nicht Blüten in den Händen, Waffen nur.
Dann grüßen Männer Dich; zum Rasten nie,
Zum Weiterschreiten laden sie Dich ein.
Sie grüßen Dich als ihren besten Führer
Im Geisterkampfe mit dem alten Feind,
Dem Pfaffen und dem Mucker und Philister.
Ein Zeichen etwa tragen sie am Hut,
Ein Zweiglein Heide von dem märkischen Sand,
Den Du verließest um ein helleres Land.

Für die Gesellschaft der „Zwanglosen"

Wir sind nicht zur Herrlichkeit geboren,
Fallen schon vom Stengel, wie verblüht;
Ideale haben wir verloren,
In Konserven nur gibt's noch Gemüt.
Wir sind fin de siècle! vallera
Wir sind rechte Ekel! vallera
Endlich hat das Lämpchen ausgeglüht.

Freundschaft! Heutzutage einfach Mumpitz,
Seit viel hundert Jahren abgenutzt.
„Bruderherz", so ruft ja nur ein Lump itzt.
Wer von uns Gefühl zeigt, wird geuzt.
Wir sind fin de siècle!
Wir sind rechte Ekel!
Und im Rausche nur noch wird geduzt.

Auch die Liebe ist nur altes Eisen;
Wir sind alle furchtbar misogyn,
Weil die Philosophen uns beweisen,
Illusion sei alles Liebesmühn.
Wir sind fin de siècle!
Wir sind rechte Ekel!
Wer so recht verliebt ist ... Gott, wie grün!

Lebensfreude kennt nur ein Plebejer,
Weil er die Moderne nicht versteht;

Während uns, wie einem Schornsteinfeger
Tief im Schlot der Glanz der Welt aufgeht.
    Wir sind **fin de siècle**!
    Wir sind rechte Ekel!
Wer die Sonne will, der ist verdreht.

Freundschaft, Liebe, Freude: alter Trödel
Aus der Zeit von Schillers Sturm und Drang.
Trübsal zwingt die Mode in den Schädel.
Machen wir uns wieder los vom Zwang!
    Nicht mehr **fin de siècle**!
    Sei'n wir keine Ekel!
Grünem sonnigem Rausche gilt der Sang.

Sprüche und Reime

Stolz ist der Mensch und käuflich; so gibt er beim Handel
den Stolz dir
Mit in den Kauf und erhöht um ein Geringes den Preis.

*

Er nennt sich freundlich Goethes Jünger,
Weil Brot ihm gewachsen aus Goethes Dünger;
Und weil er im grauen Forscherbart
Eine Laus von ganz besond're Art,
Die Enkelin jener Laus verwahrt,
Die dem Dichter über die Leber gekrochen,
So oft er Kommentatoren gerochen.

*

Jüngst träumte Düntzer wie ein rechtes Schwein,
Als er an Goethes Briefen sich berauschte:
Im Bette lagen Goethe und die Stein,
Und Düntzer hielt das Licht und lauschte.

*

Der Kerl, der Goethes Leben gelebt hat,
War groß als Dichter und als Geologe;
Doch also klein ein Goethologe,
Daß er Wahrheit und Dichtung verwebt hat
Und Schäferstunden — oh, schrecklich Fatum —
Der Welt erzählte mit falschem Datum
post Goethe natum.

Gut, daß ein Düntzer sich bestrebt hat,
Ordnung zu bringen nach dem Tode
In Goethes Leben und Goethes — Hirn.

*

Soll dich eine Blume schmücken,
Mußt du dich nach ihr erst bücken.
Die der Wind dir in den Schoß treibt,
Sind nur Blüten im Verblühen;
So dein Leben liebelos bleibt,
Willst du dich um Lieb' nicht mühen.

*

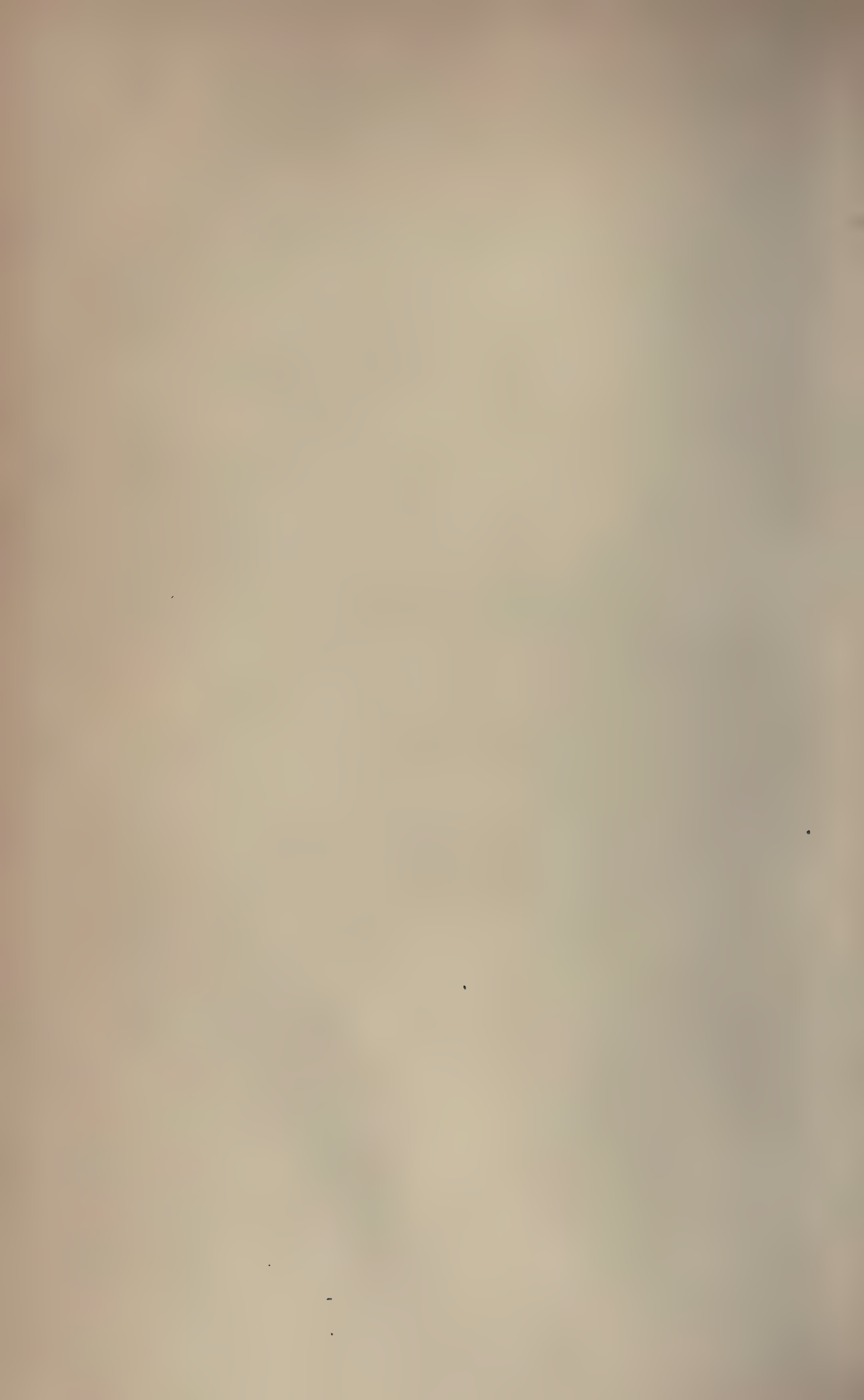
Wer nur der Dichter Autographen sammelt,
Doch ihre Lehren und Gesänge nicht,
Sieht einen Strick, der von dem Kirchturm bammelt,
Und hört die Glockenklänge nicht.

*

Es kamen ihrer drei gezogen,
Erschauten einen Regenbogen.
Der erste dachte: „Es hat geregnet,
Ja, meine Felder sind gesegnet."
Der zweite rief: „Wie wonniglich,
Da ist nichts schöner und nichts bunter!"
Der dritte aber baute sich
Ein Haus darauf und fiel hinunter.

Narr und König

Ein west-östliches Märchen



I.

Die Königin Barana war von ganz niederer Herkunft; aber sie war gerade so schön, wie die guten Leute im fernsten Gebirgsdorfe sich eine richtige Königin ausmalen, und war dazu so klug, wie dieselben Leute sich höchstens den König selbst vorstellen. Sicherlich auch durch ihre Klugheit, zumeist aber durch ihre erlesene Schönheit hatte sie es erreicht, aus einer öffentlichen Tänzerin die Gattin des Königs von Kurdistan zu werden.

Daß Barana ihr kleines Heimatnest im Westen von Kurdistan verlassen hatte, um auf gut Glück eine Tänzerin zu werden, das war auf den Rat des weisen Arya geschehen. Der, ein Bettler seines Gewerbes, wurde weit herum als Zauberer und Wundertäter verehrt; Baranas Mutter blickte wie zu einem Gotte zu ihm auf. Man glaubte von ihm, er wäre viele hundert Jahre alt. Gewiß war, daß Arya, den man den weisen Bettler nannte, noch niemals dabei betroffen worden war, als brauchte er Speise oder Trank zu sich zu nehmen; von Luft und Tau nährte er sich, das hatte sein einziger Schüler von ihm ausgesagt, ein heiliger Bettler, der in jungen Jahren vollendet hatte und heimgegangen war.

In der Hütte von Baranas armer alter Mutter pflegte der weise Bettler wie vom Himmel gefallen zu erscheinen, so oft die Not am größten war. Immer brachte er Hilfe und Heiterkeit für die Mutter und irgendeine unbekannte Frucht für das Kind. Als Barana eben zwölf Jahre alt geworden war, erschien Arya wieder in der Hütte, wie vom Himmel gefallen. Er gab den Rat, der wie ein Befehl klang, sein schönes Töchterchen sollte

sich im Frauenkloster des Tals zu einer Tänzerin ausbilden lassen. Barana freute sich; die Mutter widersprach nicht, blickte den weisen Bettler aber fragend an.

„Herrschaft über die eigene Schönheit ist die höchste Kunst, und Kunst ist der schönste Beruf. Ein Hirte von gar vielen Tierlein wird dich zu seiner Frau machen, liebe Barana. Du wirst die Tierlein liebhaben wie eine gute Königin. Und du wirst für deine Mutter sorgen wie eine gute Tänzerin."

Die Mutter starb drei Jahre später in Frieden, als Barana schon die Meisterin des Tanzes hieß. Das schöne Kind trauerte von Herzen und nach der Sitte; und viele Monate hindurch erschienen ihre Tänze fast überirdisch durch den Ausdruck der Trauer in ihrem Antlitz und in ihren Bewegungen. So erblickte sie eines Tages im leuchtenden Frühling der König, als er von einem siegreichen Feldzuge heimkehrte. Barana hatte immer darauf gerechnet, ein junger Bauer, der freundliche Herr von vielen Tierlein, würde sein Auge auf sie richten. Nun erwies ihr der König Gunst und nahm sie am folgenden Tage in seine Hauptstadt mit. Ein alter König anstatt eines jungen Bauern. „Trefflich ist gemischter Wein," hatte Barana oft sagen hören.

Als sie dem Könige ein Söhnchen geboren hatte, das lieb und herzig den Vater gleich nach der Geburt anlachte, machte der König von Kurdistan Barana zu seiner Frau und zur Königin. Das Kind war noch nicht ganz ein Jahr alt, als der König in einem neuen Feldzuge umkam.

Nun herrschte Barana im Lande bald aus eigenem Rechte, nicht als Vormünderin des Sohnes. Sie wurde ihr eigener Wesir, hörte aber auf die Meinung wackerer Männer aus allen Landschaften. Auf die Trennung der Weisheit nach Fächern gab sie nicht viel. „Ist einer nur klug und recht, so lernt er bald ein Schiff regieren oder einen Staat, auch wenn er aus einer Schmiede gekommen ist."

Sie liebte ihr Volk, diese tapferen, wilden, kindlichen Kurden. Sie liebte sie, wie sie einst, da man dem armen Mädel Gänse zu hüten gegeben hatte, jeden dieser Vögel geliebt hatte; unvernünftige Tierlein, mehr waren auch die stolzen Kurden nicht. Mußten von der Hirtin betreut werden gegen Hunger und Krieg, gegen Wassergefahr und gegen die Bonzen.

Sie traute sich die Kraft des Geistes und des Willens zu, die anvertrauten Tierlein auf den richtigen Weg zu führen, so weit auf die Bahn des Glückes zu leiten, als Glück auf der ungastfreundlichen Erde möglich war. Und ihr Söhnchen Wulldis wollte sie schon so erziehen, daß man später einmal ihre gesegnete Regierungszeit über die seine vergessen sollte. Denn ganz heimlich regte sich in ihr der Verdacht, am Steuer wäre die Hand eines Mannes besser als die einer Frau; in Kurdistan wenigstens. So wurde ihr die Erziehung des Sohnes die wichtigste Aufgabe und Sorge.

Der Prinz war ein entzückendes Kind. Es war eine Freude, wie er lachte oder lächelte, wenn die Menschen seiner Umgebung nach seinem Willen taten; auch die leblosen Dinge lachte oder lächelte er an, wenn sie seinen Willen zu tun schienen: die Brust seiner Mutter, später den Brei und den goldenen Löffel zum Brei, seine ersten roten Strümpfe und den Gong, mit dem man einen so prächtigen Lärm vollführen konnte. Wenn Wulldis aber keinen Hunger hatte oder wenn die Strümpfchen naß geworden waren oder wenn die Mutter den silbernen Hammer zum Gong endlich versteckt hatte, dann war der Prinz wieder köstlich in seiner Wunderlichkeit; er weinte und schrie nicht wie andere Kinder, machte auch keine krause Nase, sondern verzog sein Gesicht einfach zu dem Ausdrucke einer verzweifelten Dummheit; dann kam die hohe Dienerschaft des Palastes herbeigelaufen, bewunderte die unbeschreibliche Miene, und schnell war der silberne Hammer zur Stelle geschafft oder was sonst die verzweifelte Dummheit zu fordern schien.

Heimlich begann die Königin Barana zu fürchten, sie hätte ein unbegabtes oder gar dummes Kind in die Welt gesetzt; noch heimlicher zweifelten die ersten Hofbeamten an dem Verstande des künftigen Königs. Aber im dritten Lebensjahre des Kindes zeigte es sich, daß Wulldis noch besser und noch schneller sprechen lernte als andere Kinder. Als er nur erst einige Dutzend Worte gebrauchen konnte, war er unerschöpflich in ihrer Verwendung; stundenlang konnte er sie immer neu zusammenstellen wie die bunten Steine seines Baukastens. „Die Kuh ist über das Dach geflogen und der Baum des Diamanten schlägt mit einer eisernen Rute den feurigen Hund und die Blätter des Hundes scheinen auf das Feld und die Dattelpalmen steigen auf einer Leiter aus dem Brunnen und neigen sich vor Wulldis." Die ältesten Hofleute weissagten, der Prinz würde sich zu einem Wunder an Schönheit, Verstand und Güte entwickeln und seinem Lande die Macht über ganz Asien erobern; da gab es keinen Ahn aus der uralten Herrscherfamilie von Kurdistan, mit welchem der dreijährige Knabe nicht verglichen wurde.

Die kluge Königin konnte gern zugeben, daß ihr Wulldis ein ungewöhnlich schönes und lebhaftes Kind war; sein Geschwätz dünkte sie freilich kein Zeichen eines frühen und starken Verstandes, aber sie tröstete sich damit, daß auch andere Knaben seines Alters Unsinn schwatzten. Dennoch schien er in einem gewissen Punkte auch für ein Kind nicht recht verständig; seine kleinen Gedanken waren noch gelenkiger als seine Gliedmaßen; diese Sprungbereitschaft seiner Gedanken gefiel der Königin nicht und sie beobachtete das Söhnchen mit liebender Sorge. Da mußte sie sich einmal zu ihrer Betrübnis sagen, daß das aufgeweckte und bildhübsche Prinzchen eine schlimme Eigenschaft hätte, einen Hang zur Unbelehrbarkeit. Wulldis war ungefähr in der Mitte seines vierten Jahres; da behauptete er eines Morgens, kaum daß er aus einem Traume aufgewacht war, er hätte

Adlerflügel hinter den Schultern und könnte fliegen. Unter dem Staunen der Dienerschaft kletterte er auf die höchsten Polster des Diwans, flog hinunter, schlug sich die Nase blutig und machte sein verzweifelt dummes Gesicht. Die Diener bewunderten beides, seine unerhörte Fliegerkunst und daß er nach dem ersten Mißlingen nicht weinte.

Die Königin kam herzugelaufen und gab dem Prinzen einen tüchtigen bürgerlichen Klaps, dorthin, wo die Adlerflügel sitzen sollten. Dann wurde Wulldis nackt ausgezogen und die Mutter zeigte ihm mit Hilfe dreier Spiegel, daß er am ganzen Leibe glatt war und nirgends irgendwelche Flügel saßen. Der Prinz, der seine Mutter doch ein bißchen fürchtete, sagte jaja; kaum hatte sie aber den Saal verlassen, weil die Wiederherstellung eines zerstörten Flußdammes im Süden die rasche Erteilung eines Befehles verlangte, da kletterte Wulldis wieder auf das Polster und flog wieder hinunter; dieses Mal aber ließ er sich von zwei Dienern unter den Achseln anfassen und kam so leicht und unbeschädigt auf den Boden. Nun wollte er mit dem Fliegen nicht aufhören. Als Wulldis sich aber nach einigen Tagen anderen Kindereien zuwandte, glaubte die Königin, der Klaps oder die blutige Nase oder der Augenschein hätten ihn belehrt. Eines Abends vor dem Schlafengehen nahm sie das Kind ins Gebet. Wulldis setzte sein wunderschönes Glaubensgesicht auf und sagte: „Mutti, jaja, aber das weiß ich besser; ich habe vier Flügel auf dem Rücken und deshalb haben wir zwei Flügel nicht gesehen."

Wenige Wochen später kam ein Hofmaler aus dem Westen, der eine Wand des Palastes mit einer großen Schilderei bedecken sollte; die letzte Schlacht des verstorbenen Königs. Während nun der Malersmann einmal zum Kellermeister geschlichen war, den Perserwein gründlich zu versuchen, stahl sich Wulldis herein, stieg mit Töpfen und Pinseln die Leiter hinauf und strich alle Männer der Schilderei mit grüner Farbe an, auch das Bild des eigenen Vaters; und sagte drei Tage

später vor dem Schlafengehen, als er die Schelte und den neuen Klaps verschmerzt zu haben schien: „Jaja, aber das weiß ich besser; grüne Männer sind viel feiner als braune, und meine Bilder sind schöner als die des Malers aus dem Westen.“

Und wieder einmal faßte Wulldis die Überzeugung, seine graue Angorakatze wäre ein reißender Tiger; der Prinz war damals böse auf den Oberkoch, der ihm anstatt der verlangten Sonne nur einen glänzenden Pfannkuchen zum Essen vorgesetzt hatte. Da ließ Wulldis die Katze zwei Tage lang fasten und lockte dann den Oberkoch zu sich herein; aber die Katze zerriß und fraß den Mann nicht und Wulldis machte sein verzweifelt dummes Gesicht. Von seinem Glauben ließ er aber nicht. Er bat den Malersmann, der mit der Schilderei und mit dem Perserwein noch nicht fertig geworden war und der dem Prinzen die Geschichte mit der grünen Farbe nicht nachtrug — denn er war ein Hofmaler aus dem Westen —, ihm die Katze mit schwarzen und gelben Streifen anzustreichen; jetzt war die Angorakatze sicherlich ein reißender Tiger. Und nach Wochen, als die Königin Barana diesen Streich wieder vergessen glaubte, sagte Wulldis: „Ja, ja, Mutti, aber das weiß ich besser. Dieses Tier ist so riesengroß und hat einen solchen Riesenhunger, daß es beim Essen mit dem kleinen Oberkoch gar nicht erst anfängt. Der kleinste Bissen für diesen Tiger ist ein Elefant. Ich habe aber gar keine Angst vor dem Tiger; wenn er mir etwas tun will, so habe ich ja meine Flügel und fliege einfach fort. Ein Tiger aber hat keine Flügel. So was lasse ich mir nicht einreden.“

Die Königin Barana berief die Hofbeamten, die sie für die treuesten hielt, zu einer Beratung darüber, mit welchen Mitteln man den Prinzen zum Guten lenken und seine sonderbare Unbelehrbarkeit brechen könnte. Da war aber niemand am ganzen Hofe, der nicht das Lob des Prinzen gesungen, der auch nur den kleinsten Mangel an seinem Wesen bemerkt hätte.

„Lauter Anzeichen eines Wunderkindes sind an unserem Prinzen wahrzunehmen. Die unerschütterliche Zuversicht auf die Kraft seiner Flügel beweist, daß er so unbeugsam und tapfer sein wird wie alle Fürsten aus unserem königlichen Hause, insbesondere wie der glorreiche Gründer dieses Hauses. Daß er sich die Nase zum zweiten Male nicht blutig schlagen wollte, das macht ihn dem Großvater des hochseligen Königs ähnlich, Maruk dem Schlauen. Daß er den Oberkoch bestrafen wollte, der ihn doch betrogen hatte, das erinnert wieder an den dritten König von Kurdistan, an Bitlis den Gerechten. Warum soll der Prinz nicht ein ausgezeichneter Maler werden, da doch seine Urgroßmutter mit eigener Hand Seidenstickereien ausgeführt hat? Übrigens ist die grüne Leibfarbe für kurdische Menschen sicherlich schöner als die braune, vom Standpunkte der Kunst gesehen; der Herr Hofmaler aus dem Westen hat das einmal um Mitternacht selbst beschworen. Die Frau Königin wird um ihren Prinzen von allen Fürsten des Morgenlandes beneidet werden. Wulldis wird unsterbliche Taten vollbringen und wird, sein eigener Firdusi, seine unsterblichen Taten hochselbst in einem unsterblichen Gedichte besingen. Dichter sind immer unbelehrbar. Er ist nicht der erste Poet in seinem Hause; ein jüngerer Bruder seines Großvaters hat manchen Zentner vollgeschriebener Pergamente hinterlassen. Heil Kurdistan zu einem solchen Thronfolger!"

So ungefähr sprachen die Hofbeamten, einer nach dem anderen. Die Königin hatte nicht übel Lust, ihnen als einzige Antwort ein sehr schmutziges Wort zuzurufen, das sie von den Knechten in ihrem Dorfe, wenn die einander beschimpfen wollten, oft vernommen hatte; sie sprach aber das kernhafte Wort nicht aus, weil sie gelernt hatte, an ihre niedrige Abkunft nicht zu erinnern. Stumm entließ sie den Kronrat und dachte allein darüber nach, was zu geschehen hätte.

Wulldis, der bisher unter ihren Augen, nur von einigen zuverlässigen Frauenzimmern behütet, aufgewachsen war, schien jetzt alt genug, um einen Lehrer und Erzieher zu erhalten. Wer sollte dieser Erzieher werden? Die Königin Barana kannte ihren Hof; da war niemand so treu, daß er die Seele des künftigen Königs nicht durch Schmeichelei vergiftet hätte; niemand, der sie nicht mit Berichten über den Charakter und über die Fortschritte des Knaben zu betrügen versucht hätte; niemand, der nicht wenigstens den Versuch gemacht hätte, die Gunst des Thronfolgers früh schon durch Schmeichelei zu gewinnen; niemand, dem seine eigenen Wünsche nicht heiliger gewesen wären als das Schicksal der armen Tierlein, der Bauern von Kurdistan. Das Mitleid der Königin wollte aber die Auferziehung eines rechten Königs.

Nur wer nichts für sich selber will, kann ein Herz haben für das Allgemeine. Nur wer überall nichts will, kann etwas Gutes wollen. Unter allen Männern des Landes, die Barana als Magd, als Tänzerin und als Königin nahe hatte sehen und prüfen können, gab es nur einen, der überall nichts wollte; das war der weise Bettler Arya, auf dessen Rat sie eine Tänzerin und so eine Königin geworden war.

Der weise Bettler hatte sie in der Nacht, nachdem sie zur Königin ausgerufen worden war, zum letzten Male besucht, in der Schlafkammer des Palastes, ungesehen vom Könige; er hatte sie wie ein Vater geküßt und ihr eine kristallene Bettlerschale geschenkt; auf deren goldenen Boden sollte sie seinen Namen mit dem Kerne eines Granatapfels schreiben, wenn sie seiner bedürfte. Jetzt war wahrlich große Not über sie gekommen, und in nächtlich stiller Stunde schrieb sie mit dem Kerne eines Granatapfels den Namen Arya auf den goldenen Boden der Bettlerschale.

Sofort erblickte sie den Wundermann vor sich, inmitten eines lichten Scheines. Milde und ernst. Vertrauensvoll und andächtig trug sie ihm ihre Sorgen vor; sie schloß:

„Mein Kummer ist, daß er sich königlichen Geblütes rühmen darf. Anders als in anderen Menschenkindern ist seine Anlage. Er neigt zu Unbelehrbarkeit. Die Könige der Vorzeit waren starke Menschen, die sich zu Herren ihrer Völker gemacht hatten aus eigener Kraft. Bei wahren Königen war Güte nicht ohne Stärke. Die Enkel sind schön und schwach, aber kaum noch fähig, nach eigenem Entschluß zu handeln. Kaum noch Menschen wie andere. Königliche Geschlechter enden alle in Entartung. Du mußt mir den Erben von Königen zu einem Menschen zurückbilden, damit er fähig werde, ein König zu werden aus eigener Kraft. Du mußt sein Erzieher werden. Es geht um etwas Großes."

Immer undurchsichtiger wurde die Erscheinung des weisen Arya, bis er wie ein Mensch vor ihr stand. „Barana, drüben, oben, woher du mich gerufen hast, ist nicht einmal das schöne Land Kurdistan etwas Großes. Hier freilich fühle ich Erdengewalt und Erdenschwere; hier möchte ich Kurdistan helfen. Ich habe dich lieb, Barana, du bist unserem Volke eine gute Königin geworden. Seltsam, drüben, oben wußte ich gar nicht mehr, daß ich ein Kurde war! Auch klug bist du, liebe Barana. Doch irrig ist dein Glaube, jedweder Knabe lasse sich zu einem wahren Könige erziehen. Nach seiner Natur wird er Früchte tragen. Einem Wildapfelbaum mag man ein Edelreis aufpfropfen, einem Menschenkinde nicht. Kenntnisse sind nicht Erziehung. Jeder wird, wie er war."

Tränen traten in die Augen der Königin. „Das arme Volk!"

„Ist nicht so schlimm, Barana. Die Könige folgen einander wie gutes und schlechtes Wetter, wie gute und schlechte Herbste. Die mittleren Herbste, die mittleren Ernten könnte man noch dankbarer hinnehmen als die guten. Trefflich, daß die Königswürde in Kurdistan erblich ist; da gibt es zumeist mittlere Jahrgänge. Kein törichter Erbe, kein langsamdenkender Erbe sollte von der

Regierung ausgeschlossen werden; nur etwa ein Narr, weil ein Narr allein größeren Schaden anrichten kann als ein Erdbeben."

Die kluge Königin fing nach dieser Rede heftig zu schluchzen an; ihr schien, der weise Arya hätte unbedacht gesprochen.

II.

Lächelnd hatte der weise Arya sein Amt übernommen; nur wollte er nicht ein Lehrer oder gar ein Erzieher des Knaben heißen, eher noch ein Gärtner, am liebsten: Zuschauer im Menschengarten. Lächelnd lobte er eine Anordnung, die die Königin getroffen hatte, da das Kind noch kein Wort sprechen konnte; es sollte durch keine Anrede, durch keine Kniebeugung erfahren, daß der Thron von Kurdistan es erwartete. Lächelnd stimmte der weise Arya auch zu, als er jetzt mit dem Kinde aus der Nähe des Hofes verbannt wurde. Der Gärtner wurde mit seiner Menschenpflanze nach einem hübschen Landhause auf einem Vorwerke gebracht, das zwei Stunden vom Königspalaste entfernt lag; alle Bedienung wurde von Leuten besorgt, die gar nicht wußten, daß Wulldis der Thronerbe war; dem wurden über sein feines Leinenzeug grobe Bauernkleider angezogen. Die Königin freute sich nicht wenig, als Wulldis zu diesem Wechsel gar nicht sein verzweifelt dummes Gesicht machte, sogar mit der Verkleidung ganz einverstanden war.

Als die Königin ihren Sohn so auf dem Vorwerke untergebracht hatte und befriedigt Abschied nahm, sprach zu ihr der weise Arya:

„Eine Verkleidung nennt er seinen Kittel. Du hast es erreicht, Barana, daß Wulldis die Anreden Prinz und Hoheit nicht gehört hat; aber du konntest es nicht erreichen, daß er die Unterwürfigkeit der Hofleute und das

kostbare Tuch nicht spürte. Jedes Kind spuckt einmal nach seiner Umgebung; wenn die Umgebung den Speichel duldet, so weiß das Kind, woran es ist. Sie haben einen demütigen Atem, wenn du ihnen demütige Worte verbietest; sie heben den Kopf überhaupt nicht mehr, wenn du ihnen Bücklinge verbietest. Ein Hof lebt gar nicht sein eigenes Leben, ist nur ein Glied vom Leibe des Königs, sieht mit seinem Auge, riecht mit seiner Nase. Und hier! Die Leute wissen wirklich nicht, daß Wulldis der Prinz ist; so werden sie ihn für deinen Bankert halten und vor deinem Bankert den Atem anhalten. Wenn du mich den weisen Arya nennst, Barana, den Bettler, der ein dienender Gärtner geworden ist aus einem Freien, so werden sie dem Knaben durch ihr Ducken zu verstehen geben, daß die Königin nur für ein fürstliches Kind den freien Bettler gewinnen konnte."

„Die armen Prinzen," nur das konnte Barana antworten.

Nur zögernd hatte die Königin ihre Zustimmung zu einer Anordnung des weisen Arya gegeben, die ganz besonders der Hofsitte widersprach. Im Palaste konnte der Knabe niemals Zeuge irgendwelchen menschlichen Elends werden. Das galt für ein Gesetz im Umkreise der Könige. So wie alles Stinkende und Ekle aus dem Palaste in den Fluß oder in die Stadt geworfen wurde, so war dort nichts zu sehen, was an Greisenalter, an Krankheit oder an Tod erinnern konnte. Die Hofleute mußten verschwinden, bevor sie greis oder krank wurden; auch die Königinnen. Nur den Königen selbst war es vorbehalten, in den durchdufteten Räumen des Palastes alt und krank zu werden, zu sterben und die Luft zu verpesten; diese Erscheinungen nannte man aber bei den Königen ganz anders als bei dem gemeinen Volke; man hielt sich die Nase zu und sprach von Seelenwanderung.

Nun fürchtete der weise Bettler, Wulldis könnte einmal durch den plötzlichen Anblick eines Siechen oder eines Toten zu der schrecklichen Erkenntnis des Menschen-

loses kommen, könnte darüber zur Weltflucht aufgerüttelt werden, wie vor tausend Jahren in India der Erhabene, der Überwinder, der Höchste der Menschen. Es zieme sich aber nicht für einen König, der Höchste der Menschen zu sein, weltflüchtig zu sein; ein König müsse mit eingeschränktem Geiste sein Königshandwerk treiben, wie ein Marderjäger, der ja auch kein Weltüberwinder sein darf, nur ein Marderüberwinder.

Die Diener erhielten also den Befehl, den Anblick von Elend und Tod vor dem Knaben nicht zu verdecken. Es traf sich auch bald, daß Wulldis zu der Stelle lief, wo ein Holzfäller nicht schnell genug zur Seite gesprungen war und von einem Aste der stürzenden Eiche getroffen wurde; der Mann zuckte noch eine Weile, dann lag er still. Der weise Arya war dem Knaben gefolgt und knüpfte an den Unglücksfall seine Aufklärung: daß die meisten Menschen krank würden, alle aber einmal sterben müßten; die erst in hohen Jahren stürben, hätten vorher alle Mühsal des Alters zu tragen. Bei diesen Worten verzogen sich die Mienen des Knaben zu dem Ausdrucke verzweifelter Dummheit; dann aber setzte er plötzlich wieder sein hübsches Glaubensgesicht auf und rief:

„Du vielleicht! Du wirst krank werden und sterben. Ich niemals! Holzfäller und Hungerleider und Gärtner mögen ja gern sterben. Ich nicht."

Nun wußte der weise Arya, daß der Knabe der Königsgefahr gewißlich nicht ausgesetzt war, ein Weltüberwinder zu werden. Und er begann mit dem Unterricht, der dem Prinzen die eingeschränkten Kenntnisse des Königshandwerks beibringen sollte.

Die Sache ließ sich gar nicht schlecht an; Wulldis war geweckt, besaß ein rasches Gedächtnis und schien leichter zu lernen als die meisten Knaben seiner Jahre. Eine seltsame Eigenheit mochte am Ende nicht viel bedeuten. Wulldis spielte mehr den aufmerksamen Schüler, als daß er so recht aufmerksam gewesen wäre; er schien die Worte des weisen Bettlers verschlingen zu wollen,

machte große Augen, bewegte die Lippen, als wollte er sich jeden Satz durch Wiederholung einprägen, hatte aber zuletzt nur die Hälfte behalten und diese Hälfte oft falsch verstanden. Wenn dann der Gärtner wie ein Lehrer eine Frage stellte, so verwandelte sich Wulldis aus einem gespannt aufmerksamen Schüler plötzlich in einen Lehrer; fast lustig äffte er das Benehmen eines Lehrers nach, wie doch der weise Arya keiner war; er sprang von seinem Polstersitze auf, setzte einen Fuß vor und begann, anstatt die Frage zu beantworten, wie ein Volksredner oder wie ein Schauspieler wirr durcheinander darüber zu schwatzen, was er in der letzten Stunde ungefähr aufgeschnappt hatte.

Der weise Arya wurde nicht ungeduldig. Er dachte: es ist gut für einen König, wenn er etwas von einem Komödianten hat; die Bürger sollen ihm nicht ansehen, ob er just zu dieser Zeit ein zufriedener oder ein unzufriedener Mensch ist; er soll allemal den König spielen können. Und es ist gut für einen König, wenn er eine schnelle geistige Verdauung hat, ein kurzes Gedärm, wenn er als sein Eigenes von sich geben kann, was er kurz vorher aufgenommen hat. Aus Wulldis kann noch ein ganz rechtschaffener König werden nach dem Beispiele seiner gepriesensten Vorfahren.

Der weise Arya war geduldig wie ein getreuer Gärtner, und mit der Pflege des Prinzen ging es tapfer vorwärts, Tag um Tag, Monat um Monat, Jahr um Jahr. So oft die Königin Barana hinauskam, um ihr Söhnchen zu liebkosen und um einen Bericht über seine Entwicklung einzuholen, vernahm sie irgend etwas, was sie erfreuen konnte. Wulldis sei gutartig und recht anstellig, mache in seiner Weise kleine Fortschritte und habe die Künste des Lesens und des Schreibens recht gut erlernt; wenn er nicht ganz richtig schreibe, wenn er den Pinsel selbst ein wenig liederlich führe, so sei das kein schlimmer Fehler für einen künftigen König. Für die Naturwissenschaften beweise der Knabe einige Neigung. Keine Begabung

habe er für das Rechnen; aber ein König und ein Bettler brauche kein Rechenmeister zu sein. Die Königin fuhr auf: „Da höre ich deinen Bettlerhochmut, mein weiser Arya; ein König muß rechnen als ein Verwalter.“ Sonst aber hatte die Königin ihre Freude an den Berichten.

Daß der Knabe gelegentlich einen Schülerstreich verübte, nicht immer ohne Grausamkeit, das hielt der weise Arya nicht einmal einer Mitteilung wert. Er zog dann ruhig die Nadel oder den Dorn aus seinem Gesäß und lächelte; auf Dornen muß ein Lehrer gefaßt sein wie ein Rosengärtner. Auch ließ der Knabe wieder von seinen kleinen Bosheiten, als sein Lehrer nicht böse wurde.

Wulldis war beinahe zehn Jahre alt geworden, als der weise Bettler einmal eine Entdeckung machte, die ihn leicht bewogen hätte, sich aufzuschwingen nach drüben, nach oben; nur daß der Gärtner sich an die Erde gewöhnt hatte, die Blumen liebte und den Knaben. Er ging eines Abends beschaulich durch den Wald, in den Ewigkeitsgedanken der fahrenden Bettler verträumt. Er glaubte nichts zu sehen und nichts zu hören von Menschendingen; er hütete sich, einen Wurm zu treten, er blickte mit Andacht auf jede Knospe und ließ sich wohlig sein weißes Haar von den Blättern der unteren Zweige kämmen. Da, als er sich mit leisen Schritten einer Lichtung näherte, mußte er aus seiner Versunkenheit aufwachen. Auf einem umgestürzten Baumstamm stand Wulldis und redete; um ihn herum lagerten die Leute des Vorwerks und lauschten auf die Worte des Buben, den die hohe Frau zu ihnen gebracht hatte. Was aber Wulldis den unwissenden Knechten erzählte, das gefiel dem weisen Arya ganz und gar nicht.

Kurdistan und die ganze Welt wäre bisher in arger Dunkelheit gebunden gewesen. Jetzt aber habe er, der junge Wulldis, eine ungeheure Erfindung gemacht, die Kunst des Schreibens. Mit Hilfe dieser Erfindung könne man, was man sonst nur seinen Nachbarn mündlich sagen konnte, bis nach der Hauptstadt hinüber rufen, bis

nach India, bis über das Weltmeer. Er habe schon den weisen Arya, der trotz seiner hohen Jahre die Erfindung nicht gemacht hätte, im Schreiben unterrichtet. Er werde sich nun einen kräftigen Bambus anschaffen und im Walde für seine Dienstleute Schule halten.

Der weise Arya kehrte unbemerkt nach dem Landhause zurück, im Herzen bekümmert. Könige durften eitel sein wie andere Menschen auch. Warum nicht? Eine ganze Menge Eitelkeit verlangt das Volk von seinem Könige und drängt sie ihm gar auf. Könige durften und sollten das Volk betrügen; nur ein Weltüberwinder betrügt nicht. Aber der Betrug eines Königs soll nicht an den Tag kommen können. Diese Behauptung, daß Wulldis die Schreibekunst erfunden habe, war eine Lüge mit allzukurzen Beinen. Wußte doch jeder Bauer, daß die Beamten und die Priester seit Menschengedenken die Schreibekunst ausübten. Der weise Arya wollte ja den Knaben nicht erziehen; aber nach dieser Erfahrung beschloß er doch, ihn auf die Folgen so törichter Eitelkeit hinzuweisen. Er mußte ein Einsehen haben. Es ist schädlich und unerfreulich, ausgelacht zu werden; auch für Könige.

Als es am nächsten Morgen zu der Aussprache kam, stellte es sich heraus, daß Wulldis nicht eigentlich geflunkert hatte, daß er vielmehr felsenfest daran glaubte, er wäre der Erfinder. Der Alte erinnerte umsonst daran, wie mühsam Wulldis die ersten Striche von ihm erlernt hätte, erklärte umsonst, daß er, der Lehrer, die alte Kunst einst von seinem Lehrer erworben hätte, dieser wieder von dem seinigen und so weit zurück durch viele Geschlechter der Menschen. Wulldis machte sein hübsches Glaubensgesicht, setzte den rechten Fuß vor und sagte:

„Jaja, lieber Meister, aber das weiß ich besser. Da mögen die Leute in Vorzeiten sich irgend etwas ausgedacht haben. Aber ich werde dir gleich beweisen, daß meine Schreibekunst meine eigene ungeheure Erfindung ist. Hast du mich nicht oft hart genug getadelt, weil ich

den Pinsel anders führte, als du es mir vormachtest? Na also! Hast du nicht oft genug getadelt, wenn ich andere Zeichen setzte, als du verlangtest? Na also! Du nennst meine Linien und Zeichen falsch. Also sind sie meine eigene Erfindung."

Als die Königin am nächsten Feiertage wieder auf das Vorwerk kam, berichtete der weise Bettler über den Vorfall und über das Gespräch. Die Königin betrübte ihn dadurch, daß sie vor Zorn einen kostbaren Blumentopf zur Erde warf; sie verlangte vom Alten, er sollte dem Knaben die Narreteien mit einer Rute austreiben. „Du sagst ja selbst, daß Wulldis ein guter und begabter Junge ist. Ihm fehlen Prügel. Es gäbe nicht so viele arge Könige, wenn sie als Prinzen geprügelt würden wie andere Kinder. Ich bin auch geprügelt worden. Ungebrannte Asche ist die beste Arznei für seine Flausen."

„Nein, Königin Barana, kein Tierlein will ich schlagen. Durch Schläge würde ich dem Söhnchen seine beste Eigenschaft rauben, seine Aufrichtigkeit. Nicht bei Königen, wohl aber bei Kindern ist Aufrichtigkeit gut. Er wird sich schon später in seinem Handwerk verstellen lernen, wenn er kein Narr ist."

Da schrie die Königin auf. „Aber das ist ja gerade meine Angst, daß er ein ausgemachter Narr ist! Daß alle Narrheit, die bei seinen berühmten Ahnen irgendwie mitlief, sich bei ihm zu einer schrecklichen Vollkommenheit ausgebildet hat. Einen Narren habe ich in die Welt gesetzt, in der er herrschen soll. Darum habe ich dich ja zu Hilfe gerufen, mein lieber Arya! Und du willst ihm nicht einmal die Rute zu kosten geben! Selbst ein Narr, bei dem es zu spät ist, meine Arznei anzuwenden!"

Solchem Ungestüm gegenüber blieb der weise Arya ruhig; und so gelang es ihm noch einmal, die Königin zu geduldigem Ausharren zu überreden.

Er setzte den Unterricht fort; aber er war mißtrauisch geworden, und nicht lange, so begann er die Sorge der Königin zu teilen. Der Knabe lernte schnell, aber verkehrt.

Was der Gärtner ihm vortrug vom Walten der Natur und vom Treiben der Menschen, Wulldis faßte es schnell auf, aber immer verkehrt. An jeglichem Tage machte er, was der Lehrer ihm an neuen Kenntnissen zubrachte, zu seinen eigenen Entdeckungen und Erfindungen. Eine eigensinnige, kindische Streitlust schien den kleinen Kopf zu lenken. „Na also!“ rief er triumphierend, wenn der weise Arya es einmal aufgab, auf die scheinbar so schlauen Einwürfe des Knaben zu antworten. „Ja, also!“ rief er ebenso triumphierend, wenn der Alte eine Belehrung bereit hatte; der Knabe drehte die Belehrung zu einem Strick und widerlegte sie mit dem schiefen Verstande eines kleinen Rechtskundigen.

Einmal hatte Wulldis nach der Lieblingsspeise der Götter gefragt; der Lehrer verneinte die Möglichkeit einer Antwort; nicht einmal über das Dasein von Göttern und anderen unsichtbaren Geistern könnte man etwas aussagen, geschweige denn über ihre Nahrung. Da rief Wulldis: „Das weiß ich besser. Und ich will es dir beweisen, wenn du mir zugibst, daß es unsichtbare Dinge gibt.“

„Gern. Vielleicht gibt es mehr Unsichtbares als Sichtbares.“

„Ja, also bist du geschlagen. Ich kann fliegen, wenn ich will. Wenn ich fliegen kann, so habe ich Flügel. Meine Flügel sind unsichtbar. Also gibt es auch Götter und Geister. Na?“

„Götter sind nur Worte, mein guter Wulldis. Du magst auf dieser Erde Menschen wahrnehmen und ihre Worte. Götter wirst du niemals wahrnehmen.“

„Und der König von Kurdistan? Ist auch der am Ende kein Gott? Und ich, der ich fliegen kann?“

„Sei du froh, wenn du nur ein ordentlicher Mensch geworden bist. Die Könige dieser Erde sind wahrlich keine Götter. Und deine Fliegerkunst müßtest du dir und mir beweisen, anders als durch Worte.“

Nicht immer handelte es sich bei den Einfällen des Knaben um so hohe Gegenstände; jede arme Kunstfertig-

keit der Menschen, von der er erfuhr, konnte ihm ein Anlaß werden, eine seiner närrischen Erfindungen anzuknüpfen.

Er hatte gesehen, daß die Landleute das Quellwasser in Rinnen oder Röhren auf die Felder und Wiesen leiteten; als er bei Gelegenheit eines Ausflugs das Gelände auf einem Hügel bemerkte, das wegen Wassermangel verbrannt und unfruchtbar war, verlangte er, Röhren und Rinnen auf den Hügel hinaufführen zu dürfen. Der weise Arya wollte ihm das ausreden; da schrie Wulldis ihn an wie ein jähzorniger Prinz: „Du hast mir selbst gesagt, das Wasser gehe überallhin mit den Röhren und Rinnen. Jetzt beneidest du mich bloß! Ich werde das Wasser den Hügel hinauflaufen lassen."

Als er gehört hatte, daß der Blitz mitunter in hohe Gebäude und Bäume einschlüge, Feuersbrünste erregte und Menschen tötete, hatte er sofort wieder eine Erfindung bereit: man brauchte bloß alle Bäume umzuhauen und alle Häuser einzureißen.

Es kam die Kunde von einer Landschaft zu ihm, wo es keinen Wald und kein Feuerholz gab, und wo man das Backen durch Dörren des Brotteiges ersetzte; rasch hatte er eine Auskunft bei der Hand: ein einziges Mal brauchte man bloß zu backen und konnte dann die heißen Brote im Backofen verfeuern. Das mußte doppelte Hitze geben.

So trieb es Wulldis Tag für Tag. Und wenn der weise Arya seine Irrtümer und Fehlschlüsse hundertmal dazu benützen wollte, ein wenig Ordnung in den Gedankengang des Knaben zu bringen, so mußte er immer deutlicher erkennen, wie wunderlich es in dessen Kopfe aussah. Mochte er alle diese Torheiten und Verbesserungen mit noch so klaren Gründen als unsinnig und unbrauchbar nachweisen, sie wurden dennoch starrsinnig festgehalten und tauchten nach einiger Zeit wieder auf; fast scharfsinnig war Wulldis darin, wie er alle seine Einbildungen in seinem Gedächtnisse bewahrte, sie geschickt

aneinanderfügte und alles wie zu einem Knäuel eines scheinbaren Wissensbaus vereinigte. Müder der Erde wurde der weise Bettler.

Und noch schwieriger wurde seine Aufgabe. Als Wulldis etwa fünfzehn Jahre alt geworden war, in seiner Erscheinung ein stattlicher Jüngling, wollte er sich mit dem Ausdenken seiner Erfindungen nicht mehr begnügen. Er fühlte sich als Mann, dem es ziemt, zu handeln. In einem Hungerjahre überredete er die Bauern eines benachbarten Dorfes, Mehlstaub anstatt des Saatkorns auszusäen; aus jedem Mehlstäubchen müßte ein ebenso starker Fruchthalm wachsen, wie aus einem Reiskorn; sie würden mehr als tausendfältig ernten. Der weise Arya klärte die Bauern auf und glaubte den gutgemeinten Unsinn verzeihen zu können. Nach dem folgenden letzten Streiche jedoch wußte er, daß er sein Amt in die Hände der Königin zurückzulegen hätte.

Im Frühling nach dem schweren Hungerjahre standen die Mais- und Gerstenfelder der drei nahen Dörfer üppig da zu einer gesegneten Ernte; die wäre schon begonnen worden, wenn nicht nach alter Sitte der Tag des Vollmonds für den Schnitt hätte abgewartet werden müssen. Die reife Frucht, die dürren Halme gewährten einen frohen Anblick. Wulldis hatte während der ganzen teuern Zeit neue und immer neue unfehlbare Mittel ersonnen, den Mißernten für immer ein Ende zu machen; ins Werk gesetzt hatte er nur die Aussaat des Mehlstaubs. Jetzt erfuhr er und verwandelte die Nachricht sofort in seine eigene Entdeckung, daß ein Acker durch Brache und durch Düngung fruchtbarer gemacht werden könnte. Welch eine Goldgrube mußte ein Acker werden, wenn man beides anwandte! Verbranntes Stroh war ja ein vortreffliches Düngemittel. Die Knechte des Vorwerks weigerten sich freilich, ohne Wissen ihres Aufsehers vorzugehen; wie sie sich im Winter geweigert hatten, auf den Rat des Jünglings alle ihre Rinder, Schafe und Schweine zu schlachten und die Tierleichen

zur fabelhaften Erhöhung des Ertrages in der Ackererde zu vergraben. Diesmal ließ sich Wulldis nicht irremachen, denn diesmal konnte er seinen Plan allein ausführen. In der hellen Nacht vor dem festgesetzten Tage des Ernteanfangs stieg er über den hölzernen Vorbau des Hauses ins Freie; Stahl und Stein und Schwefelfaden hatte er in seiner Jagdtasche verwahrt. So wanderte er im Mondenschein, reine Fröhlichkeit auf seinem hübschen Glaubensgesicht, zu den drei Nachbardörfern und zündete die weitgestreckten Mais- und Gerstenfelder an, eines nach dem anderen. Er war bei dem letzten noch nicht angelangt, als die Bauern schon klagend die ersten brennenden Felder umstanden, untätig, hilflos durcheinander schreiend. Und als der weise Bettler mit der Sonne aufstand, um dem Gestirn seine Andacht darzubringen, fand er die Bauern bereits vor dem Hause versammelt. Sie berichteten laut jammernd, was geschehen war; und sie ließen keinen Zweifel darüber: der Täter war der Jüngling, den die Königin selbst auf dem Vorwerk untergebracht hatte. Der Sprecher der Bauern ließ sich also vernehmen: „Schlecht geurteilt und schlecht geredet haben die, die so falsche Gerüchte über den Knaben und über unsere gute Königin — sie lebe lang zu unserem Glücke — ausgesprengt haben. Treu war die gute Königin dem seligen Könige — Ehre seinem Andenken. Heil uns, daß der Thronerbe unter uns aufwachsen durfte! Er muß es sein. Nur der richtige Thronerbe, nur der Sproß unserer erhabenen Könige ist so kühner Jünglingstaten fähig. Heil der Zukunft unseres Landes! Und wie wir dieses genau wissen, so vertrauen wir auch, daß die gute Königin — sie lebe lang zu unserem Glücke — uns den Schaden ersetzen wird, wie auch der Großvater des herrlichen Jünglings jedesmal reichlich Buße zahlte, wenn er auf der Jagd einen Menschen erlegt hatte anstatt eines wilden Tieres."

Die Bauern fingen gleich damit an, ihren Verlust Dorf für Dorf und Acker für Acker anzugeben und wun-

derten sich gar nicht darüber, daß der Sprecher, der auch der Richter des Bezirkes war, über die Schreibekunst verfügte und sich anschickte, die Namen der Dörfer und die Namen der Gemarkungen sauber aufzuzeichnen. Der weise Arya fertigte einen Eilboten nach der Königin ab; als sie auf dem Vorwerke eintraf, war der Richter mit seiner Schreiberei eben erst zu Ende gekommen.

Hoheitsvoll, mit kurzen und harten Worten versprach die Königin, die Rechnung selbst zu prüfen und den wirklichen Schaden mit Wagenladungen von Gerste und Mais zu ersetzen. Um der Not zu wehren. Der Jüngling Wulldis sei weder der Erbe von Kurdistan, noch ein Bankert, sondern der Sohn eines treuen Soldaten, der im letzten Feldzuge neben dem Könige gefallen war. Damit waren die Bauern entlassen.

Als die Königin mit dem weisen Bettler allein war, verzichtete sie auf die Gebärde der Hoheit und zeigte sich anders, in einer anderen königlichen Gestalt. Sie riß die schwere Feuerzange vom Herde, schmetterte damit auf Tische und Polster, zerschlug in äußerster Heftigkeit einen abendländischen Spiegel und streifte mit dem Eisen die Hand des weisen Bettlers, als der sie beruhigen wollte.

„Ein Ende machen!“ schrie sie und wiederholte sich oft in ihrer Erregung. „Abtun sollte man den Buben, den nichtswürdigen Buben, den Narren, den ausbündigen Narren! Mein armes Land! Lieber will ich als den Herrscher des Volks einen ausgemachten Dummkopf sehen, lieber einen Mörder. Wo ist mein Narr, der Erbe von Königen?“

Als sie erfuhr, daß Wulldis nach der anstrengenden Nachtarbeit noch schlummerte, stürmte sie in das Schlafzimmer; der alte Arya folgte ihr, um das Schlimmste zu verhindern. Als die Königin jedoch den Jüngling erblickte, wie er mit seinem sonnigsten Glaubensgesichte dalag, schlug sie mit dem Schüreisen nur auf die Bettstatt ein. Wulldis öffnete die Augen und hörte ver-

wundert, was man ihm vorwarf. Er zog die Decke schamhaft bis ans Kinn hinauf und sagte ruhig: „Mutti, ihr seid ungeduldig, du und der Meister, und wißt gar nichts. Ich habe die Äcker der drei Dörfer so verbessert, daß sie von jetzt ab den zehnfachen Ertrag geben werden."

Die Königin setzte sich erschöpft auf den Bettrand; ausführlich suchte sie dem Sohne das Verkehrte seines Tuns vorzustellen. „Übrigens hast du gar kein Recht, über die Ernte der armen Leute zu bestimmen. Die Ernte gehört ihnen; und die Brotfrucht, mit der ich sie entschädigen werde, gehört dem Lande." Da leuchtete selbstsichere Glaubensandacht aus den hellen Augen des Jünglings; er hob den rechten Arm unter der Decke heraus, schien seine Worte mit dem befehlend ausgestreckten Zeigefinger bekräftigen zu wollen und sprach: „Jaja, Mutti, aber das weiß ich besser. Ich bin der Herr über alle Äcker und Wälder und Wiesen von Kurdistan. Ich bin der Herr, weil ich fliegen kann. Die Götter haben mir die Herrschaft verliehen, da sie mir die Kunst des Fliegens schenkten. Kannst du fliegen? Kann der Meister fliegen? Na also."

Die Königin fing bitterlich zu weinen an. Nach einer Weile stand sie auf, strich dem Sohne bekümmert über Stirn und Haar und befahl ihm, ihr zu folgen, sobald er angekleidet sei. Sie kehrte mit dem weisen Bettler nach der Halle zurück, dort trocknete sie ihre Tränen, raffte sich zusammen und sagte in kurzen Sätzen: „Verfluchtes Gewerbe. Keine Zeit. Nicht einmal für den Sohn habe ich Zeit. Ich bin entschlossen. Ich brauche deinen Rat nicht. Auch ohne deinen Rat werde ich den Narren nicht umbringen. Ein rechter König würde das Schädliche umbringen lassen. Eine Mutter kann wohl kein rechter König sein. Aber ich will mein Land vor ihm schützen. Mag König werden, wer da will, wer da kann. Ich will ihn hinunterstoßen in das Gewimmel." An allen Gliedern zitternd, faßte die Königin beide Hände des weisen Arya. „Nur noch eine flehentliche Bitte. Du

wirst sie gewähren. Ich weiß, du bist meiner Mutter und mir von drüben gekommen, von oben. Du wirst über dem Knaben schweben und mir ihn nicht sterben lassen. Vielleicht, vielleicht erzieht ihn die Not des Lebens."

Da trat Wulldis mit seinem freundlichsten Lächeln ein. Die Königin ließ ihre Augen lange auf ihm ruhen, dann sagte sie:

„Mein armer Wulldis, eine ernste Mitteilung muß ich dir machen. Ich habe dich wie mein Kind gehalten, aber du bist es nicht. Du bist der Sohn eines tapferen Soldaten, der im letzten Feldzuge des Königs ruhmvoll neben ihm gefallen ist. Als auch bald deine arme Mutter starb, versprach ich ihr auf dem Sterbebette, an dir Mutterstelle zu vertreten. Das habe ich bisher redlich gehalten. Jetzt kann ich es nicht mehr. Meine letzte Kraft ... Ich bin eine Bettlerin geworden. Du bist alt genug und wirst dir dein Brot selbst verdienen, mein armes Kind. Wähle dir einen Beruf. Und noch eins: auf Brandstiftung steht der Tod. Du darfst nicht wieder in die Nähe der Hauptstadt kommen. Solltest du jemals die Hauptstadt von Kurdistan betreten, so würdest du auf der Stelle hingerichtet werden. Wähle einen Beruf."

Mit einem hübschen Lächeln antwortete Wulldis: „Das ist mir lieb, daß du nicht meine Mutter bist; denn du glaubst nicht an meine unsichtbaren Flügel. Ich werde in jedem Berufe die Welt in Erstaunen setzen. Da aber schon mein Vater ein löwenherziger Soldat gewesen ist, so werde ich als ein Soldat unerhörte Taten verrichten und Asien erobern."

„Halb so schnell, du armer Narr," sagte die Königin traurig. „In jedem Berufe, nicht zuletzt in dem eines Soldaten, wirst du aber von diesem Talisman Gebrauch machen können." Und sie hängte ihm einen Beutel mit guten Goldmünzen um den Hals. „Verwahre ihn sorglich unter deinem Kittel, so unsichtbar, wie deine Flügel sind. Er ist wirklicher als deine Flügel."

III. Das Kinderbuch*)

Wulldis ließ sich bei den Soldaten anwerben; da er trotz seiner kräftigen Glieder für zu jung gehalten wurde, um Waffendienste zu leisten, gab man ihm zunächst eine Trommel. Als er nach wenigen Tagen schon die Schlegel zu rühren wußte, begann für ihn ein frohes Leben. Er wurde nicht müde, auf seiner Trommel den Marsch zu wirbeln. Er vollführte den Lärm auf Befehl seines Hauptmanns, aber er berauschte sich daran. Niemand hätte es ihm ausreden können, daß er der Anführer seines Haufens war. Nach dem Takte seines Lärms mußten die Leute die Beine heben, schneller oder langsamer, wie er

---

*) Der Herausgeber ist zu der Erklärung verpflichtet, daß der ganze folgende Abschnitt ursprünglich vielleicht nicht zu dem Märchen „Narr und König" gehörte. Die ältesten kurdischen Handschriften lassen den guten Wulldis sofort sein Königserbe antreten, man fühlt aber eine Lücke in der Erzählung; getrennt von dem Märchen bringen diese Handschriften ein Kinderbuch, dem anstatt einer Aufschrift nur eine Zeichnung ohne Worte vorgesetzt ist: eine Eule mit einem Spiegel. Ein richtiges Kinderbuch, wie es ganz ähnlich bei abendländischen Völkern verbreitet gewesen sein soll. Der Herausgeber hat die Schwänke dieser zweiten Handschrift an dieser Stelle eingeschaltet, weil sie unverkennbar die Lücke im Märchen ausfüllen. In der Kurdistan-Forschung wird ein lebhafter Streit über den Zusammenhang zwischen den Märchen und dem Kinderbuche geführt. Die meisten Gelehrten, die rechtgläubigen, verteidigen die Meinung: der arge Wulldis habe wirklich gelebt und das Kinderbuch sei noch zu seiner Prinzenzeit verfaßt worden zugunsten eines klügeren Thronbewerbers; das Märchen aber sei erst viele hundert Jahre später im Volke entstanden, als das Elend, das König Wulldis über Kurdistan gebracht hatte, überwunden und verziehen war. Einige neuerungssüchtige Gelehrte verteidigen die entgegengesetzte Meinung: freilich habe der arge Wulldis gelebt, aber die Schwänke seiner Lehrzeit seien erst erfunden worden, als man in dem niedergeworfenen Kurdistan über den schlimmen Narren wieder lachen konnte; das Märchen jedoch sei zur Regierungszeit des Narren erdichtet worden von einem guten Kurden, der sein Volk vor der drohenden Gefahr warnen wollte. In diesem Streite wagt der Herausgeber nicht zu entscheiden. Er hat aber, um die Verbindung zwischen dem Kinderbuche und dem Märchen noch inniger zu machen, einige kleine Verbesserungen nicht verschmäht, so z. B. den Namen „Wulldis" eingesetzt, wo es in den jüngeren Handschriften des Kinderbuches überall „Wurdir" hieß.

wollte. Er schritt überall voran. Da er im Bewußtsein seiner Bedeutung die Sache trefflich machte, ließen die Offiziere ihn gewähren und nannten ihn nur den närrischen Trommler.

So diente er ein Jahr lang höchst zufrieden beim Fußvolke. Dann wurde er langsam darauf aufmerksam, daß den Offizieren und Mannschaften allerlei Zierate und Troddeln verliehen wurden, die dem Trommler versagt blieben: für den besten Lanzenwurf, für einen abgeschnittenen Feindeskopf, für den stärksten Zuruf bei Begrüßung des Obersten; auch die Gäule der berittenen Abteilung erhielten solche Auszeichnungen: für den schnellsten Lauf, für das anmutigste Tänzeln vor dem Obersten. Da hatte Wulldis bald keine Freude mehr an seiner Trommel. Er bat seinen Vorgesetzten, zu dem Reiterhaufen eines Hauptmanns, der oft freundlich über ihn gelacht, übergehen zu dürfen, zum Waffendienste. Der Wunsch des närrischen Trommlers wurde gewährt, und Wulldis erwies sich als ein eifriger Reiter. Binnen wenigen Monaten hatte er für sich und für seinen Gaul alle Zierate und Troddeln erworben, die überhaupt zu haben waren; er hatte sie sich verdient, teils durch seine Geschicklichkeit in allem Spielzeug des Berufs, teils durch das glückhafte Lächeln, das auch den neuen Hauptmann bestach.

Wulldis hatte den Rang eines Unteroffiziers erlangt. Um diese Zeit wurde sein Haufe in das Gebirge geschickt, wo dem Treiben einer Räuberbande ein Ziel gesetzt werden sollte. Wochenlang wurde mit wechselndem Erfolge gekämpft. Eines Tages bekam Wulldis zum erstenmal einen selbständigen Auftrag; er sollte mit zwanzig Leuten einen Engpaß nehmen, den die Räuber besetzt hatten.

Es war gegen Mittag, als Wulldis mit seinem Zuge dem Engpaß gegenüber in einem Walde angelangt war. Einige von den älteren Soldaten rieten nun, die Nacht abzuwarten, dann von den Pferden zu steigen und die

Räuber zu überrumpeln. Wulldis hörte gar nicht hin; er war der Befehlshaber. Eigentlich dachte er: „Bei Nacht können die Räuber meine Troddeln und die anderen Zierate nicht schauen, erfahren also gar nicht, wer und was ich bin.“ Er gab den Befehl zum sofortigen Angriff; in gestrecktem Galopp wie bei der letzten Parade mußten seine zwanzig Mann gegen den Engpaß anrennen. Der Galopp gelang vorzüglich; die Reiter blieben in der vorgeschriebenen Entfernung voneinander. Als sie aber mit ihren schäumenden Gäulen dicht vor dem Hohlweg haltmachten, wurden sie von einem Hagel von Lanzen und Pfeilen überschüttet, so daß ihrer viele getötet wurden und keiner unverwundet blieb. Jetzt brachen die Räuber hervor, um den Verwundeten den Garaus zu machen. Da hob sich Wulldis, dem ein Pfeilschuß den rechten Arm kampfunfähig gemacht hatte, in seinen Steigbügeln und rief mit der schmetternden Stimme, die er an seinem Obersten bewunderte: „Ergebt euch, ihr elenden Räuber. Wir haben einen schönen Galopp geritten und ich habe, wie ihr sehen könnt, alle Troddeln und die anderen Zierate. Wenn ich will, kann ich auch fliegen.“

Die Räuber besorgten unbekümmert ihr Geschäft, den Verwundeten die Gurgeln durchzuschneiden; nur zwei von den Reitern vermochten zu entfliehen. Zu Wulldis trat der Anführer der Räuber heran und sagte mit grimmigem Lachen: „Du magst frei ausgehen, vielleicht wirst du zu unserem Heile noch ein Heeresfürst. Du bist ein Narr.“

Da ein Räuber ganz gewiß immer die Unwahrheit redet, freute sich Wulldis über das Urteil des Feindes. Er grüßte militärisch mit der linken Hand und sprengte davon, seinen Hauptmann aufzusuchen. Er ritt dahin und dorthin, hatte nach Sonnenuntergang seinen Haufen noch nicht gefunden, irrte im Dunkeln weiter umher, bis er gegen Mitternacht zufällig auf seine Abteilung stieß. Er weckte den Feldscher und ließ sich den Arm ver-

binden; er verschaffte sich eine reichliche Mahlzeit und legte sich schlafen.

Am späten Morgen erst meldete er sich beim Hauptmann. „Brillante Attacke geritten. Achtzehn Tote. Verlust des Feindes unbekannt. Die Räuber bezeugten mir ihre Ehrfurcht und wagten es nicht, mich umzubringen. Meine Verwundung eine Schramme. Ich melde mich zum Dienst."

Der Hauptmann tobte. „Habe nur keine Zeit, mich mit deiner Erschießung aufzuhalten, du Narr. Scher dich zum Teufel. Zum Soldaten taugst du nicht. Vielleicht zu einem Könige. Werde aber lieber ein Schuster."

Weil Wulldis seinen Hauptmann für einen Mann von einigem Urteil hielt, folgte er seiner Meinung. Er verließ die Kameraden, packte seine Uniform mit allen Troddeln und den anderen Zieraten in ein Bündel und ritt in die Ebene zurück. Als er von ungefähr nach wenigen Tagen einen wandernden Schustergesellen traf, nahm er den Vorteil wahr, seinen Gaul gegen einen Lederschurz und des Schusters Handwerkszeug vertauschen zu können. Auch nahm er ein Stündchen lang Unterricht in der Schusterei und glaubte danach selbst die Erfindung gemacht zu haben, daß man zähes Leder mit einer spitzen Ahle durchlöchern könne. Dann schritt er fürbaß und grüßte das Handwerk in dem nächsten Städtchen.

Soldat wollte er erst dann wieder werden, wenn man ihm ein Heer zur Führung anvertraute. Zwanzig Mann ist zu wenig. Da bringt der Feind leicht achtzehn um, und der Hauptmann schimpft. Hat man ein Heer und sind davon zwanzigtausend Mann gefallen, so kräht kein Hahn darum. Na also. Später wollte er König werden.

*

Sein Handwerksmeister war ein sinniger Schuster, der an dem krausen Geschwätze des stattlichen Gesellen Gefallen fand. Er merkte wohl, daß Wulldis kein gelernter Schuhmacher war. Er ließ sich aber gern er-

zählen, wie dieser Jüngling ein wilder Soldat gewesen war, unzählige Räuber niedergestochen hatte und jetzt, des Blutvergießens müde, einen bürgerlichen Beruf ergreifen wollte; da Wulldis sich sonst recht geschickt anstellte, hoffte er aus ihm noch einen tüchtigen und denkenden Schuster machen zu können. Der mußte zunächst das Leder schmeidigen, das Garn pichen und abgelaufene Sohlen frisch benageln; so wurde Wulldis schon nach wenigen Monaten unter munteren Gesprächen ein brauchbarer Flickschuster. Als er darauf noch das schwierige Zuschneiden des Leders erlernt hatte, glaubte der Meister an ihm einen nützlichen Gesellen gefunden zu haben.

Der alte Schuster mußte über Land zu seinem kranken Bruder, den er zu beerben gedachte; drei Tage wollte er fortbleiben. Er reichte dem Gesellen eine ganze Rindshaut mit dem Auftrage, aus ihr nach einem Muster soviele Stiefel zuzuschneiden, wie die Rindshaut hergäbe. Und fort war der Meister. Nun war das Muster zufällig ein linker Stiefel, ein hoher linker Reiterstiefel. Der Geselle war nicht faul und schnitt aus dem Leder tapfer und behutsam sieben hohe linke Reiterstiefel zu; fand auch noch Zeit, drei davon aufs allerschönste zusammenzunähen.

Der Schuster kam zurück und schlug entsetzt die Hände zusammen. Weil er aber wieder eilig über Land mußte, um den Bruder jetzt auch noch zu begraben, warf er dem Gesellen eine zweite Rindshaut zu mit dem kurzen Befehl, jetzt für die rechten Füße zu sorgen. „Du trägst ja auch nicht zwei linke Schuhe, du trägst ja auch einen rechten und einen linken. Mach die rechten fertig, wie du sie trägst.“

Wulldis mußte eine Weile nachdenken. Endlich entschied er sich dafür, den Befehl seines Meisters wortgetreu auszuführen. Er hatte kleine Füße und trug an diesen Füßen niedrige Schuhe, die beinahe wie Pantoffel ließen. So nahm er sorgsam und zärtlich das Maß von seinem rechten Fuße, schnitt danach aus der Rindshaut

neunzehn Pantoffeln zurecht und hatte deren sechs recht zierlich fertiggestellt, als der Schuster heimkehrte, etwas schwer von dem genossenen Begräbnisweine.

Der Meister jammerte. Und als der Geselle sich mit dem Musterstiefel und dann mit der wörtlichen Befolgung des Befehls, „so wie du sie trägst“, ausredete, vergaß er seine ganze schusterliche Sinnigkeit und griff nach dem Knieriemen. „Lederverderber elendiger, ich werde dich bemustern und bewörtlichen, daß dir Sehen und Hören vergeht.“

Wulldis flüchtete hinter die kostbare Schusterkugel von Glas, in deren Nähe der Meister nicht loszuschlagen wagte. Wulldis machte sein gewinnendes dummes Gesicht; in seinen Augen leuchtete es auf und er rief: „Ich habe eine Erfindung gemacht, die dir mehr Geld eintragen soll, als zehntausend dieser schmierigen rechten oder linken Stiefel.“

Der Meister fand sofort seine Sinnigkeit wieder und ließ den Knieriemen sinken. „Eine Erfindung? Das ist noch das einzige, was ich dir Schurken zutraue. Du hast eher Raupen und Grütze im Kopf als Draht und Pech. Heraus mit der Erfindung, heraus mit der Goldgrube!“

Wulldis setzte einen Fuß vor und redete so laut und so schrill wie ein Feldherr vor dem versammelten Heere: „Du brauchst nur die Stiefel fortan ohne Sohlen zu machen. Von oben kann man nicht sehen, daß die Sohlen fehlen; und die Käufer werden froh sein, weil es sich mit bloßen Füßen besser springt, als auf dem harten Leder. Ich schenke dir meine Erfindung und führe dich einer glänzenden Zukunft entgegen. Du wirst an jedem Paar Stiefel zwei Sohlen sparen, also zwei Dreier. Du wirst zweimalhunderttausend Paar Stiefel verkaufen und sechsmalhunderttausend Silberpara gewinnen. Es kann auch etwas mehr sein; die genaue Rechnung überlasse ich den Rentmeistern. Du wirst die Schusterei aufgeben, dir ein Schloß kaufen und tausend Schriftrollen dazu. Hast du dann auch noch lesen gelernt, so kannst du stu-

dieren und sinnieren nach Herzenslust. Alles durch meine unvergleichliche, Kopf und Fuß beglückende, sonnengleich durch das Jahrhundert leuchtende Erfindung."

Der Meister setzte sich betrübt auf seinen Dreifuß und ließ die Nase hängen. „Ich weiß nicht, warum ich dich nicht totschlage. Aber ich kann nicht einmal böse auf dich sein, du Narr du mit deinem närrischen Selbstvertrauen. Wenn man dich so deinen Unsinn ausposaunen hört, laut mit großen Worten, daß man dich fast für vernünftig halten möchte, dann müßte man dir raten, ein Marktschreier zu werden. Oder auch ein denkender König. Für ein ehrliches Handwerk taugst du nicht."

Wulldis packte den Lederschurz und das Zeug zu der Uniform und den Waffen und ging auf den Markt, die Tätigkeit zu suchen, die sein lieber sinniger Meister ihm empfohlen hatte. „Wenn ich die Welt geschaffen hätte, hätte es keine verschiedenen Füße gegeben. Entweder lauter rechte oder lauter linke." Der Schuster jedoch schlief seinen Rausch aus und ging am nächsten Morgen seufzend daran, sieben große rechte Reiterstiefel und neunzehn kleine linke Pantoffel herzustellen. Denn das Erbe seines Bruders war zu gering, als daß er sich dem Sinnieren ganz hätte hingeben können.

*

Wulldis ging also auf den Markt, wo viele Meßbuden aufgeschlagen waren, und ließ sich von einem Zauberer als Ausrufer anwerben. Der zog ihm einen roten Rock an und setzte ihm eine spitze rote Mütze auf; Rock und Mütze waren mit goldenen Sternen und Kometen und Tierzeichen beklebt. Der neue Marktschreier stellte sich auf das Gerüst vor der Zauberbude und fühlte sich nicht wenig in seiner Gewandung; aber er wußte nicht, was er ausrufen sollte. Da hörte er vor der nächsten Bude ein Kalb mit zwei Köpfen und acht Füßen anpreisen; neugierig stieg er hinunter und betrat dieses Zelt; das

Kalb war zwar tot und roch übel, hatte aber wirklich zwei Köpfe und acht Füße. Da ergriff den guten Wulldis eine hohe Begeisterung für seinen neuen Beruf; er trat heraus und begann die Menge mit flammender Beredsamkeit zur Besichtigung des Wunderkalbes anzulocken. Aber der angestellte Kalbausrufer bestand auf seinem Rechte, drohte und jagte ihn fort.

Ebenso ging es dem armen Wulldis in der zweitnächsten Bude, wo ein Weib mit einem mächtig gewölbten Busen und einem Männerbarte zu betrachten war; als Wulldis auch die Reize dieses Ungeheuers den Leuten entgegenbrüllen wollte, wurde er von dem zugehörigen Ausrufer mit Schlägen fortgetrieben.

Inzwischen hatte der Zauberer seinen Mann vermißt, fand ihn jetzt endlich und zerrte ihn auf sein Gerüst zurück. „Du Tollkopf, du kannst von mir keine Bezahlung erwarten, wenn du den Schwindel der Nachbarbuden ausschreist. Du mußt meinen Schwindel ausschreien. Du mußt verkünden, daß ich alle auf dem Markte übertreffe, daß ich Wasser in Wein verwandle und Blei in Gold. Was du willst!“

Das ließ sich Wulldis nicht zweimal sagen. Während noch die Sehnsucht nach dem Kalbe und der bärtigen Frau in ihm wach war, begann er mit gellender Stimme: „Bürger, die ihr das Wunderbare liebt, schön ist das Kalb mit zwei Köpfen und schön ist das Weib mit dem gewölbten Busen und dem Männerbart. Aber da sollt ihr nicht hingehen. Denn hier ist der größte Schwindler des ganzen Marktes. Er will euch seine Kunststücke vormachen. Wollt ihr aber das wunderbarste Wunder dieser Zeit und aller Zeiten erleben, so müßt ihr hier den günstigen Augenblick abwarten. Durch der Götter und der Geister Gnade kann ich fliegen, wenn ich will. Überhaupt . . .“

In diesem Augenblicke flog Wulldis, vom Besitzer der Zauberbude kräftig gestoßen, vom Gerüst hinunter. Die Zuschauer lachten. Und als Wulldis sich eilig davon

machte, hörte er sie, die hinter ihm herriefen: „Ein Narr! Ein Narr! Ein verrückter Ausrufer!"

Als Wulldis weit genug entfernt war, zog er hinter der einsamen Bude eines Sternguckers seine roten Zaubererkleider aus, um sie nachher in sein Bündel knüpfen zu können. Es war spät geworden und seine lauten Reden hatten ihn durstig gemacht; er suchte einen Weinschank auf und ließ sich einen Krug bringen. Während er trank, nahmen viele Budenbesitzer, Marktschreier und Ungeheuer auf den nächsten Bänken Platz. Das bärtige Weib zog den Busen unter der Jacke hervor und trocknete sich die haarige Brust. Ein sprechender Affe nahm die Affenmaske vom Kopfe. Ein Mann mit Eselsohren legte die Eselsohren in seinen Sack. Sie beredeten den Gang der Geschäfte und klagten über das schlechte Jahr; alle belustigten sich endlich über die Einfalt des Neulings vor der Zauberbude, der nicht einmal für einen Ausrufer genug Witz hatte. „Wenn ich so ein Narr wäre wie der," sagte der Mann mit den abgelegten Eselsohren, „und hätte für die Weiber ein so glattes Gesicht, so würde ich ein Ausrufer des Gottes geworden sein. So einer braucht kein einziges neues Wort zu erfinden, hat satt zu essen und wird von den Menschen immerhin besser geehrt als andere Marktschreier."

Da wußte Wulldis wieder, was er zu tun hätte. Er trank den Rest seines Weines aus und ging einen Dienst suchen als Marktschreier des Gottes. Er wollte besser geehrt werden als andere Marktschreier.

Noch lieber wäre er freilich sein eigener Marktschreier geworden.

Mit Sonnenaufgang gelangte er in ein Tal, das um seiner vielen Einsiedeleien willen bekannt war. Tagelang wanderte er von einer heiligen Stätte zur anderen und bot seine Dienste als Gebetrufer an. Überall wurde er abgewiesen; aber er gewann Zeit, um die Worte und die Töne und die Gebärden der Gebetansager auswendig zu lernen. Endlich am fünften Tage kam er

zu dem entlegenen Heiligtum eines Seitentals, wo man just in Verlegenheit war, weil der bisherige Ausrufer sich kürzlich einer Seiltänzergruppe angeschlossen hatte und ohne Abschied davongelaufen war. Wulldis erhielt die Bedienung und trat sein Amt noch am gleichen Abende an, zur vollen Zufriedenheit der Priester und der frommen Bevölkerung.

Der neue Ausrufer des Gottes war stolz auf sein rohseidenes geistliches Gewand, noch stolzer auf seine ausgezeichnete Stellung. Nicht nur, daß er auf seinem Türmchen so hoch über den gemeinen Betern stand bei der Sonne Aufgang und Untergang; auch sonst stand er über dem Haufen, bestimmte die Zeit des Gebetes, war ein Befehlshaber. Er war es, der Aufgang und Untergang anordnete, selber so etwas wie ein Gott.

Trotzdem wurde ihm die Regelmäßigkeit des Dienstes schon nach einigen Wochen zu eintönig. Sein Erfindungsgeist regte sich wieder.

Dem gemeinen Haufen voraus sein, das war was! Eines Abends rief er zum Morgengebet und war so der ganzen übrigen Welt um einen halben Tag vorausgeeilt. Dabei blieb er; aus dem Abend machte er den Morgen, aus dem Morgen den Abend. Viele Tage beachtete niemand die Änderung in den Worten; als ein altes Bäuerlein endlich aufmerksam wurde, mußte Wulldis den richtigen Ruf rufen. Er aber stellte sich einfach vor, daß er jedesmal den Ruf zum Morgen- und Abendgebet des folgenden Tages sang; so war er der übrigen Welt gleich einen ganzen Tag voraus. Oh, er war schlau!

Danach war es ein leichtes, in seiner Vorstellung ein ganzes Jahr, ja am nächsten Morgen ein ganzes Jahrhundert zu überspringen. So war der verkannte Wulldis, der fliegen konnte, wenn er wollte, dem gemeinen Haufen und den Weisen von Kurdistan um hundert Jahre voraus.

Weiter. Nach alter Lehre mußten die Beter, während sie die aufgehende Sonne um ihre Gunst anflehten,

zuerst die Lende und dann die Stirn mit der flachen Hand berühren; das Gebet war ohne diese beiden Bewegungen bekanntlich wirkungslos. Wulldis hatte eine Eingebung gehabt. Erst die Lende, dann den Nabel, nach dem Nabel erst die Stirn berühren, das allein sei der Sonne wohlgefällig; denn die Sonne sei der Nabel der Welt. Wulldis predigte die neue Lehre und fand rasch einigen Anhang bei der Jugend des Tales.

Das durfte nicht geduldet werden. Die Frage war nur, ob man den frechen Ketzer als einen vom Teufel Besessenen verbrennen oder als einen Narren fortjagen sollte. Als die Gemüter sich in der Versammlung erhitzten, erhob sich ein alter Mönch, den niemand kannte, der von India gekommen zu sein schien, und sprach solchergestalt:

„Nicht darum handelt es sich, ihr Mönche, ob dieser Mann ein Besessener oder ein Narr ist. Nur darum handelt es sich, ihr Mönche, ob wir das eine oder das andere von ihm aussagen. Erklären wir ihn für einen Besessenen, so glaubt das fromme Volk erst recht an ihn, wir haben eine neue Sekte und die Nabelberührung ist unausrottbar. Wollet also beschließen, ihr Mönche, daß ihr den Mann als einen Narren laufen lassen werdet. Die jüngeren und heißblütigeren Brüder mögen ihn überdies verfluchen, wenn sie eine nützliche Wirkung von ihrem Fluche erwarten.“

So wurde Wulldis, der Ausrufer des Gottes, als ein Narr aus dem entlegenen Tale vertrieben, wurde überdies recht artig verflucht.

Er ging stolzer von dannen, als er seine anderen Bedienungen verlassen hatte. Als Ausrufer Gottes hatte er doch Großes gewirkt, hatte beinahe eine neue Religion gegründet. Als ob ein Narr das vermöchte!

*

Wulldis verließ das gottesfürchtige Tal; aber er legte das rohseidene Gewand nicht ab, denn er hatte an dem geistlichen Handwerk und Mundwerk Gefallen gefunden.

Dieses bot die Möglichkeit, sein eigener Herr zu sein, fast ohne jede Aufsicht, fast ohne jeden Vorgesetzten. Ihm war in seinen Kinderjahren zu Ohren gekommen, noch höher als ein Priester werde im Lande India der beschauliche Einsiedel geschätzt. Alle Geheimnisse der Natur erforschen und jeden Tag drei neue Entdeckungen machen! Als Einsiedler hatte er ja nichts anderes zu tun. Brauchte kein Leder zu klopfen, keine Räuber totzustechen, zu keinem Zauberschwindel und zu keinem Gebete zu rufen. Gewiß hatte der Mann mit den falschen Eselsohren das Einsiedelleben gemeint.

Er zog im Lande hin und her, den schönsten Platz für eine Einsiedelei auszufinden, bis er von ungefähr in ein Walddorf kam, dessen Bewohner sich schlecht und recht vom Kohlenbrennen ernährten. Hier erfuhr er, daß im dichtesten Walde ein Einsiedel lebte, ein sehr heiliger Mann, der mit seines Gottes Hilfe nach eigenem Willen Regen oder Sonnenschein machen konnte. Es gelänge nicht immer, aber es wäre doch wunderbar. Einen lieberen Genossen konnte sich Wulldis gar nicht wünschen.

Er ließ sich in dem gleichen Walde als Einsiedel nieder, unter einem gewaltigen Bananenbaume, nur wenige hundert Schritte von dem Regenmacher entfernt; zwischen den säulenartigen Stämmen des Baumes schlug er eine einfache Hütte zusammen; die Vögel und Affen und Eichhörnchen der ausgedehnten Krone waren ihm eine lustige Gesellschaft. Er erzählte den Kohlenbrennern gleich, daß er fliegen könnte, wenn er wollte. Die stillen Menschen, die gleich ihm einen Sinn für das Wunderbare hatten, zweifelten nicht und versprachen, ihm ebenso wie dem Regenmacher die tägliche Atzung zu bringen, wenn er dagegen bereit wäre, bei ihnen zu bleiben und für sie alle andächtig zu sein.

Andacht war kein eintöniges Geschäft, und hübsche Gebete hatte er bei den Mönchen so nebenbei auch gelernt. Weil er nun eine gar helle Stimme hatte und ganz

und gar unverständlich predigen konnte, gewannen ihn die Dorfleute lieb, und er bekam bald ebenso reichliche Schüsseln Reis wie der Regenmacher. Und als die Kohlenbrenner erst bemerkt hatten, daß Wulldis, der ja in seinem versteckten Geldbeutel noch den Talisman besaß, durchaus jedes Geldgeschenk abwies, unterschieden von allen anderen Einsiedeln, da wuchs sein Ansehen von Tag zu Tag. Man nannte ihn mit scheuer Ehrfurcht den „Einsiedel, der keinen Dreier nimmt", und man brachte ihm als Entgelt oft genug Leckerbissen, je nach der Jahreszeit: die ersten Waldbeeren, das erste Wildgeflügel und prächtige Fische. Wulldis ließ sich alles trefflich schmecken, gedieh zusehends und sang immer inniger.

Der Regenmacher, ein häßlicher, alter, habgieriger und neidischer Mann, hatte den Eindringling von der ersten Stunde an nicht gern in seiner Nähe gewußt. Als Wulldis aber im Dorfe immer beliebter wurde, als der Regenmacher gar, wenn er um den Banianenbaum herumstrich, Bratengeruch schnüffelte, da geriet er vor Mißgunst außer sich. Er versicherte den Weibern, die ihm die Nahrung brachten, der Neue wäre ein Betrüger; umsonst, die Kohlenbrenner und erst recht die Weiber blieben dem jungen Einsiedel treu. Da beschloß der Regenmacher, etwas von dem Überflusse des Fliegers durch geheuchelte Freundschaft auf seine magere Tafel zu bringen. Er suchte den Nebenbuhler zum ersten Male auf, redete bewundernd von seinem Banianenbaume und von seiner schönen Stimme und klagte endlich, daß man ihn im Alter Hunger leiden ließe. Seit Monaten sei nichts in seine Schüssel gekommen als elender Reis in Wasser abgekocht. Der jüngere Bruder habe es soviel besser. Ja, die Weiber! Es rieche ganz vertrackt um seine Hütte herum.

Von da ab ließ Wulldis dem alten häßlichen Manne mancherlei zukommen: einen Rebhuhnflügel, eine Hasenleber, den Kopf oder den Schwanz eines Fisches. Die

besten Stücke behielt der Flieger für sich. So reizten die kleinen Gaben nur sehr unsanft die Gier des Regenmachers. Eines Abends, als seine lange Nase auch noch Weinduft eingesogen hatte, erschien er plötzlich wieder bei Wulldis, diesmal in ganz veränderter Haltung, um gleichen Anteil an dem Wohlleben zu fordern.

„Früher war ich hier der Hahn im Korbe, auch bei den Männern. Du bist gekommen, jung und glatt, und hast mich verdrängt. Der Lauf der Welt. Aber ich lasse mich von dir nicht so unterkriegen, wie ich damals meinen Vorgänger untergekriegt habe, den falschen Feuerfresser. Ich bin noch nicht so dem Ende nahe, wie der damals war; ich habe noch Zähne und kann beißen. Wir Einsiedel wollen uns doch nicht auch noch untereinander betrügen. Du kannst ebensowenig fliegen, wie ich Regen machen kann. Das weißt du ganz gut."

Den Zweifel an seiner Fliegerkunst hätte Wulldis am Ende geduldig hingenommen; viele schon hatten an ihm gezweifelt. Daß er aber selbst an sich nicht glaubte, das durfte er nicht anhören. Er holte aus und traf den falschen Regenmacher mit der geballten Faust auf den ungewaschenen Mund; der, nicht faul, erwiderte den Schlag. Es gab in der Hütte und dann draußen unter dem Banianenbaume eine erschreckliche Prügelei zwischen den beiden Einsiedeln. So oft der Regenmacher Luft bekam, rief er: „Du wirst mir nicht einreden, daß du ein Narr bist! So dumm bist du nicht! Ein Betrüger bist du, wie wir alle! Du Bratenfresser! Du Fischsuppenschlecker!" Und wenn Wulldis Luft bekam, rief er ingrimmig immer wieder: „Du lügst, ich weiß nicht, daß ich nicht fliegen kann! Nichts weiß ich, du Schuft." Und da Wulldis der jüngere und stärkere war, trieb er den falschen Regenmacher schließlich in seine Klause zurück; es dauerte lange, bevor die Beulen der beiden Einsiedel verheilten.

Man hat niemals herausbringen können, ob nachher, nach zwei Monaten einer ununterbrochenen Sommer-

glut, ein unglücklicher Zufall die Schuld trug, oder ob Wulldis in seiner Narrheit, ob der Regenmacher in seiner verbissenen Wut das Verbrechen beging. Genug daran, der Wald, der den beiden feindlichen Einsiedeln Obdach bot, war eines Nachts am südlichen Ende in Brand geraten. Die Dorfleute kamen zu dem Regenmacher gelaufen, der heilige Mann möchte von seiner Begnadung Gebrauch machen und das Feuer durch einen ausgiebigen Regen löschen. Der alte Einsiedel hatte seine Lenden schon gegürtet und einen festen Knotenstock abgeschnitten. Als man ihn nun drängte, lachte er mit einem Galgenlachen und schrie: „Jetzt findet ihr den Weg zu mir, ihr Lumpenpack, sogar bei Nacht. Für Reis, in Wasser abgekocht, lasse ich nicht regnen. Hättet ihr mir besser zu fressen gegeben! Euer Reis steigt mir ohnehin schon zum Halse heraus. Einen Dreck werde ich euch!“ Und der Einsiedel nahm die Beine über die Schultern; er lief davon und lief und machte viele Stunden nicht halt.

Aufgebracht fanden die Kohlenbrenner und die Weiber durch den Feuerschein den Weg zu der Hütte ihres lieben Fliegers. Der wäre wirklich ein heiliger Mann und würde das Feuer durch seine helle Stimme zum Stehen bringen. Wulldis fing sofort wunderschön zu singen an, ein Lied gegen das Feuer; er sang so schön, wie er noch nie gesungen hatte, er sang bis zum Morgengrauen; doch es fleckte nicht; der Feuerschein breitete sich immer weiter aus und die Hitze des Brandes rückte immer näher. Da rief ein junger Kohlenbrenner, dessen Liebste gar zu schwärmerisch von dem heiligen Flieger zu reden pflegte: „Nun merkt ihr doch, daß er ebenso ein Betrüger ist. Er kann gar nicht fliegen.“

In wilder Aufregung umringte die Menge den armen Wulldis, der auch sein strahlendes Glaubensgesicht gegen die Miene verzweifelter Dummheit vertauscht hatte. „Jetzt zeige, daß du fliegen kannst! Oder wir binden dich an deinen Baum fest, der heiliger ist als du, und lassen dich verbrennen.“

Wulldis hob ein einziges Mal die Schultern, als wollte er das Bewegen von Flügeln andeuten; dann blieb er unbeweglich stehen, völlig verdutzt. Eine Glutwelle wehte heran. Rasend vor Angst und Empörung wollten einige Männer den falschen Flieger schon binden. Unter Schreien und Wehklagen der übrigen. Da glaubten die Leute einen ehrwürdigen Bettelmönch, wie sie im Lande India zu Hause sind, aus der Tiefe des Waldes hervorschreiten zu sehen, der die Hände abwehrend gegen den Feuerschein hob und wieder verschwand. Der Tumult legte sich. Ein junges Mädchen erhob ihr ängstliches Stimmchen und rief: „Er ist kein Betrüger! Er kann fliegen, wenn er will. Ich selbst habe ihn jüngst in einer Sturmnacht an meinem Fenster vorüberfliegen sehen. Er kann nur jetzt nicht fliegen, weil er nicht wollen kann. Der falsche Regenmacher hat unserem allerliebsten Einsiedel den Willen verhext."

Dem guten Wulldis wurden die Augen feucht, solches Mitleid empfand er für sich selbst. Ganz gewiß, ihm war der Wille verzaubert worden, aber nicht erst heute, vom Regenmacher. Nein, viel früher, in seiner Kindheit schon, war ihm der Wille verzaubert worden. Man hatte ihm den Willen krank gehext. Jetzt war ihm alles klar. Es lag nicht an seiner unzweifelhaften Fliegerkunst, es lag nur an seinem kranken Willen. Gern hätte er den Leuten das dargestellt; aber er konnte nicht sprechen. Er war so willenlos, daß er ohnmächtig niederfiel. Da war aber auf seinem Gesichte im Feuerschein eine so rührende Glaubensandacht zu erblicken, daß auch die schlimmsten Männer wieder an seine Unschuld glaubten. Als eine neue und noch heißere Glutwelle die Menge in die Flucht trieb, ließ man ihn nicht elend liegen; alte Männer und junge Frauen hoben ihn auf und retteten ihn mit sich ins Freie, in das Dorf.

Aus der Ohnmacht geriet Wulldis in einen tiefen und festen Schlaf. Als er gegen Abend erwachte, hörte er, daß eine Stunde nach Sonnenaufgang ein Gewitterregen

niedergeprasselt wäre, den Brand gelöscht und den größten Teil des Waldes für das Gewerbe der Kohlenbrenner erhalten hätte. Vielleicht hatte sein Gesang das Wunder bewirkt, vielleicht hatte der Mönch, der so geheimnisvoll, von Wulldis nicht gesehen, im Augenblicke der höchsten Not erschienen war, die Wolken gesammelt. Nur ein heiliger Einsiedel sollte Wulldis nicht mehr sein wollen, weil viele von den Männern doch einmal an seiner Fliegerkunst zweifelten; und Wulldis selbst war unsicher geworden, ob der Beruf der Beschaulichkeit ihm den kranken Willen so stark würde werden lassen, daß er einst seine Fliegerkunst zeigen könnte.

Da die Männer und Weiber ihn aber gern verpflichtet hätten, bei ihnen zu bleiben, wurde nach vielem Durcheinanderreden der Vorschlag des ältesten Kohlenbrenners angenommen, den Einsiedel, der keinen Dreier nahm, zum Richter einzusetzen. Überall weit in der Runde klagten die Bauern darüber, daß die Richter bestechlich wären, das Recht zugunsten der Reichen beugten und die Armen bedrückten. An dem unbestechlichen Wulldis werde man einen gerechten Richter haben.

So wurde der Einsiedel, der nicht fliegen konnte oder nicht fliegen wollte, auf die Fürsprache der Kohlenbrenner zum Richter des Bezirks gewählt.

*

Ihm schien nichts mehr zum Glücke zu fehlen. Ein bestimmtes Gefühl sagte ihm, daß das dunkle Richterkleid noch mehr Ehre brachte als das rohseidene geistliche Gewand, das er jetzt sorgfältig zusammenpackte. Als Richter war er ein kleiner König, mehr als ein König; der König gab zu den Urteilen nur seinen Namen her, der Richter seinen Verstand.

Wie wollte Wulldis seinen Verstand glänzen lassen! Daß er unbestechlich war, das verdiente gar kein Lob; sein Beutel enthielt mehr Gold als alle Kohlenbrenner seines Bezirks besaßen. Aber sein unbestechlicher Ver=

stand! Er nahm sich vor, alle Richter an Witz zu übertreffen, von denen die Sagen und Lieder erzählten. So konnte er als Richter eines entlegenen Bezirks Unsterblichkeit erlangen; seine Sprüche würden mit Hilfe seiner Erfindung, der Schreibekunst, gesammelt werden zu einem ewigen Gesetzbuche für Kurdistan, für Asien.

Doch der neue Richter mußte lange warten, bevor das erste Urteil von ihm gefordert wurde; die Kohlenbrenner waren nicht händelsüchtig. Als es aber endlich zu einem Rechtsstreite kam, verriet Wulldis die freundliche Neigung, immer demjenigen Glauben zu schenken, der zuletzt redete. Ein Mann hatte einen Baum gefällt, ein anderer Mann hatte diesen Baum zu Kohle gebrannt; Wulldis sollte entscheiden, welchem von den beiden Männern die Kohle zugehörte; der gute Richter sprach sie erst dem Holzfäller zu, dann dem Kohlenbrenner; und als die beiden Gegner weiterstritten, bald dem einen, bald dem anderen.

Als Wulldis dieser freundlichen Neigung bei einigen anderen Gelegenheiten folgte, entstand in seinem Bezirke so etwas wie eine Geschichte, die sich von Mund zu Munde über Kurdistan verbreitete, dann von Land zu Land wanderte, und bis auf unsere Tage überall auf der bewohnten Erde nacherzählt wurde. So daß Wulldis es wahrlich zu einer Art Unsterblichkeit brachte. Nach dieser Geschichte hätte der gute Richter zu dem einen Gegner gesagt: „Du bist im Recht“; sodann zu dem anderen Gegner: „Du bist im Recht“; und als der Gerichtsschreiber bemerkte, nach der Sitte der Gerichtshöfe müßte einer von beiden im Unrechte sein, hätte der gute Richter ausgerufen: „Jetzt bist du im Recht, Gerichtsschreiber!“

Die Dorfleute hatten für diese Neigung ihres lieben Wulldis ein feines Verständnis. „Weise ist unser Richter. Es ist an dem, daß fast immer beide Parteien im Rechte sind. Darum ist Streit nicht gut. Weise ist unser Richter.“

So gewöhnten es sich die Leute langsam ab, vor Gericht eine Entscheidung zu verlangen; sie ersetzten die Streithändel, die doch zu nichts führten, durch ausgiebige Raufhändel. Als Wulldis auch dann, wenn ein Strolch des Diebstahls angeklagt worden war, zuerst dem Kläger beipflichtete und dann dem Angeklagten, führten die Kohlenbrenner den schlichten Brauch ein, den Beschuldigten entweder derb durchzubleuen oder kurzerhand aufzuhängen, je nach dem Werte des entwendeten Gutes.

„Weise ist unser Richter. Der die Gans gestohlen hat, mag wahrlich mit Fug behaupten, daß er stärkeren Hunger hatte als der Besitzer. Wir aber sind nicht weise und wollen ihn aufhängen."

So war Wulldis über ein Jahr lang ein guter Richter des Bezirks, zur vollen Zufriedenheit der Kohlenbrenner; die Weiber freilich beachteten ihn kaum mehr, seitdem er das helle geistliche Gewand abgelegt hatte und nicht mehr singen durfte, weil ein Richter nicht singen darf. Er hatte in diesem Jahre noch kaum einen Spruch gefällt, der für das künftige Gesetzbuch Asiens aufgeschrieben zu werden verdiente. Da wurde ihm unversehens ein Handel zur Entscheidung vorgelegt, bei dem es durch die Natur der Sache ausgeschlossen war, beiden Parteien recht zu geben. Zwei Frauen kamen aus einem Gebirgsflecken in das Dorf, die ältere mit einem einjährigen Kinde auf dem Arm; jede der beiden behauptete, sie wäre die Mutter des Kindes. Der gute Wulldis nahm mit einiger Sicherheit an, daß nur eine die Mutter sein könnte; die Entscheidung war schwer. Da kam ihm plötzlich die flackernde Erinnerung, unklar und verkehrt, daß in fernsten Zeiten ein ruhmvoller König sich in einem ähnlichen Handel durch seinen Scharfsinn ausgezeichnet hatte. Wulldis wollte für seinen Spruch von den Märchenerzählern ebenso gepriesen werden.

Er reichte das Kind dem Büttel, der es auf Befehl des Richters mit einem wuchtigen Schwerthiebe in zwei

ganz gleiche Teile zerhauen mußte. Beide Frauen schrien entsetzt auf. Wulldis aber sprach zum Büttel: „Gib jeder der Frauen eine Hälfte. Welche von ihnen die meisten Tränen vergießen wird, die soll als die wahre Mutter anerkannt werden und auch die andere Hälfte erhalten.“

Das jüngere Weib war wie von Sinnen und versuchte unter jammervollem Stöhnen die blutigen Stücke aneinander zu fügen; die ältere rannte schreiend durch das Dorf und berichtete den Vorfall. Da bewaffneten sich die Frauen und Mädchen mit Waschhölzern und Herdspießen, stürmten das Gerichtsgebäude, schlugen auf den erstaunten Wulldis ein und trieben ihn über das Weichbild des Kohlenbrennerdorfs hinaus.

„Narren wir selbst, daß wir einen Narren wissentlich zum Richter gemacht haben.“

Wulldis aber dachte: „Es gibt keine Gerechtigkeit für mich, so will ich auch kein Richter mehr sein. Nach dem Vorbilde eines Weisen, eines großen Königs, habe ich gehandelt, und diese Leute behandeln mich dafür wie einen Narren.“

*

Auf seiner Flucht ruhte der arme Wulldis nicht, bevor er nicht in der höchstgelegenen Niederlassung angelangt war, nicht weit vom Eise des Hochgebirges. Mitleidige Hirten gewährten dem traurigen Fremden Nahrung und Unterkunft.

Es ist nicht zu sagen, wie traurig Wulldis war. Sein verzweifelt dummes Gesicht war noch nicht einmal imstande, seine ganze Bestürzung und seine ganze Bitterkeit auszudrücken. In immer neuen Hantierungen, in immer neuen Gewändern hatte er sich bemüht, die Menschen auf eine höhere Stufe zu heben. Und das war sein Lohn! Die undankbaren Menschen verdienten gar nicht, daß der begnadete Wulldis unter ihnen lebte. Er wünschte sich den Tod.

Die Hirten aber, die die Trauer des ansehnlichen jungen Mannes gern verscheucht hätten, waren so gut zu ihm, daß er ihnen nach kurzer Zeit wieder sein stilles Glaubensgesicht zu zeigen anfing. Ihn liebten ja alle, die ihn sahen und gar nicht kannten. Er sah liebenswert genug aus mit seinen siegenden Augen und mit dem kleinen braunen Bärtchen, das über seiner Oberlippe sproßte. Wahrhaftig, er war auf der Wanderung, in den Abenteuern vom Trommler zum Richter beinahe zwanzig Jahre alt geworden.

Er gedachte bei den Hirten des Gebirges als ein Hirte zu bleiben. Aber es stand wohl in dem Buche seines Schicksals geschrieben, daß er sein Gewerbe in den nächsten Monaten noch schneller wechseln sollte als bisher.

Zur Sommerszeit kamen von den Inseln der aufgehenden Sonne reiche Fremde ins Hochgebirge und suchten einen Führer über die Gletscher. Die Hirten kannten den Weg, hatten aber keine freie Zeit; Wulldis hatte Zeit genug, kannte aber die Wege nicht. Das machte ihm wenig Kummer; er übernahm die Führung der Reisenden mit Eifer und versprach, ihnen von der höchsten Bergspitze aus ein Landschaftsbild zu zeigen, wie es noch kein Bewohner der Inseln der aufgehenden Sonne vor Augen gehabt hätte. Er hätte darauf schwören mögen, diese ungeheure Aussicht schon einmal genossen zu haben. Er wurde nicht müde, diese unbeschreibliche Aussicht zu beschreiben, während er mit den Fremden rüstig aufwärts kletterte über Felsen und über Gletscher und wieder über Felsen und über Gletscher. Er redete und redete, er blieb stehen und redete; die Reisenden blieben stehen und lauschten ihrem kenntnisreichen Führer. Und es machte wirklich nichts aus, daß er die Kuppen des Gebirges mit Namen benannte, wie sie ihm gerade einfielen; er beschloß, die Kuppen sollten seine Namen für ewige Zeiten behalten.

Am frühesten Morgen waren sie aufgebrochen und erst in der Abenddämmerung hatten sie zwischen zwei

Schneegipfeln den Kamm des Gebirges erreicht. Wieder stapften sie über einen Gletscher, der Führer voran. Über weichen Schnee. Plötzlich hörte Wulldis einen furchtbaren Aufschrei; im selben Augenblicke stand neben ihm ein Greis in Hirtengewand und half ihm mit seiner festen Hand auf einen breiten Stein springen. Die Schneebrücke, die er ahnungslos betreten hatte, war hinter ihm zusammengebrochen, und die Inselbewohner waren alle miteinander in einen Abgrund gestürzt. Wulldis machte eines seiner dümmsten Gesichter und wollte den Greis bitten, auch die Reisenden zu retten; aber die Erscheinung war wieder verschwunden. Da fuhr es ihm freilich durch den Sinn, die ihm befreundeten Hirten zu Hilfe herbeizuholen; er hätte aber eingestehen müssen, daß er kein guter Führer gewesen war, und das paßte ihm nicht. So kletterte und stolperte und sprang und fiel er immer talwärts unter dem Scheine des Halbmondes, bis er auf der Ostseite des Gebirges gegen Morgen auf eine bewohnte Hütte stieß. Er war auf den Tod erschöpft. Er aß und schlief und schlief und aß, bis er wieder völlig zu Kräften kam.

Unwissentlich hatte er die Grenze Kurdistans überschritten. Das war schön; es ist ein Gewinn, andere Völker und Sitten kennen zu lernen. Er ließ sich erzählen, daß dieses fremde Land von einem unfehlbaren Gottpriester beherrscht wurde. Bald wanderte Wulldis nach der Tempelburg dieses Fürsten, um ihm seine Ehrfurcht zu bezeugen; einstweilen, bis daß er selbst so ein Gottpriester wurde. In der Tempelburg wurde er zuerst mit Mißtrauen aufgenommen und sogar mit einer gottesdienstlichen Abschlachtung bedroht. Als er sich aber vor dem Gottpriester, der schon ein Messer schliff, platt hingeworfen und ihm nach Landesbrauch innig die große Zehe geleckt hatte, wurde ihm Gastfreundschaft gewährt, und er stieg als ein neubekehrter Ausländer bald doppelt in Gunst. Weil er die Zehe so innig zu lecken verstand, sollte er sich eine Stellung im Lande aussuchen, so hoch

er sie wünschte: als Feldherr, als Hofbeamter oder als Lehrer.

Wulldis wollte nicht wieder Feldherr werden, weil die Zeit seiner soldatischen Großtaten bereits hinter ihm lag; Hofbeamter wollte er hier nicht werden, weil es dann zu seinen Obliegenheiten gehört hätte, jeden Morgen den Nachtstuhl des Herrschers unter Weihrauchschwingen durch die Hauptstraße der Stadt zu geleiten; er wurde also Lehrer an der Hochschule des Gottpriesterreiches. Er verließ sich darauf, daß er die Kenntnisse eines Hochschullehrers besäße.

Das Gewerbe war recht bequem. Es gab da ein altes dickes Buch über das Gottpriestertum; daraus brauchte Wulldis nur täglich einen Absatz vorzulesen und die Schüler diesen Absatz solange nachsprechen zu lassen, bis sie ihn auswendig wußten.

Es gefiel aber dem neuen Lehrer nicht, daß er dem alten Buche nichts von seiner eigenen Erfindung hinzufügen sollte. Er hatte eine seiner Eingebungen. Er wollte sich dadurch bekanntmachen, daß er die Richtigkeit des Gottpriestertums aus der Vernunft bewies. Und weil die Sprache im Lande des Gottpriesters nicht das kleinste Sterbenswort besaß für das, was im Kurdischen *Vernunft* hieß, so führte er das kurdische Wort *Vernunft* in seinem Beweise ein. Das sollte ihm aber schlecht bekommen. In keiner Sprache der Welt durfte das Wort *Vernunft* ausgesprochen, in keiner Weise sollte die Richtigkeit des Gottpriestertums bewiesen werden. Das alte Buch aufsagen und übrigens das Maul halten! Wer erst irgend etwas beweise, könne auch das Gegenteil beweisen!

Wulldis wurde für diesmal nicht verbrannt, weil der Gottpriester sich des innigen Leckens erinnerte und daraus den Schluß zog, der Lehrer besäße im Grunde doch die erwünschte Gesinnung; für die nächste Verfehlung aber wäre der Feuertod gewiß. Zur Strafe aber für seinen erstmaligen Lehrerhochmut wurde ihm der niedrigste

Dienst angewiesen, den der Gottpriester überhaupt noch bezahlte; Wulldis wurde Dorfschulmeister oder Kopfamme, wie man das in diesem Lande nannte.

Der Dorfschulmeister bekam die Knaben in die Hand, sobald sie einjährig geworden waren; um die Mädchen kümmerte sich der Gottpriester erst, wenn sie mannbar waren. Die Knaben mußten bei der Kopfamme, also bei dem Schulmeister, sprechen lernen, doch anders als die Kinder anderer Völker, ein wenig anders. Der Schulmeister sagte ihnen immer wieder eine einzige Lautfolge vor: „Der Gottpriester ist der Gottpriester." Wer diese Laute falsch nachsprach, wer auch nur einen einzigen Laut ungenau hervorbrachte, dem wurde das Köpfchen derb mit einem Stecken bearbeitet. Die meisten Knaben widersetzten sich diesem Unterricht dadurch, daß sie sich früh begraben ließen; die übrigen konnten in ihrem sechsten Jahre, als in welchem der Schulmeister sie zu entlassen hatte, nichts sprechen als den einzigen Satz: „Der Gottpriester ist der Gottpriester." Diese Knaben lernten später allerlei hinzu, was für Handel und Wandel brauchbar war; doch ihr Gehirn hatte sich unter der Furcht des Steckens so verhärtet, daß es niemals mehr einen Gedanken zu fassen vermochte, der dem Gottpriestertum widersprach.

Wulldis widmete sich seinem Lehrauftrage freudig. Nicht nur weil er der Lehrer war, o nein. Er fühlte sich ja längst als ein Gott, und Priester war er auch gewesen; so lag für ihn etwas Berauschendes darin, daß ein ganzes Volk nichts wußte, als den Glauben an den Gottpriester. Das war freilich ein viel gründlicherer Beweis als der aus der Vernunft; das Amt einer Kopfamme war ein königliches Amt. Sobald Wulldis einmal irgendwo König war, wollte er alle Erwachsenen seines Landes zu solchen Kopfammen machen und, weil Wulldis nebenbei immer für den Fortschritt war, sollten die Knaben und die Mädchen einzig und allein den Satz lernen: „König Wulldis kann fliegen und ist der Gottpriester."

Warum nicht gleich? Gleich auf der Stelle sollte die neue Zeit beginnen. Wulldis vergaß die Androhung des Feuertodes. Er schlug den Knaben nach wie vor auf die Köpfe, lehrte sie aber: „König Wulldis kann fliegen und ist der Gottpriester." Er war schön anzusehen in seiner Verzückung, als er die Worte von den Lippen der Knaben vernahm.

Doch schon wenige Wochen später kam der Schulaufseher, um die einfache Prüfung der Kinder vorzunehmen. Als der kleine fette Gottpriesterknecht den fürchterlichen Satz: „König Wulldis ... fliegen ... der Gottpriester", von allen Knaben zusammen einstimmig hersagen hörte, fiel er vor Schrecken um und war auf der Stelle tot. Wulldis benützte den glücklichen Zufall, um seiner Wege zu gehen; denn es roch ihm auf einmal nach Scheiterhaufen. Er ließ sich zum Abschied den herrlichen Satz noch einmal hersagen, gab jedem Knaben zum Andenken einen leichten Hieb mit dem Stecken über den Kopf und schritt eilig davon; immer südwestlich, um sobald wie möglich aus dem Lande des Gottpriesters und der Scheiterhaufen zu kommen.

Am zweiten Nachmittage gelangte er an das Ufer eines mächtigen Stromes, den zu durchschwimmen er sich nicht getraute. Da sah er ein Floß mit drei Männern die Strömung hinuntertreiben; sehr schnell, denn sie gebrauchten auch noch ihre Ruder. Er rief sie an. Wohin sie führen? Ob aus dem Lande des Gottpriesters hinaus? Ja, nach dem Lande India. Ob sie ihn mitnehmen wollten? Ja. Wieviel er dafür zu zahlen hätte? Zwei Silberstücke, wenn er sich auf den Balken ausstrecken, ein Silberstück, wenn er fleißig rudern wollte. Das Floß kam heran, er sprang hinauf, zahlte sein Silberstück und ruderte dafür wie ein Galeerensträfling.

Schon am dritten Tage endete die Fahrt nicht weit von der indischen Stadt, wo die Flößer ihr ganzes Fahrzeug als Bauholz zu verkaufen gedachten. Wulldis stieg an Land; die Schwielen an seinen Händen ertrug er gern. Hier roch es nicht mehr nach Scheiterhaufen.

Und wer weiß? Vielleicht blieb es im Lande des Gottpriesters bei der neuen Lehre, die er unter Lebensgefahr eingeführt hatte; vielleicht riefen ihn seine Schüler, wenn sie erst herangewachsen waren, zum Fliegen und zum Herrschen.

*

Wulldis kehrte in der gleichen Wirtschaft ein wie die Flößer. Nach dem Nachtessen trank man viel von einem starken Reisbranntwein, und die Holzflößer wurden bald zutraulich; sie berichteten ihrem Rudergaste, wieviel sie auf dieser Reise zu verdienen hofften. Wulldis staunte darüber, daß man sein Vermögen so leicht vermehren könnte: man brauchte ja nur einen Gebrauchsgegenstand von einer Stadt in die andere zu bringen. Das sei noch gar nichts, an Holz werde nur wenig verdient, eben nur der Arbeitslohn. Hier in der Stadt wohne ein grauer Indier, der sei durch Seidenhandel dickreich geworden. Er kaufe die Seidenballen im Osten für zehn Silberpara das Stück und verkaufe sie um den dreifachen Preis; da sei es nicht schwer, Kisten und Kasten mit Gold zu füllen. Nur könne man so etwas nicht anfangen, wenn man nicht vorher einen reichen Kaufherrn totgeschlagen oder einen Schatz gefunden habe.

Diese Grundzüge des Handels leuchteten dem guten Wulldis ein. Er hatte für den Anfang seinen Talisman auf der Brust, den Beutel, in welchem noch gegen vierhundert Goldmünzen lagen. Das war so gut wie ein gefundener Schatz, besser als Straßenraub. Wenn er seinen gesegneten Seidenhandel mit vierhundert Goldstücken begann, besaß er nach der ersten Reise zweitausend Goldstücke, so ungefähr, nach der zweiten Reise zehntausend, nach der hundertsten Reise konnte er das Land India kaufen und das Land der Gottpriesters dazu.

Er wollte diesmal besonders schlau zu Werke gehen und suchte darum vor seiner Ausreise den dickreichen Indier auf, um genau zu erfahren, wo und wie man billig

einzukaufen hätte. Der alte Seidenhändler schaute ihn bewundernd an, wie Wulldis glaubte, und gab ihm einen Brief in indischer Sprache mit, die Wulldis nicht verstand. Er dankte dem Indier und vertrödelte seine Zeit nicht. Er erstand einen mächtig großen Lastwagen und zwei kräftige Pferde; so trabte er lustig nach dem Osten, in die Landschaft der Seidenweber. Dort ließ er ausschellen, er wäre hergekommen, alle vorrätigen Ballen Seide zu den besten Preisen zu kaufen. Einigen angesehenen Zwischenhändlern legte er den Brief des Indiers vor; sie grinsten und nickten mit den Köpfen. Die Weber selbst ließen sich nicht lange bitten und brachten ihre Ware an. Zuerst wurde Wulldis verdrießlich darüber, daß sie wie auf Verabredung nicht zehn Para für den Ballen verlangten, sondern dreißig Para, den Preis also, den der Indier beim Verkaufe forderte. Dann aber freute er sich. „Je mehr ich für den Ballen bezahle, desto mehr verdiene ich. Immer wird das Dreifache verdient, oder so. Ich kaufe also den Ballen zu dreißig Para und verkaufe ihn zu hundert. Einfach."

Er tauschte also seine Goldmünzen eilig gegen Seidenballen um, wurde bei der Umrechnung in Silber nicht übermäßig betrogen, schichtete die Ballen auf seinen Lastwagen, schirrte die Pferde an und fuhr langsam nach der indischen Stadt zurück, von der er vor vierzehn Tagen ausgetrabt war. Lustig wie damals.

Einen kleinen Fehler schien er doch gemacht zu haben, als er sein ganzes Vermögen in Waren angelegt und nicht eine Wegzehrung zurückbehalten hatte. Die Gäule verlangten ihren Hafer und er selbst wollte am Ende auch nicht hungern. Da blieb nichts anderes übrig, als in jeder Herberge einen seiner Seidenballen zu verkaufen und den Wirt von dem Erlös zu bezahlen. Auffallend war es, daß er überall nur vier bis fünf Silberpara für einen Ballen bekam. Wulldis aber lachte schlau. Auf seiner nächsten Fahrt wollte er in dieser Gegend, wo die Seide so billig war, einkaufen und beim Verkaufe

schwören, er hätte dreißig Para bezahlt. Ob Wulldis rechnen konnte!

Wie gesagt, die Pferde konnten mit der schweren Last nur langsam vorwärts kommen. Es ging im Schritt, und Wulldis brauchte für den Rückweg an die zehn Tage. Die Zahl seiner Ballen war aber noch nicht merklich geringer geworden, die Last war noch nicht merklich kleiner, als in einer schlechten Herberge — auf dem letzten Wegdrittel — ein schwarzhaariger, schlitzäugiger Kerl, der des Nachts mit ihm die Stube geteilt und viel mit ihm geplaudert hatte, ihn des Morgens bat, mitfahren zu dürfen. Er verfolge die gleiche Straße; er werde gar nicht beschwerlich fallen; er werde im Hintergrunde des Stapels, wo ein Dutzend der Ballen schon fehle, niederkuscheln. Wulldis war gern einverstanden; so hatte man doch eine Ansprache.

Als die Pferde nun schwer im Schritt so weiter zogen und Wulldis von seiner Meisterschaft im Seidenhandel erzählt hatte, und daß er ungeduldig wäre, seinen Gewinn einzustreichen, rief der Kerl herüber: er wüßte ein Zaubermittel, die Last so klein zu machen, daß die Gäule bald wieder hurtig traben würden. Wulldis meinte mit Würde, das wäre nichts Besonderes; er hätte auch schon einmal über eine solche Erfindung nachgedacht. Doch der Kerl sollte nur versuchen, ob sein Zauber einschlüge.

Der lachte herüber, der Herr sollte nur auf die Pferde aufpassen und sich nicht umsehen; so würde er den Zauber bald gewahr werden.

Zuerst war nichts zu spüren; aber schon nach einer Viertelstunde zogen die Tiere fühlbar leichter an; sie gingen immer noch im Schritt, aber lebhafter, fröhlicher. Nach etwa einer weiteren Viertelstunde wieherte das Handpferd auf; und als Wulldis mit der Peitsche knallte, setzten sich die Pferde in einen scharfen Trab, als ob die Last von ihnen genommen wäre. Wulldis machte sich erst die Freude, noch einige tausend Schritte vorwärts

zu kommen; dann drehte er sich doch um, um dem trefflichen Zauberer seine Anerkennung auszusprechen.

Der Kerl war fort und mit ihm die Seidenballen, alle bis auf den letzten. Wulldis verstand den Zusammenhang nicht sofort. Dann fiel ihm schwer und langsam ein, daß es falsche Zauberer und andere schlechte Menschen auf der Welt gäbe; in India vielleicht noch mehr als in Kurdistan. Er hätte im Gefühle der erlittenen Kränkung gern geweint; aber er konnte nicht weinen und machte nur ein so verzweifelt dummes Gesicht, daß eine Schafherde am Wegrande ihn gemütvoll anblickte.

Er ließ die Tiere weitertraben und hatte binnen kurzem einen Bettelmönch eingeholt; der war zwar gewiß auch ein Indier, aber offenbar keiner von den Schelmen. So mußten die Pferde zum Stehen gebracht werden; Wulldis wollte seinen Kummer einer erbarmenden Menschenseele vorklagen. Ob der ehrwürdige Mönch nicht zu ihm auf den Wagen steigen wolle?

„Warum soll ich den guten Pferden ein Leid zufügen und wäre es auch nur ein kleines Leid. Ich bin nicht krank und kann zu Fuße gehen."

Da ließ Wulldis die mutigen Gäule, denen der scharfe Trab besser zu gefallen schien, langsam neben dem Bettelmönche Schritt halten und erzählte kleinlaut sein letztes Erlebnis.

„Darum also hast du ein so verzweifelt betrübtes Gesicht gemacht? Sei nicht traurig. Freue dich darüber, daß du die Last ohne eigene Mühe losgeworden bist. Sieh, wie deine Gäule sich freuen, die lieben klugen Geschöpfe. Sie sind nur zu selten besonnen und frei genug, ihren Reiter oder andere Lasten selber abwerfen zu können; der freie und besonnene Mensch sollte jederzeit abwerfen, was ihn quält, seinen Reiter oder seine anderen Begierden."

„Du träumst, Mönch. Es war doch nur dem Wagen eine Last, nicht mir. Mir war es Hab und Gut und ein Werkzeug. Ich habe das Werkzeug der Herrschaft verloren."

„Du schläfst, mein junger Bruder. Wärest du erwacht, du würdest freiwillig alle Last von dir fortwerfen, alles, was die Motten fressen, was der Rost verzehrt. Wenn deine Mutter krank wäre zu dieser Stunde, so wäre auch schon dieser kleinen Vorstellung gegenüber Herrschaft nur ein häßlicher Wunsch. Und wenn du als ein König erwachtest, so könntest du nichts Besseres tun, als die Reichskleinode herzugeben, eines nach dem anderen, du selbst zu sein, du selbst zu werden, bis du Nichts und Alles geworden bist. Leichter mag das einem Bettler werden als einem König."

Da wurde Wulldis wieder heiter und lachte über den Unverstand des Bettelmönchs. „Der wäre ein rechter Narr, wer als König etwas hergeben wollte. Vermehren ist Sache eines rechten Königs."

In der Stadt angekommen, suchte Wulldis sofort einen Rechtsgelehrten auf, der ihm wieder zu seinen Seidenballen verhelfen sollte. Der Mann redete ein Kauderwelsch von Gesetzesbestimmungen und ließ sich den Lastwagen und die beiden kräftigen Pferde zunächst für seine Mühe überweisen. Als Wulldis einige Tage nichts von ihm vernahm, ging er wieder hin und wurde von zwei jungen Beflissenen der Rechtswissenschaft hinausgeworfen; mit dem Bedeuten, daß er eine Bambustracht auf die Sohlen bekäme, wenn er sich noch einmal blicken ließe: von Rechts wegen.

So besaß Wulldis nichts weiter als seine geraden Glieder und den Kaufmannsrock mit dem leeren breiten Gürtel; er war in dem fremden Lande auf seiner Hände Arbeit angewiesen.

*

Es war schwer, eine neue Hantierung zu finden; und zu einem seiner früheren Berufe mochte Wulldis trotz seiner Erfolge nicht zurückkehren, weil er sich kein Vergnügen davon versprach, das Gewand eines bestimmten Berufs zum zweiten Male anzulegen. Zur Not hätte er sich entschließen können, wieder ein Einsiedler zu werden,

weil er in dieser Tätigkeit besonders durch Leckerbissen und andere Ehren verwöhnt worden war; aber das hatte Zeit, bis er die Erfindung gemacht hatte, nach seinem starken Willen Regen und Sonnenschein zu machen. Über kurz oder lang mußte ihm das ja auch gelingen; was einem anderen möglich war, würde ihm nicht schwer fallen.

Einstweilen sollte ihm jedes Gewerbe genehm sein. Auch wer fliegen konnte, wann er wollte, müßte essen können, wann er wollte. Eine mangelhafte Einrichtung. Später wollte Wulldis ein Mittel ersinnen, wie ein Fliegerkünstler der Notdurft der gemeinen Nahrung sich entziehen und von Luft leben möchte. Jetzt war er offenbar noch nicht so weit, denn er hatte Hunger.

Er verfügte sich zum Bürgermeister und verlangte irgendeine Arbeit; keine wäre ihm zu gering. Das traf sich prächtig. Der Totengräber der Stadt war gestorben; niemand wollte den verachteten Dienst übernehmen, und schon lagen vier Leichen unbeerdigt in der Halle des Friedhofs. Ob der Kurde das Amt nicht verschmähte? Heiter erklärte Wulldis sich bereit. Er tat eine starke Mahlzeit und sollte dann sofort die rückständigen Leichen begraben. Eine Anweisung wurde ihm nicht gegeben.

Da traf es sich wieder gut, daß in dem Totengräberhäuschen an der Friedhofmauer die Witwe des letzten Totengräbers noch wohnte, eine dickliche Frau mit kleinen Äuglein, die dort nach wie vor das Gewerbe einer Hebamme und einer Wahrsagerin betrieb. Sie begrüßte den stattlichen Jüngling mit erregter Freude; sie versprach, für ihn Stube und Küche zu besorgen. Er würde es gut bei ihr haben. Als er sich zunächst unbehilflich anschickte, reichte sie ihm die Hacke und den Spaten des Seligen und zeigte, wie breit und wie tief so ein Grab auszuschaufeln wäre. Die Hebamme verstand sich auf das Handwerk des Totengräbers.

Wulldis hatte dem Antrage des Bürgermeisters so heiter zugestimmt, weil er es lächerlich fand, daß man ein so königliches Gewerbe verachtete. Es gab gar kein

vornehmeres Amt als das eines Totengräbers. Frieden zu stiften war das edelste Vorrecht der Fürsten; den letzten Frieden schenkte der Totengräber solchen Menschen, die sterben mußten. Daß ein Mensch, der selbst nicht sterben konnte, daß gerade Wulldis ein solcher Friedensfürst geworden war, das war zum Lachen schön. Er fühlte sich berufen, er nahm sich vor, dermaleinst der Totengräber seines ganzen Volkes zu werden.

Bald bemerkte er mit Behagen, daß das Volk seinen neuen Beruf ehrfürchtig über andere Berufe stellte. Die Leute wagten sich gar nicht in seine Nähe; mit einer gewissen Scheu wichen sie seiner Berührung aus, wie man sich hütet, seinen König zu berühren. Kein Zweifel: die Arbeit war schwer, aber ehrenvoll.

In dieser stolzen Vereinsamung war es ihm recht und lieb, daß er an der dicklichen Witfrau eine Gesellschaft hatte. Sie war immer zum Plaudern aufgelegt; besonders nach Feierabend kam sie regelmäßig in seine Stube hinunter und wurde nicht müde, über die Erlebnisse ihres Tages zu berichten. Sie erzählte von den Geheimnissen der Wahrsagerei; sie erzählte von den Anliegen schwangerer Frauen und Mädchen, von der Erzeugung und von der Geburt der Kinder; während der Unterhaltung versuchte sie oft, Wulldis über seine Erfahrungen in Weibersachen auszufragen. Als er ihr endlich seine Unschuld auf diesem Gebiete verraten hatte, ergriff sie mit einem gurgelnden Tone hastig seine Hand, fuhr mit ihren fleischigen Fingern hinüber und herüber und sagte ihm schließlich aus den Linien der inneren Fläche sein Schicksal. Er wisse die Neigung einer gewissen Frau nicht zu schätzen; er sei gewiß aus einem reichen Hause und werde eines Tages als ein Fürst oder so etwas anerkannt werden; er gehe einer großen Zukunft entgegen. Das schmeckte gut. Weniger gefiel es ihm, daß die Witfrau ihn am Kinne und hinter den Ohren zu krauen liebte und daß sie des Abends zu zögern pflegte, bevor sie seufzend in ihre Dachstube zurückkehrte.

Das königliche Gefühl, mit welchem Wulldis das Amt des Friedensfürsten oder des Totengräbers versah, hielt einige Monate vor. Nur so oft die Witwe nach Feierabend zu berichten hatte, wie sie abermals ein lebendiges Kind zum Lichte gehoben, kamen ihm Zweifel darüber, ob der Beruf einer Hebamme nicht noch erhabener wäre, als der eines Totengräbers. Er gedachte selbst Hebamme zu werden und gab den Plan erst auf, als die Witfrau lachend versichert hatte, das wäre im Lande India für ein Mannsbild nicht der Brauch. Aber der Wunsch verließ ihn nicht mehr, Menschen dereinst an das Licht des Lebens zu bringen, wie er sie jetzt unter die Erde brachte.

Eines Abends berichtete die Witfrau, sie hätte am Vormittag ein Kind unter die Hände gekriegt, das gar kein Lebenszeichen mehr von sich gab; da hätte sie, wie das jede Hebamme verstünde, dem toten Kinde einen Schlag auf die Schenkel gegeben, darauf hätte es die vier Wände beschrien und schiene jetzt ein kräftiges Kind. Gleich hatte Wulldis eine seiner Eingebungen und wollte nachsinnen. Es war spät geworden; die Frau faßte wieder nach seinem Kopfe und rückte ihm so nahe, daß er im Nachsinnen empfindlich gestört wurde. Er fuhr sie barsch an; sie sollte ihn nicht anrühren, sich überhaupt in schicklicher Entfernung halten und zu guter Zeit in ihr Bett kriechen. „So eine alte Vettel sollte sich was schämen!" Die Hebamme schielte vor Zorn und sagte ihm, bevor sie weinend hinausging, allerlei Unheil voraus.

Wulldis aber war allein, und in seinem Kopfe wetterleuchtete es.

Er hatte in den letzten Wochen schon heimlich manche Versuche angestellt, an seinen Leichen das Amt einer Hebamme auszuüben. Er hatte ihnen seinen Atem in die Nase geblasen oder in den Mund; er hatte ihnen heiße Tücher auf das Herz gelegt; hatte ihnen starken Wein in den Magen gegossen; hatte sie aufrecht gebunden und ihnen stundenlang die Arme und die Beine bewegt; er

hatte sie an den Sohlen gekitzelt und ihnen Ameisen in das rechte Ohr gesetzt. Alles umsonst. Die Toten blieben tot und er mußte sie begraben. Jetzt war ihm plötzlich die Erleuchtung gekommen. Wenn schon schwache Kinderleichen durch einen Schlag auf den Schenkel lebendig gemacht werden konnten, wie viel sicherer war das zu erwarten bei starken erwachsenen Menschen.

Und wenn er erst einige tausend Männer lebendig gemacht hatte, dann konnte er mit ihnen als ein Feldherr jedes Reich erobern. Blind mußten sie seinem Willen gehorchen! Seine Geschöpfe waren sie, er war ihr Gott! Unverwundbar und unsterblich waren sie durch seine Zauberkunst.

Die Witfrau ließ sich nicht mehr blicken; sie kochte ihm sein Essen nicht, sie säuberte ihm die Stube nicht. Desto besser; so konnte er ungestört sein großes Ziel verfolgen.

An der nächsten Männerleiche begann er sein Werk. Er legte den Körper vorsichtig auf sein Bett und schlug mit einer Rute nach den Schenkeln. Er schlug dreimal zu und erwartete die Wirkung des Zaubers. Als kein Leben zu spüren war, wurde er ungeduldig. Mit der Rute, mit der Hand, mit einem Stecken schlug er drein und hörte lange nicht auf. Als alles nichts half und er von den Streichen müde geworden war, ließ er den Körper liegen, um die Versuche am nächsten Tage fortzusetzen.

Inzwischen hatte die Witfrau, die für die Rauheit des Jünglings Rache nehmen wollte, das tolle Treiben beobachtet und war noch in der Nacht zum Bürgermeister gelaufen, um die Leichenschändung anzuzeigen. Als die Häscher am nächsten Morgen vor dem Totengräberhäuschen anlangten, ertappten sie den guten Wulldis dabei, wie er eben wieder auf die Leiche losschlug, diesmal mit einem gebleichten Totenknochen. Da hätte Leugnen nicht geholfen.

Der Totengräber wurde vor den Richter gebracht. Nach kurzem Verhör und nachdem er seine ungeheuern

Absichten auseinandergesetzt hatte, wurde er zum Tode durch den Strang verurteilt, ohne jede Rücksicht auf sein zuversichtliches Glaubensgesicht. Der Richter sagte: „Du bist ein Narr, aber das kann dir nicht helfen. Morgen in aller Frühe wirst du gehängt werden, und ein menschenfreundlicherer Totengräber wird dich begraben." Wulldis wurde abgeführt und in den Kerker geworfen, in ein finsteres Loch.

Da kauerte er auf dem feuchten Boden nieder und suchte seine Gedanken zu sammeln. Die undankbaren Menschen! Aber sie konnten ihm nichts anhaben! Was war das für eine Drohung! Als ob er ein sterblicher Mensch wäre, wollte man ihn aufhängen!

Wie aber, wenn er am Ende doch umzubringen war? Wenn ihm der Strick die Kehle zuschnürte? Wenn er mit den Beinen pendelte und durch den Strick am Fortfliegen verhindert war? Wenn er so verröchelte? Wenn mit allen seinen anderen Erfindungen auch seine neueste verloren ging und niemand ihn wieder lebendig machte? Dann war es aus mit dem schönen und kunstfertigen Wulldis! Dann war er morgen eine ganz gewöhnliche Leiche wie einer der Räuber, die er einst niedergestochen hatte!

Bei dieser Vorstellung büßte Wulldis zum ersten Male seinen festen Glauben ein und konnte sich mit seinem verzweifelt dummen Gesichte nicht begnügen. Er warf sich auf den lehmigen Boden nieder und weinte bitterlich.

Ein Brotlaib und ein Wasserkrug wurde hereingestellt. Wulldis rührte nichts an.

Er blieb dabei, still vor sich hin zu weinen wie ein ungerecht bestraftes Kind. So fühlte er es auch. Wenn die Strafe aber nicht einmal ungerecht gewesen wäre? Wenn er so war, wie die vielen Meister ihn genannt hatten? Er glaubte das entsetzliche Wort von allen Seiten zu vernehmen, von den Lippen des Schusters und des Hauptmanns, von den Lippen aller seiner Meister!

Wenn er ein Narr war? Dann konnte er gar nicht fliegen, wann er wollte. Die Schlinge zog sich fester und fester zu. Die Beine suchten einen Halt. Es tat weh. Aus war's, ganz aus. Mit dem Aufgang der Sonne.

So verbrachte der Gefangene den Rest des Tages. Sein Weinen wurde nur durch Stunden völliger Gedankenlosigkeit unterbrochen.

Als es finster geworden war, bekam er Eßlust. Er verzehrte ein gut Teil des Brotes und schlief ein.*)

IV.

Als Wulldis erwachte, war es noch dunkle Nacht; kaum ein Schimmer drang durch das kleine Gitterfenster oben an der Wand. Noch hatte er einige Stunden Zeit. Noch war nicht alles verloren. Vielleicht hob ein Geist den ganzen Kerker mit ihm in die Lüfte und setzte ihn heil im Garten des Königspalastes von Kurdistan nieder. Vielleicht verschlang ein Erdbeben diese ganze Stadt mit ihren verdammten Richtern und Henkern, stürzte die Mauern des Kerkers um und schleuderte ihn selbst unversehrt hinaus. Das war gar kein Unsinn, das war ganz gut möglich. Und dann flog er ...

Ein Geräusch an seiner Tür. Die drei Riegel werden zurückgeschoben. Kam der Henker bei Nacht? Mit gesträubtem Haar sprang Wulldis auf.

Beim Scheine einer Blendlaterne erblickte er zwei reich gekleidete junge Männer, die ihn in kurdischer Sprache achtungsvoll begrüßten. In die Freiheit sollte er ihnen folgen. Besinnungslos verließ Wulldis das Kerkerloch.

*) Das alte Kinderbuch, das mit dem Zeichen des Spiegels und der Eule, läßt den unbelehrbaren Wulldis elend am Galgen umkommen; der Herausgeber brauchte nur wenige Zeilen fortzulassen und konnte dann die Erzählung des Märchens wieder aufnehmen, fast ohne jede Änderung.

Seine Retter führten ihn über die stockfinstere Straße in einen nahen Hof, wo sie Pferde und Gepäck verborgen hatten. Wulldis mußte sich schnell waschen und so kostbare Gewänder anziehen, wie diese jungen Leute sie trugen, und wie er sie einst als Kind an den Leuten seiner falschen Mutter gesehen hatte. Auch essen durfte er, gut und reichlich.

Unterdessen erzählten ihm die beiden Kurden, daß sie gesandt wären, ihn in die Hauptstadt zurückzubringen, in den Palast der edeln Barana. Wulldis hörte eine Weile wie ohne Verständnis zu; als er aber den Speisen und dem Weine nach Gebühr zugesprochen hatte, fand er sich in die Wirklichkeit zurück. Das war ja alles ganz natürlich. Ihm konnte nichts geschehen. Er freute sich eigentlich nicht, die unechte Mutter und den alten Arya wiederzusehen; doch widersetzte er sich nicht, als die jungen Männer nun drängten, zu Pferde zu steigen und so eilig wie möglich den Weg nach Kurdistan einzuschlagen.

Sie schonten die Tiere nicht und waren bereits weit von der bösen Stadt entfernt, als der Morgen zu dämmern begann. Wulldis hatte sein erfreuliches Selbstvertrauen wiedergewonnen und betrachtete mit neugieriger Zufriedenheit seine beiden Begleiter. Der keck zu seiner Rechten ritt und sich Kiras nannte, blickte frei und tapfer drein und verkehrte mit ihm ohne Umstände wie mit einem Genossen; der zu seiner Linken ritt, immer um die Länge eines Pferdekopfes sich zurückhaltend, hieß Saran und erwies ihm eine gewisse Ehrerbietung, die nicht auffallen sollte, sich aber in unscheinbaren Worten und Gebärden äußerte. Wulldis faßte sofort eine heftige Abneigung gegen Kiras und einige Neigung für Saran; der nahm sogar die Miene eines Dieners an, so oft der andere mit scharfen Augen die Gegend absuchte.

Sie ließen die Pferde langsamer traben und kamen in ein behagliches Gespräch. Auf die Frage des Befreiten, was man mit ihm in der Hauptstadt vorhätte,

erklärten beide: die Lehrzeit wäre vorüber; er würde geprüft werden und nach seinen Fähigkeiten eine ansehnliche Stelle im Heere oder in der Verwaltung erhalten. Wulldis nickte; aber er war nicht ganz zufrieden.

Der erwachende Tag wurde immer lichter. Kiras scherzte darüber, mit wie blöden Augen zu dieser Stunde Henker und Richter das Loch leer finden würden. Wulldis schwieg, aber er empfand die Erinnerung als eine unziemliche Verletzung. Hatte er wirklich einmal irgendwo in einem Kerkerloch gesessen?

Saran lobte mit flüsternder Stimme, wie unübertrefflich Wulldis im Sattel saß. Da streckte sich Wulldis und rief: „Wir wollen um die Wette reiten! Bis zum ersten Sonnenstrahl. Ich werde euch weit überholen. Ich war der beste Reiter in meinem Regiment."

Sofort kam es zum Wettlauf. Kiras gab seiner Stute lachend die Sporen und hatte bald einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen; soviel Mühe Wulldis sich gab, er blieb weiter und weiter zurück. Saran aber blieb immer neben Wulldis, beständig um die Länge eines Pferdekopfes hinter ihm zurück. Als die beiden so auf der Platte eines niederen Hügels anlangten, war ihnen Kiras eine gute Wegmeile voraus und verschwand eben in einem Hohlwege. In diesem Augenblicke schickte die Sonne ihren ersten Strahl über das Land. Wulldis hielt ärgerlich sein Pferd an. „Er ist ein schlechterer Reiter. Aber er sitzt auf einer arabischen Stute; mir hat er eine Schindmähre gegeben."

Saran spähte nach dem Hohlweg hinüber; dann sagte er erregt: „Vermagst du ein Geheimnis zu bewahren, erhabener Wulldis? Und darf ich wagen, mich deinen Freund zu nennen?"

„Nenne dich meinen Freund. Und ich bewahre in meinem Herzen gewaltigere Geheimnisse, als die du mir anvertrauen kannst. Zum Beispiel, daß ich fliegen kann, wann ich will. Wenn ich in einen Kerker geworfen würde, könnte ich fortfliegen, wann ich wollte."

Saran blickte noch einmal nach der Richtung, in welcher Kiras verschwunden war. Dann sprang er mit einem Satz aus dem Sattel und warf sich vor Wulldis in den Staub. „Alles kannst du! Alles darfst du! Wenn es dir gefällt, so laß dein Pferd mich mit seinen Hufen treten."

„Sprich," gab Wulldis einfach zur Antwort.

Rasch erhob sich Saran wieder und schwang sich in den Sattel zurück. „Kiras darf nicht ahnen, daß das Geheimnis dir verraten ist, mein heiliger Freund. Ich wage mein Leben für dich. Bei Todesstrafe ist es uns befohlen, es dir zu verschweigen. Ein Geschöpf der Königin ist Kiras; ich will nur dein Geschöpf sein, mein erhabener Freund, mein — König. Du staunst nicht? Höre zwei Worte. Königin Barana ist deine leibliche Mutter und du bist ihr rechtmäßiger Sohn aus ihrer Ehe mit dem letzten Könige. Du bist der Erbe des Thrones von Kurdistan. Und Barana ist krank; ihre Tage sind gezählt. Darum hat sie dich zurückrufen lassen, um dich als ihren Sohn und als den Erben von Kurdistan anzuerkennen."

Wulldis richtete sich in seinen Steigbügeln auf und blickte, von den jungen Sonnenstrahlen warm beschienen, nach den Bergen von Kurdistan, die in der Ferne vor ihm lagen. Na also. Da war sie ja, die Erfüllung seiner Träume. Er drohte mit der Reitgerte in die Weite und rief laut: „Sie sollen es büßen, die nicht an mich geglaubt haben! Alle. Kiras soll es büßen, daß er mich so listig überholt hat. Du aber sollst mein erster Diener sein, ich bin dir freundlich gesinnt."

Saran hatte bemerkt, daß Kiras aus dem Hohlwege zurückgetrabt kam und mit vorgehaltener Hand die Landschaft nach seinen Gefährten absuchte. Er sprach schnell und mit flehendem Eifer: „Heißen Dank, mein erhabener König. Doch erfülle die erste Bitte deines ergebenen Dieners. Wir sind beide verloren, wenn Kiras errät, wenn die Königin erfährt, daß ich dir das Geheimnis anvertraut habe. Noch bist du nicht anerkannt, noch hast

du die Probe nicht bestanden, noch kann dich die Königin Barana in das Nichts zurückstoßen. Laß uns ruhig weiterreiten und den frechen Kiras als den Sieger begrüßen. Zeige deinem Freund und Knecht, daß du dich verstellen kannst, daß du lächelnd eine Wette verlieren kannst, um ein Königreich zu gewinnen."

Sie setzten ihre Pferde in Trab und Prinz Wulldis sagte mit kindlicher Hoheit: „Du wirst mich bewundern. Aber erzähle mir noch schnell, was das für eine Probe sein soll, auf die man mich stellen wird."

„Genaues weiß ich nicht. Irgendeine hohe Gabe, die dir eigen ist, wirst du verleugnen müssen. Offenbar hast du als Kind einen königlichen, einen übermenschlichen Glauben an dich selbst gehabt, die Glaubenskraft eines wahren Prinzen. Die Schurken in der Umgebung der Königin haben diese herrliche Glaubenskraft mit einem Worte bezeichnet, das ich um alle Schätze Indias nicht nachsprechen möchte. Darum bist du verbannt worden. Jetzt wollen sie dich auf die Probe stellen, ob du diesem Glauben noch treu bist. Als ob ein König ohne diesen Glauben König sein könnte! Höre auf mich, mein heiliger Freund: du mußt dich auch bei Hofe noch verstellen. Du mußt unköniglich scheinen, um von diesen Elenden zum Könige ausgerufen zu werden. Du mußt bescheiden scheinen, bis du König bist. Man schätzt an Prinzen die Bescheidenheit. Besonders die stolzen Könige wollen bescheidene Prinzen."

Prinz Wulldis lächelte mit Herablassung. „Ich werde bescheiden scheinen, bis ich die Königskrone auf dem Haupte habe. Du bist ein besserer Lehrer als der alte Arya. Du wirst mit dem vollendeten Schauspieler Wulldis zufrieden sein."

Wirklich begrüßte Prinz Wulldis den Sieger im Wettrennen, als sie ihn erreicht hatten, recht freundlich, wie etwa ein höherer Offizier den im Range niederen begrüßt. Und auch in den weiteren Gesprächen der fünftägigen Heimreise gab sich Prinz Wulldis so einfach, wie

ein höherer Offizier mit jüngeren Kameraden. Wußte er sich aber unbeobachtet von dem arglosen Kiras, so ließ er wohl den ehrerbietigen Saran seine Überlegenheit spüren. Nur als sie die Grenze Kurdistans überschritten hatten, fiel es ihm gar sehr schwer, nicht den Herrn zu zeigen.

Aber er bezwang sich und verriet sich nicht; so ritten sie um die Mitte des sechsten Tages in der Hauptstadt ein.

V.

Während der Jahre, da Wulldis von Ort zu Ort wanderte, um sich doch in irgendeinem Gewerbe als einen tüchtigen oder wenigstens nicht ganz unfähigen Menschen zu bewähren, war es für die Königin ein Trost, daß der weise Bettler in seiner geheimnisvollen Weise dann und wann aus ihrer Nähe verschwand und, wie sie wußte, in höchster Not dem Knaben immer zur Seite war. Im Gedränge ihrer Geschäfte hatte sie überdies Zeit gefunden, Wulldis beobachten und sich über seine Schicksale berichten zu lassen. Kundschafter folgten ihm überall hin; als er seinen Aufenthaltsort über das Hochgebirge hinweg verließ, verloren sie ihn für kurze Zeit aus den Augen, fanden ihn aber bald im Reiche des Gottpriesters und im Lande India wieder aus. Sie schrieben an die Königin ausführliche Briefe, in denen über die äußeren Erlebnisse des Knaben ganz getreulich berichtet wurde; da sie aber wußten oder ahnten, daß Wulldis der einzige Sohn der Königin war, so färbten und schminkten sie ihre Darstellung und weckten bei der Mutter langsam die Hoffnung, Wulldis hätte immer noch einen eigentümlich weltfremden und romantischen Zug, hätte sich aber sonst zu einem guten, tapferen und seltsam scharfsinnigen Jünglinge entwickelt.

Wohl sehnte sich die Königin Barana da oft und oft, ihr Kind wiederzusehen. Sie blieb aber ihrem gefaßten

Entschlusse treu und gönnte es sich nur, in jeder müßigeren Stunde mit dem weisen Arya über Wulldis zu plaudern. Um ihr diesen Trost bieten zu können, hatte der weise Bettler sein Sehnen, das ihn vom Irdischen wegheben wollte, bezwungen und war immer wieder zu errufen, wenn sein „Kind aus den jungen Tagen der Unrast“ nach ihm verlangte.

Er las die Berichte der Kundschafter aufmerksam durch; auch so, da Erdenschwere ihn niederhielt, hatte er die Menschenwelt genugsam kennen gelernt, um durch die Schminke hindurch die richtigen Linien und Farben wahrzunehmen. Auch verstand er, daß Barana zärtlich den Gedanken hegte, das Söhnchen dermaleinst in sein Königserbe einzusetzen. Aber er vermochte gegen die alternde Frau nicht hart zu sein; er hatte ja die Königin lieb und wollte ihr nicht noch mehr Tränen entlocken, als sie beim Lesen der Kundschafterbriefe ohnehin vergoß. Und einige Äußerungen bei des Prinzen letzten Abenteuern hatten ihm in seiner irdischen Gestalt nicht übel gefallen: die kaufmännischen Pläne ließen trotz des geringen Erfolges auf eine gewisse Schlauheit schließen; und daß er die Königspflicht im Erwerben und Vermehren gesucht hatte, war gar nicht so uneben für einen Prinzen. Endlich kannte der weise Arya sehr genau die Geschichte des königlichen Hauses von Kurdistan und hatte längst herausgefunden, nicht er allein, daß der kleinen Königsweisheit manches wackeren Herrschers ein geringerer oder größerer Zusatz von Narreteiding beigemischt war. So verschwieg der weise Bettler der lieben Barana seine letzte Sorge und schwieg auch, als ihre Sehnsucht nach dem Knaben von Jahr zu Jahr inniger und schmerzlicher wurde.

Wulldis hatte in seinem Elend eben das Handwerk eines Totengräbers ergriffen, und die Königin hatte über den ersten Kundschafterbericht recht mütterlich und gottserbärmlich geweint, als sie nach zwei schlaflosen Nächten heftig am Herzen erkrankte. Sie kämpfte lange genug

furchtlos gegen das Leiden. Als aber eines Morgens die Leibärzte an ihrem Lager unziemlich laut zu streiten begannen und sich schließlich darauf einigten, einen berühmten Sterndeuter aus Persien kommen zu lassen, da begriff sie, daß sie sich langsam oder schnell auf ihr Ende vorzubereiten hätte. Ohne weitere Überlegung berief sie den weisen Arya zu sich und sprach zu ihm ihren Willen aus, den geprüften und sicherlich gebesserten Wulldis heimkehren zu lassen und ihn als ihren Sohn und als Thronerben zu bezeichnen. Es ging nicht an, der vom Tode gezeichneten Königin zu widersprechen; nur die Bitte trug er vor, Wulldis sollte vor der Ankunft in der Hauptstadt seinen wahren Stand nicht erfahren, sollte von der Königin auf eine Probe gestellt werden. Wenn er an seine Fliegerkunst nicht mehr glaubte, dann war er in den Stößen seiner Lehrjahre nicht ganz unbelehrbar geblieben, dann mochte er recht gut ein gewöhnlicher König werden. Wie sie eben vorkommen. Und wer weiß, vielleicht gar ein ungewöhnlicher König, ein guter Herrscher.

Wir wissen schon, wie treulos der eine der Gesandten den Auftrag der Königin mißachtet hatte.

Als der Prinz schon vierzehn Tage nach dieser Entschließung von Kiras und Saran in das Gemach der Königin geführt wurde, vergaß sie in ihrem Mutterglück eine Weile ihre Krankheit. Das Volk mußte ihren Wulldis lieben! Er war ein schöner junger Mann geworden. Sein strahlendes Glaubensgesicht mußte Vertrauen einflößen.

Trotzdem und obgleich der weise Arya nicht zugegen war, hielt sie diesem ihr königliches Wort. Liebevoll streichelte sie dem Sohne Haar und Wange und lobte seine Erscheinung mit so begeisterten Worten, daß sein Zorn gegen die Mutter sich etwas milderte. Dann fragte sie ihn ängstlich: „Nicht wahr, mein liebes Kind, du glaubst nicht mehr, daß du fliegen kannst? Viel hängt von deiner Antwort ab.“

Wulldis erinnerte sich der Warnung, die der treulose Saran ihm im letzten Augenblicke noch einmal zugeraunt hatte. Schlau sein, solange er nicht zum Könige ausgerufen war! Die falsche Mutter betrügen! Und er antwortete mit gesenktem Blick mit bescheidener Stimme: „Ich will ja nicht fliegen."

Da vermochte die Königin Barana ihr Gefühl nicht länger zurückzuhalten. Sie umarmte und küßte den klug gewordenen Wulldis: sie wäre die Königin, er ihr Sohn und bald vielleicht selber der König, sehr bald. Als Kind hätte er ihr Sorgen und Kummer gemacht, hätte sie an ihrem eigenen Fleisch und Blut zweifeln lassen; jetzt aber wäre alles gut geworden, über jedes Erwarten gut. „Noch nie hat Kurdistan einen so schönen König gehabt. Wulldis den Schönen sollen sie dich nennen!"

Der ganze Hof wurde in den Prunksaal des Palastes zusammengerufen. Die Königin ließ ihn in edelsteingeschmückte goldene Gewänder kleiden und schritt, stolz auf den Arm des schönen Sohnes gestützt, unter den Zurufen der Hofmenge durch den Saal dem Throne zu und die drei Stufen hinauf. Mit Aufbietung ihrer ganzen Kraft hielt sie sich aufrecht. Der Wesir las eine Urkunde vor, durch welche Prinz Wulldis in feierlichen Erklärungen zum künftigen Könige von Kurdistan bestimmt wurde. Tosender Jubel antwortete zur Freude Baranas; die Hofleute waren ehrlich entzückt von dem Prinzen, der bescheiden zu staunen schien und in seinem Herzen erwog, ob er schon jetzt wohl ungestraft dem Wesir den Kopf vor die Füße legen dürfte.

Ein todeswürdiges Verbrechen hatte der Wesir gegen den königlichen Jüngling begangen, in eben dem Augenblicke, da der Himmel einer großen Zukunft sich vor dem künftigen Könige strahlend öffnete. Der Wesir hatte sich freilich vor dem Prinzen verneigt, als er die feierlichen Worte der Huldigung sprach, verneigt, ja, wenn auch lange nicht tief genug. Dann hatte Wulldis nach dem Winke der Königin-Mutter einige Worte erwidert. Wunder-

voll hatte er die Worte gewählt und gesprochen. Nicht nachgesagt! Wulldis sagte nichts nach. Hatte den Wesir nicht mit „Euer Würden“ angeredet, sondern einfach mit „Du“. Und da hatte der Wesir zu lächeln gewagt, ganz leise freilich, unmerklich für alle, nur nicht für den hellsichtigen Prinzen. Der Handlanger hatte gelächelt, innerlich gewiß gelacht. Darauf stand der Tod. Der alte Mann glaubte wahrscheinlich nicht einmal an die heimlichen Flügel des Prinzen. Um so schlimmer. Der wird unter Wulldis dem Schönen, Wulldis dem Weisen, Wulldis dem Großen nicht Wesir bleiben. Das einfachste war: Kopf ab. Nun, es hatte Zeit. Ein Kronprinz hat sich immer in Geduld und Verstellung zu üben. Wer weiß, ob Wulldis nicht wieder abgesetzt wurde, wenn er ungehorsam schien, selbstherrlich.

VI.

Und er gehorchte, gar nicht ungern, als die Königin Barana den Plan ausführte, ihn nun rasch für sein Königshandwerk zu erziehen. Ein Jahr hoffte sie noch zu leben. Ein halbes Jahr hatte der weise Bettler auf ihre drängenden Fragen ihr zugestanden; jetzt war das Glück gekommen, das späte Glück, und würde mindestens eine gleiche Spanne Zeit zulegen. Sechs Monate sollte Wulldis fern von ihr verbringen, auf der Hochschule des Landes; bei seiner Fassungskraft konnte es nicht fehlen, daß er die nötigen Wissenschaften gründlich erlernte. Und dann wieder sechs Monate unter den Augen der Mutter, geleitet vom treuen Wesir, sollte er die Verordnungen verstehen und unterschreiben lernen, die für Eintreibung und Verwendung von Steuern von Fall zu Fall wünschenswert wären. Das war keine schwere Aufgabe. Barana wußte, daß das gute Volk mit geringer Einsicht zu lenken war.

In Begleitung Sarans, seines neuen Kammerherrn, reiste Prinz Wulldis nach der Hochschule ab. Mit schlich-

tem Gefolge, fast wie irgendein anderer Student aus vornehmem Hause. Außer dem Kutscher für Wagen und Pferde, außer dem Leibjäger und einem Koch, na ja, nur noch zwei Diener. Die alle stolz darauf waren, einem so außerordentlichen Menschen zu dienen.

Die berühmten Lehrer der Hochschule waren verpflichtet worden, an jedem Vollmonde und an jedem Neumonde über die Fortschritte des prinzlichen Hochschülers zu berichten. Die Königin machte manchen Abzug an den begeisterten Schilderungen der gelehrten Herren; sie kannte die Welt und war nicht so alt und töricht geworden, wie der weise Arya wohl von ihr glauben mochte. Diese Leuchten der Wissenschaft konnten aber doch nicht geradezu lügen!

Anfangs waren die Zeugnisse zurückhaltend, sachlich. Freilich, schon nach wenigen Wochen konnte kein Zweifel mehr daran bestehen bleiben, daß Prinz Wulldis nicht nur alle Studenten an Eifer, Verstand und Fleiß übertraf, daß er sogar auf dem besten Wege war, das abgründige Wissen seiner alten Lehrer zu überflügeln. Der Vorrat von Kenntnissen, die sie ein langes Leben hindurch angesammelt hatten, könnte just für ein halbes Jahr reichen. Mit unvergleichlicher Voraussicht hätte die Königin die Frist für die Lehrzeit ihres Sohnes bestimmt; die gewiegtesten Kenner der Geschichte und der Naturwissenschaften hätten später nicht mehr gewußt, was sie einem solchen Wunderjüngling weiter hätten vortragen sollen. Sie hätten sich zu den Füßen ihres gottbegnadeten Schülers niederlassen müssen. Barana machte ihre Abzüge von solchen Lobsprüchen, wie gesagt; aber die Übereinstimmung der Gelehrten war zu überzeugend, um nicht eine köstliche Mutterfreude in ihr aufkommen zu lassen.

In Wahrheit schien Prinz Wulldis in den allgemeinen Vorlesungen ein ganz aufmerksamer Zuhörer zu sein. Er saß nicht auf einer der Bänke, sondern an einem abseitigen kleinen zierlichen Tischchen; der Kammerherr

Saran stand hinter ihm, ein Schreibbuch in der Hand. Wulldis hielt sein bescheidenes Glaubensgesicht auf den Lehrer gerichtet, und niemand merkte, daß er eigentlich nicht zuhörte, sondern sich mit Zukunftsträumen beschäftigte: wie er in Kurdistan eine neue Hofkleidung einführen, alle diese vertrockneten Kathederschwätzer durch die Studenten seines neuen Freundeskreises ersetzen wollte. Und störte ihn, etwa beim Unterrichte in der Mathematik, die Eintönigkeit des Vortrags, so wandte er sich wohl mit schicklichem Flüstern an den Kammerherrn Saran und ließ ihn niederschreiben, daß König Wulldis zum Beispiel die ganze langweilige Mathematik abschaffen würde. Oh, er wollte die Kurden einer herrlichen Zukunft entgegenführen.

Die Lehrer hatten aber auch die Pflicht, ihrem prinzlichen Schüler besondere Vorlesungen zu halten, über Staatsverwaltung, in seinen eigenen Räumen. Da erst konnte Wulldis ganz zeigen, wie lebhaft seine Sehnsucht nach wahrer Weisheit, wie hoch seine Achtung vor den Vertretern der Wissenschaften war. Zwar die erste halbe Stunde verging gewöhnlich damit, daß er den alten Herren die Einrichtung seiner „Bude" (er hatte sich solche Worte angewöhnt), Bilder und Waffen, aber auch Wäsche und Kleider, dann auch neu eingetroffene Geschenke der Königin vorwies und erklärte. Sodann durfte der Lehrer seine Vorlesung beginnen; aber schon nach wenigen Minuten unterbrach ihn der Prinz, durch ein Zufallswort angeregt, und brachte seine Einfälle vor, wie sie ihm kamen, über Gott und die Welt, ganzdummes und halbdummes Zeug, lebhaft, eindringlich, wortreich, rednerisch. So schwatzte er, bis der Kammerherr erinnerte, die Stunde wäre um, und der greise Lehrer mit fröhlichem Danke entlassen wurde. Die Männer der Wissenschaft waren ungleich; einige hätten lieber selbst geredet, einige waren es zufrieden, sich nicht anstrengen zu müssen; alle aber berichteten in gleicher Weise über die erstaunlichen Fortschritte des Prinzen.

Der sollte aber auch durch echt studentischen Verkehr mit den begabtesten Jünglingen des Landes lernen: Freundschaften fürs Leben schließen und Menschenkenntnis erwerben. In zwanglosen Formen, oder doch in den schönen hergebrachten Formen, sollte er unter diesen hochbegabten Jünglingen, die ohne Ausnahme von altem Adel oder sehr begütert waren, auf jedes Vorrecht der Geburt verzichten, ein Gleicher unter Gleichen, jede Anerkennung nur dem eigenen Verdienste verdanken. Das gelang über alle Erwartung. Der Kammerherr Saran wurde nicht müde, Briefe zu schreiben, durchaus nicht nur an die Königin, nein, auch an kritische Hofleute, aus deren Hand solche Nachrichten nur auf Umwegen an Barana gelangten: wie Wulldis, der liebe Junge, alle Herzen im Fluge gewann, wie er als der beste Fechter und der trinkfesteste Genosse anerkannt war, der gefeierteste Sprecher und Sänger (seine Lieder wurden allabendlich im Chorus gesungen), der gemütlichste Kamerad. Man sprach es dem Kammerherrn Saran nach: der Prinz werde Kurdistan einer herrlichen Zukunft entgegenführen. Sogar manchen Spott, der an solchen Kneipabenden auf Kosten des alten Wesirs getrieben wurde, von den allerreichsten oder den hochadeligen Studenten, wagte Saran in seine Briefe einzustreuen. Das aber doch nicht, daß einmal im Rausche geschworen wurde, den alten Wesir am Krönungstage des Prinzen umzubringen.

Das Winterhalbjahr ging seinem Ende entgegen und die ärmeren Studenten wie die unberühmten Lehrer, die mit dem Unterrichte des Prinzen nichts zu tun hatten, freuten sich schon darauf, im Sommerhalbjahr zur geordneten Arbeit zurückkehren zu können; denn es ließ sich nicht leugnen, daß der Aufenthalt des Prinzen und das Treiben um ihn herum die ganze Einrichtung der Hochschule arg verrückt hatten. Über den engeren Kreis seiner Kommilitonen und seiner Lehrmeister hinaus war eine Mode eingerissen, Feste zu feiern, anstatt zu

arbeiten. Jeder Tag war ein Festtag, jede Nacht eine Festnacht.

Die Nacht vor dem Frühlingsanfang wurde noch lärmender durchtobt. Ein Festspiel wurde aufgeführt zu Ehren des Prinzen; er hätte selbst nicht sagen können, ob er nur den Einfall dazu geliefert hatte oder auch die Verse geschrieben, die Lieder gesetzt, die Tänze erfunden. Der Stoff: die Erfindung der Flügel durch einen jungen Gott. In die tollsten Schmeicheleien mischten sich Züge von Übermut, als ob die eigentlichen Verfasser sich über den jungen Gott hätten lustig machen wollen.

Das Festspiel wurde jäh unterbrochen. Ein Bote aus der Hauptstadt stürzte herein. Die Königin war sehr ernsthaft erkrankt und wünschte ihren Sohn noch einmal zu sehen.

Mit einer würdigen Handbewegung entließ Wulldis seine Gäste. Als er mit Saran allein war, nahm sein Gesicht den Ausdruck der Trauer an. Saran glaubte also die jubelnde Huldigung unterdrücken zu müssen, zu der er schon die Lippen geöffnet hatte. Prinz Wulldis aber sprach:

„Wir müssen sofort aufbrechen und mit äußerster Eile reisen. In dem Augenblicke, wo die Königin stirbt, muß ich dabei sein, um etwas Ungeheures auszuführen. Ich weiß nur noch nicht, was. Ganz Kurdistan und die übrige Welt soll fühlen, was mein Regierungsantritt bedeutet.“

Als der Prinz in der Hauptstadt anlangte, war die Königin Barana noch am Leben. Aber sie fühlte den Anhauch des Todes und hatte nur den Wunsch, dem Sohne noch einmal die Wange zu liebkosen und ihren letzten Willen und ihren letzten Rat mitzuteilen. Schon wenige Minuten nach seiner Ankunft kniete er neben den Sterbekissen seiner Mutter. Und während er in seiner Weise die nahen Königstaten beinahe sorgfältig überdachte, legte sie zitternd die rechte Hand auf seinen Kopf und sprach leise, schwer:

„In den ersten Jahren mußt du auf den guten Wesir hören, wie ein Lehrling auf seinen Handwerksmeister; viel mehr ist er nicht, aber du weißt noch so wenig von Kurdistan. Durch meine Schuld. Er ist treu und kennt sich aus in hundert Dingen, die dir noch fremd sind. Ich werde vielleicht sehr schnell von dir gehen. Ich möchte dich die kleine und schwierige Königsarbeit lehren. Ich fürchte, ich habe keine Zeit mehr. Der König darf kein Diener sein der Mächtigen, auch kein Diener der Priester; den armen Tierlein aber, seinem Volke, mag er die Götter erhalten. Damit sie ihre Sehnsucht nicht zu töricht auf der Erde schweifen lassen. Eins vor allem: die armen Tierlein dürfen nicht hungern. Sie sind dem Könige zuletzt Bundesgenossen; die Reichen und Mächtigen sind ihm zuletzt eine Gefahr. Öffne dein Ohr meiner Erfahrung, lieber Sohn. Zwei Gruppen sind da, eine große und eine kleine, zwei Völker; die große Gruppe arbeitet und schafft die Mittel, daß wir das Geld an die Leute der kleinen Gruppe auszahlen können. Ein Volk der Zahlenden und ein Volk der Bezahlten. Die Schaffenden und Zahlenden, die armen Tierlein, sind leicht zu lenken und bringen gern jedes Opfer; sie sind gut und ein bißchen dumm. Die Bezahlten sind oft schlecht und werden für klug gehalten und bringen freiwillig kein Opfer. Der König gehört zu den Bezahlten, muß aber ein König der Schaffenden und der Zahlenden sein, muß nur den übrigen Bezahlten den Zügel kurz halten. Das ist die häßliche kleine Königsarbeit. Du darfst nicht müde werden. Hüte dich vor denen am Hofe, die das Wort Ehre beständig im Munde führen. Die Bezahlten haben für sich ein Ehrengesetz erfunden, welches verbietet, zu ihnen von Diebstahl und Bezahlung zu reden. Königsehre muß die Ehre der armen Tierlein sein: Not und Notwendigkeit. Laß dir das vom weisen Arya deuten. Oft will der Diebstahl durch Krieg Ehre und Geld gewinnen. Königsehre kennt nur den Krieg der Not und der Notwendigkeit. Die Hand am Schwertgriff, ruhig,

auch dein Vater war nicht ruhig genug. Losschlagen, wenn es nottut; dann aber so, daß kein Gras mehr wächst, wo du hingeschlagen hast. Aber niemals mit gepanzerter Faust in die Luft hauen oder die eigenen Kostbarkeiten zertrümmern. Niemals Krieg führen, niemals die armen Tierlein auf die Schlachtbank führen, außer in der äußersten Notwendigkeit."

Prinz Wulldis fing an sich zu langweilen; nur die Worte von der gepanzerten Faust hatten ihm gefallen, solche Sprüche mochte die Königin ihm abgelauscht haben.

Sie raffte sich noch einmal auf. „Gut sein und zugleich klug. Wer das könnte, der verstünde das Königshandwerk. Zuletzt lieber noch gut als klug."

Die gute Königin Barana wurde so schwach, daß sie nicht weiter reden konnte. Wulldis zog sich in schuldiger Ehrfurcht zurück und genoß eines erquickenden Schlafes.

Als er die Augen aufschlug, kniete Saran vor seinem Lager und gelobte ihm Treue als dem Könige von Kurdistan. Die Königin Barana war tot. Man wollte dem Sohne noch von einem Wunder erzählen, von der Seele der Königin; der Name Aryas klang an des Königs Ohr, sonst vernahm er nichts. Er hatte es eilig, die funkelnden Königsgewänder anzulegen, die Saran bereithielt.

VII.

Man wußte am Hofe und in der Stadt sehr wenig von den Abenteuern, die der Prinz in seinen Wanderjahren bestanden hatte; so günstig aber auch die Gerüchte über seine mancherlei Hantierungen von der Liebe des Volkes und von der Gewohnheit der Hofleute gedeutet wurden, so lauerte man doch mit Angst oder Bosheit, je nachdem, auf die Fehler, die der junge König, der Hofsitte fremd, in den Tagen der Huldigungen begehen würde. Angst oder Bosheit waren nicht am Platze. König Wulldis besaß eine offenbare Begabung für das

Hinnehmen von Huldigungen. Stadt und Hof mußten die natürliche Hoheit bewundern, mit der König Wulldis der Beamtenschaft und dem Heere, den Bürgern und den Bauern den Schwur der Treue abhörte.

Am ersten Huldigungstage legte der junge König die erste Probe seiner erstaunlichen Selbstbeherrschung ab. Er verzieh nicht, aber er tat, als wäre nichts geschehen. Dem alten Wesir hatte er, als dieser ihm an der Spitze der obersten Hofbeamten nahte, die Hand entgegengestreckt. Und der Wesir hatte sich darauf herabgebeugt zu der königlichen Hand, tief herabgebeugt, aber er hatte die Hand nicht geküßt, die Lippen des Knechts hatten den königlichen Handschuh nicht berührt. Und doch hing im Thronsaal ein gewirktes Bild, auf welchem ein alter Mann irgendeinem Könige der Vorzeit die Hand küßte. Das war kein heimliches Lächeln mehr wie damals, da der Wesir zu dem „Du" des Prinzen zu lächeln gewagt hatte. Das war offene Beleidigung der Majestät. Das mußte gesühnt werden. Den alten Wesir zu tadeln, ihn zum Handkusse zu zwingen, ihn vor Gericht zu stellen, das konnte unbequem werden. War nicht königlich einfach genug. Der Mann mußte sterben. Mit Plötzlichkeit, wie von einem Blitze getroffen. Es ist königlich, Blitze zu schleudern. Aber Wulldis verriet seine Gedanken nicht und zog die ausgestreckte Hand ruhig und langsam zurück.

Am letzten Huldigungstage sangen die Kinder der Hauptstadt während der Staatshandlung den neuen Lobgesang auf den König; die Lehrer hielten die Stecken in der Hand, mit denen die Kinder abgerichtet worden waren; König Wulldis wurde freundlich an das Reich des Gottpriesters erinnert. Saran stand neben dem Könige, wie immer seit der Stunde des Regierungsantritts. Die Worte des Liedes besagten, daß alle Kurden für ihren König freudig zu sterben bereit wären. Dreimal hörte König Wulldis das Lied bewegten Herzens an; bei der vierten Wiederholung sagte es dem Könige nichts

Neues mehr. Ohne seine huldvollen Blicke von den Schulkindern abzuwenden, flüsterte er dem treuen Saran zu: „Ich fühle mich nicht als König, bevor du nicht meinen ersten Königsbefehl ausgeführt hast. Ich habe beschlossen, daß du dem trotzigen Wesir noch heute den Kopf vor die Füße legen lassen wirst."

„Dein Wille war mir Befehl, bevor du ihn noch aussprachst, mein König, mein heiliger Freund. Ich möchte aber wieder zu einer kleinen Verstellung geraten haben. Ich habe einen geschickten und schnellen Mann in meinem Dienst. Der Wesir stirbt; aber heimlich muß es geschehen, damit meinen heiligen König kein Verdacht treffe."

Da richtete sich König Wulldis mit gebieterischer Strammheit auf, daß Saran erschrak und viele von den Kindern vor Bangigkeit nicht weiter singen konnten. Der König aber sagte leise, mit harter Stimme: „Auf der Stelle und hier wird es geschehen. Vor dem ganzen Hofstaat. Oder du bist nicht mein Freund."

Kaum einige Minuten später erschien ein riesiger Mann von des Königs Leibwache hinter dem Wesir, zog sein breites Schwert, zögerte nicht und hieb dem alten Manne mit einem Schlage den Kopf ab. Alle, die zur Huldigung gekommen waren, sahen, wie das Blut hervorstürzte und wie der Rumpf auf den Marmorboden niederfiel.

Da und dort ein kurzer Aufschrei, mehr nicht. Die Kinder hatten nur aufgehört zu singen. Alle Teilnehmer des Festes blickten erschrocken nach dem Könige, als ob sie von ihm das erlösende Wort hören wollten; sie hätten schreien mögen, aber sie wußten nicht was.

Der König stand immer noch in der Haltung beleidigter Hoheit da, Saran wieder neben ihm. All in seiner Hoheit war König Wulldis blaß. Das Blut! Er wollte sagen: „Das Blut und den Toten verschwinden lassen!" Er brachte keinen Ton hervor. Und eine Weile, die länger zu sein schien, als sie war, schien aus der vielhundertköpfigen Menge kein Laut vernehmbar. Nur daß der

riesige Mann von der Leibwache mit festen Schritten auf seinen Posten zurückkehrte.

Saran wollte es über die ganze Versammlung hinwegrufen; aber er war heiser und sagte es nur zu den Herren der nächsten Umgebung: „Er war ein Verräter." Einen Augenblick schien die Stille noch stiller zu werden. Dann ging das erlösende Wort lauter und lauter anschwellend von Hause zu Hause; und plötzlich erscholl es noch wilder und noch treuer als alle anderen Zurufe der Huldigungstage: „Hoch König Wulldis! Hoch Kurdistan!"

In das Antlitz des schönen Königs kehrte Farbe zurück. Jetzt war er also König. Ergriffen sagte er zu Saran: „Ich werde mein treues Volk erstaunlich glücklich machen und ihm bald etwas vorfliegen."

Fliegen! Alle Kurden sollten hingerissen zuschauen! In der Menge, die ergeben zu ihm aufblickte, suchte er. Einen einzelnen Mann. Wen denn nur? Richtig. Seinen einstigen Lehrer, den alten Bettler, den man den weisen Arya nannte. Er hatte ihn seit seiner Heimkehr noch nicht geschaut. Wohin hatte der Feigling sich verkrochen? Der König wollte ja sein Blut gar nicht.

Der Leib und das Blut des verräterischen Wesirs war mit einem prächtigen Teppich zugedeckt worden.

König Wulldis schritt feierlich aus dem Prunksaal in seine Gemächer zurück. Dort befahl er einem Hofbeamten, der schon vor vielen Jahren unter Königin Barana Kammerherr gewesen war, unweigerlich und sofort den alten Arya herbeizuschaffen. Der Kammerherr warf sich seinem neuen Herrn zu Füßen und rief: „Das ist unmöglich, mein königlicher Herr."

„Unmöglich? Das will ich nicht wieder hören. Bei meiner Ungnade. Warum sagtest du so?"

„Der weise Bettler Arya ist verschwunden."

„Schon wieder so ein Wort. Ich verbiete es. Ich kann verschwinden, wenn ich will, sonst niemand. Menschen sterben etwa nur. Ist der alte Arya tot? Ich nenne ihn nicht den weisen Arya."

„Mein königlicher Herr geruhe zu hören. In dem Augenblicke, da die Königin Barana ihren letzten Seufzer und ihre hohe Seele aushauchte, erschien zu Häupten ihres Lagers der w . . . alte Arya. Wir wußten nicht, wie er hereingekommen. Plötzlich war er da. In seine beiden hohlen Hände empfing er den letzten Seufzer und die Seele der Königin. Den Seufzer beschwichtigte er, und die Seele ballte er leise in seinen Händen zu einem kristallenen Tautropfen. Er neigte sein Antlitz wie in Andacht zu diesem kristallenen Tropfen, dann hob er sein Haupt und seine Augen. Verschwunden vor unseren Blicken war der alte Bettler und mit ihm die Seele der Königin Barana."

König Wulldis stampfte mit dem Fuße auf. Der Kammerherr wurde aus seinem Amte entlassen. In Ungnade.

VIII.

Es kam anders, als Saran gefürchtet hatte. Die Hinrichtung des alten Wesirs hatte genügt, den Thronerben in seinem Königsbewußtsein zu befestigen. Er wurde ein gutmütiger, ein milder König. Wenn er ausging, folgte ihm stets ein Schatzdiener mit einem großen Beutel, in dem ungeordnet Münzen von Gold, Silber und Kupfer lagen; und König Wulldis schenkte nach seinem Sinne bald einem Bettler ein Goldstück, bald einem Kaufherrn einen Kupferdreier.

Es kam aber auch anders, als Saran gehofft hatte. Er trat nicht an die Stelle des toten Wesirs. Einen Ratgeber brauchte König Wulldis nicht; er war sein eigener Kanzler. Man mußte es schon geschickt anfangen, um diesen unbeirrbaren Herrn beeinflussen zu können; man mußte ihm schon sagen, daß er keinen Ratgeber nötig hätte. Anders ließ er sich nicht raten.

Jeden Tag faßte der König einen neuen Plan, sein treues Volk erstaunlich glücklich zu machen. Einige dieser

Pläne waren freilich unausführbar; aber das erfuhr der König nicht, weil er immer nur Befehle erteilte und sich um ihre Vollziehung am folgenden Tage nicht mehr kümmerte.

Wofür hatte er Erfahrungen gesammelt, wie noch niemals ein König vor ihm? Wofür hatte er sich in so vielen Berufen und Hantierungen mit Ruhm bedeckt? Doch nur um den Männern jedes Standes ein Vorbild zu werden und alle Kurden zu irgendeiner Meisterschaft emporzuheben. Zu bisher unbekannten Höhen.

Seine große Arbeit für Kurdistan begann er damit, daß er das Zeughaus ausräumen ließ und das weitläufige Gebäude für eine königliche Sammlung aller Handwerkstrachten und Handwerksabzeichen bestimmte. Die eigenen Kleiderbündel, die er jeweilen auf seiner Wanderschaft verloren hatte, wurden herbeigeschafft; auch wurde er wohl mit ähnlichen Gewändern getäuscht. Dann ernannte er einen geschickten Mann zum Hofschneider; der mußte ihm genau das Maß nehmen und nach seinem Wuchse je ein Werkelkleid und je ein Feierkleid jedes Standes und jedes Berufes anfertigen. König Wulldis hatte dabei noch eine Nebenabsicht. Kleider machen Leute, sagt man in Kurdistan. Nach seinen Maßen mußten fortan alle Kurden gekleidet gehen. Wenn sie erst lange genug sich so trugen, so würden sie endlich auch seinen stattlichen Wuchs bekommen, was für die Wohlfahrt von Kurdistan nicht zu unterschätzen war. Bei diesem Unternehmen bewährte sich der König gelegentlich selbst als Schneider; und weil das Zeughaus dem neuen Zwecke vielfach angepaßt werden sollte, auch als Bauarbeiter. Einen von ihm zugeschnittenen Rock mußte der Hofschneider freilich wegtun, eine von ihm aufgeführte Mauer stürzte ein; aber alle Schneider und Maurer von Kurdistan rühmten des Königs Vielseitigkeit.

So ging es weiter. Ob König Wulldis als Gärtner die geilen Triebe stehen ließ und die Fruchtknospen ab-

schnitt, ob er als Fischer bei der ersten Ausfahrt auf eine Sandbank geriet, ob er als Jäger eine zahme Muttersau anstatt eines Wildschweins abstach, ob er als Bauer zuerst säte und nachher pflügte, ob er als Schmied das Eisen heiß zu machen vergaß — immer rühmten just die, welche die Sache aus dem Grunde verstanden, seine unerhörte Geschicklichkeit und staunten über seine Herablassung. Wenn die Mitarbeiter des Königs heimliche Aufrührer waren, so unterdrückten sie doch ihr Lachen. Die guten Bürger aber erzählten einander und ihren Kindern Wunderdinge von Wulldis dem Schönen. Denn die Liebe eines Volkes ist schwer auszurotten.

An den Tagen, die dem Könige keine neuen Regierungseinfälle brachten, ließ er vor dem Palaste ein Zelt aufschlagen, dessen vordere Bahn geöffnet blieb. Vor den Augen aller Marktbesucher zeigte er da seine besondere Kunst in der altberühmten Schusterei; er schuf da aus dem kostbarsten Leder tadelloses Schuhzeug, immer nur rechte Reiterstiefel und linke Pantoffel. Ein greiser Schuster und heimlicher Aufrührer wagte die Bemerkung, daß ein brauchbares Paar aus einem rechten und einem linken Stücke bestünde. Da ließ ihn der König hart an und bestimmte, daß die von seinen höchsteigenen Händen erzeugten Stiefel und Pantoffel den tapferen Kurden gehören sollten, die in einem seiner künftigen siegreichen Kriege ein Bein verlieren würden, das linke, oder aber das rechte. Na also!

Noch waren nicht zwei Jahre vergangen, als König Wulldis schon zum Ehrenhaupte oder zum Beschützer aller Zünfte und aller gelehrten und ungelehrten Gesellschaften von Kurdistan unterwürfigst ernannt worden war; dem ehemaligen Zeughause wurde ein Schmucksaal angebaut, in dem alle diese Ehrenbriefe in guter Ordnung untergebracht wurden.

Das höchste Ansehen im Lande hatte die ehrwürdige Zunft der Sänger und Dichter; unter diesen gab es noch

mehr heimliche Aufrührer als in irgendeiner anderen Hantierung. Nur einer aus dieser Zunft war ein offener Aufrührer; gerade er liebte beinahe die schwunghafte Seele des merkwürdigen Königs, aber er liebte sein Land noch mehr als den König und nannte darum dessen Einfälle, wie sie es verdienten. Er wurde dafür von der Zunft ausgestoßen und verbrachte sein Leben in stiller Trauer an der äußersten Grenze des Reiches.

Dieser ehrwürdigen Gesellschaft der Sänger und Dichter legte der König ein Gedicht vor, das die Göttlichkeit eines allumfassenden Geistes feierte. Fast alle erfahrenen Zunftgenossen fanden das Gedicht regelwidrig oder ganz schlecht. Nur die jüngsten Sänger lobten die ganz eigentümliche Regelwidrigkeit und wollten den hohen Dichter Wulldis den Schönen — sie waren so frei, den Königstitel unausgesprochen zu lassen — lebenslänglich und für Zeit und Ewigkeit zum Dichterfürsten ernennen und seine Regelwidrigkeit zur Regel erheben. Dem weigerten sich die altregelmäßigen Dichter, die in der Mehrheit waren. Ein steinalter Sänger und sehr heimlicher Freigeist erlangte von ihnen Zustimmung, als er folgenden Antrag einbrachte: „Dieweil unser erhabener König — er lebe lange — unserer ehrwürdigen Zunft ein Gedicht seiner Arbeit vorgelegt hat, dieweil dieses Gedicht zwar nicht den Beifall einiger verknöcherter und veralteter Sangesmeister gewonnen hat, dieweil es aber immer schön ist und eine Ehre für unsere Hantierung, wenn ein König überhaupt zu singen versucht, so küren wir den König Wulldis den Schönen zu unserem Ehrenhaupt und stellen ihm einen Ehrenbrief aus, den ich als der Zunft Ältester dichten, in Musik setzen und in schöner Schrift aufpinseln werde."

Der steinalte Sänger wurde zum Hofpoeten ernannt; die Genossen neideten ihm diese Auszeichnung, verrieten aber seine heimliche Freigeisterei nicht, weil jeder von ihnen hoffte, nach dem Tode des Alten selber Hofpoet zu werden.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der Ruhm des Königs Wulldis sich sogar über die Grenzen von Kurdistan ausbreitete. Die Nachbarkönige allerdings berieten schon mit ihren Wesiren, wie sie die Sonderbarkeiten des Herrschers zum Nachteile von Kurdistan benützen könnten, zur Vernichtung von Kurdistan. Aber je weiter die Entfernung, desto heller das Bild von Wulldis dem Schönen. Der Kaiser von China übersandte seinem Bruder von Kurdistan die Seidenjacke mit den goldenen Dichterknöpfen. Ein kleiner Waldkönig des Abendlandes, selbst ein wenig sangesbeflissen, widmete dem östlichen König und Sänger ein Büchlein und erhielt als Gegengabe einen Diamanten, dessen Preis den Wert des kleinen abendländischen Waldkönigreichs überstieg.

Nur in Kurdistan selbst war die Nähe dem Ansehen des Königs günstig. Fliegende Blätter kamen heraus, in denen die Wundergaben des Königs ausgeschrien wurden; da war kein Flecken so klein, daß nicht Wandermusiker Geschichten vom Könige Wulldis abgeleiert hätten. Viel Gold wurde an die Verfasser und an die Verbreiter dieser fliegenden Blätter verteilt.

Nicht allezeit entsprach der Inhalt solcher Reimereien der Wahrheit. So war es nur eine Legende, daß König Wulldis die Erfindung gemacht hätte, die Kinder von den Männern und von den Männern allein zur Welt bringen zu lassen. In Wirklichkeit hatte er nur eine Untersuchung darüber angeordnet, ob die Säuglinge nicht auch an Männerbrüsten genährt werden könnten. Gegen angemessene Bezahlung traten die besten Naturkundigen von Kurdistan zur Prüfung dieser Frage zusammen. Es blieb aber bei der alten Sitte. Und König Wulldis zürnte eine Stunde lang: unbelehrbar, unerziehbar stellten sich mitunter seine Kurden an. Wenn er doch die fügsameren Bewohner des Landes China zu regieren gehabt hätte! Die hätte er schneller einer herrlichen Zukunft entgegengeführt!

IX.

Die Zufriedenheit des Volkes ließ nichts zu wünschen übrig. Jeder Kurde erwartete das Huhn im goldenen Topfe, das der König einmal an einem schönen Frühlingsfeste allen seinen Untertanen versprochen hatte. Die Zuversicht auf seine wunderbaren Fähigkeiten und auf seinen guten Willen half auch zunächst, als im vierten Jahre seiner munteren Regierung eine völlige Mißernte eintrat.

König Wulldis, dem nichts abging, erfuhr von dem unerfreulichen Ereignisse erst nach vielen Wochen, als er einer Gesandtschaft an den Bruder von China drei Goldsäcke als Wegzehrung auszuzahlen befahl und der Schatzmeister zitternd gestehen mußte, seine Kassen wären leer; die Steuern wären wegen der herrschenden Hungersnot nicht eingegangen.

Der König jagte den unfähigen Schatzmeister fort und ließ den treuen Saran kommen, der noch immer Rat gewußt hatte, wenn die anderen Hofbeamten versagten. Saran sollte berichten, was das mit dem dummen Gerede über eine sogenannte Hungersnot auf sich hätte. „Hunger gibt es, das ist richtig. Aber nachher schmeckt das Essen desto besser. Wer Hunger hat, soll Brotfrucht oder Reis einkaufen. Wer kein Geld hat, soll es zuerst verdienen. Durch Arbeit. Ich habe auch arbeiten müssen. Und wie arbeite ich jetzt! Na also!"

Saran erzählte von der Mißernte; daß sehr wenig Brotfrucht und Reis reif geworden wäre, daß die Landbesitzer also zu hohen Preisen verkaufen müßten, da doch ihr Einkommen sich nicht verringern dürfte, daß der Pöbel seinen Arbeitsverdienst wirklich für die Nahrung ausgeben müßte und für die Steuerkassen nichts übrig behielte. „Der Schatzmeister mußte eben vorsorgen, vor allem für die Bedürfnisse des Königs. Das ist die erste Pflicht eines gewissenhaften Schatzmeisters." Saran verstand seine Rede so einzurichten, als ob er den König nur

an wohlbekannte Dinge erinnert hätte. König Wulldis war auch so gnädig, seinem Günstlinge die Hand zu reichen. „Du bist mein Mann. Du bist von heute ab mein Schatzmeister. Du eignest dich vorzüglich für dieses bedeutende Amt. Du wirst zunächst für die Bedürfnisse des Königs vorsorgen. Vorsorgen, das sei dein leitender Gedanke. Auch ich werde vorsorgen. Es darf keine Mißernten mehr geben. Ich habe da einmal ganz beiläufig die nette Erfindung gemacht, den Ertrag eines Ackers auf das Zehnfache zu heben. Merkwürdig, ich war damals noch ein halbes Kind. Ich stehe manchmal staunend vor meiner eigenen Größe. Und weil du ein so gutes Verständnis für meine Gedanken bewiesen hast, in dem gehörigen Abstande natürlich, so sollst du auch die Oberaufsicht über die Landwirtschaft führen und meine alte Erfindung anwenden lassen. Ich muß mich nur darauf besinnen, was das damals eigentlich für eine Erfindung war. Oder es fällt mir etwas noch Besseres ein. Jedenfalls darf in meinem Reiche eine Mißernte nicht mehr vorkommen, da will ich vorsorgen."

„Heißen Dank, mein fabelhafter König. Ich bin nur ein gehorsamer Knecht und habe keine eigenen Gedanken. Mein König geruht seine Bemerkung nicht erst des Aussprechens wert zu halten, daß zunächst der Not dieses Jahres gewehrt werden müsse, daß Brotfrucht und Reis aus den Nachbarländern eingeführt werden müsse."

„Da hast du Selbstverständliches richtig erraten, lieber Saran. Ich werde dir doch nicht erst sagen, was jeder Bauer weiß. Also zuerst die Not dieses Jahres. Ob zwar ... Später werde ich es durchsetzen, daß das Korn in acht Tagen nach der Aussaat reift. Durch Brennspiegel. Merke dir das. Ich habe zwar ein Gedächtnis wie eine Zange, habe aber an zu vielerlei zu denken. Ja, also für jetzt kaufe ich das Getreide in den Nachbarländern und verteile es hier. Ich dulde keinen Hunger in meinem Reiche. Ich bin der König."

„Will mein heiliger Herr nicht geruhen, mir genauere Vorschriften zu machen?"

„Ich bin doch kein Verwalter, kein Knecht! Für die Rechnerei und andere Kleinigkeiten seid ihr da. Sei schnell. Das fremde Getreide muß binnen vierzehn Tagen hier sein, binnen neun Tagen."

So hatte der Schatzmeister Saran freie Hand. Nicht schon nach neun Tagen, doch aber nach vier Wochen kamen die ersten Ladungen Reis nach Kurdistan. Als Zahlung war den Händlern von Persien und India eine Verpfändung von Zöllen übermacht worden; nachher mochte man den Ausfall durch eine neue Kopfsteuer ersetzen. So war das Getreide angekauft worden.

Was seine Verteilung an die Hungernden betraf, so beriet Saran darüber gar nicht lange mit seinen Freunden und Verwandten; das Ziel war klar: der Geschäftsweg sollte den Bauernfressern einen guten Nutzen bringen. „Bauernfresser" nannte man im Reiche Kurdistan lustig genug die Besitzer ausgedehnter Landstrecken, die ihnen früher oder später durch die Gunst der Könige oder durch sonst ein Unrecht zugefallen waren; der Name kam daher, daß sie mit immer unbefriedigter Gier danach trachteten, die Bauern ihrer Umgebung aus den kleinen Gütern ins Elend zu treiben und ihren eigenen Besitz zu vergrößern. Die Richter des Landes mußten dabei helfen; und wenn die Richter sagten, daß die Gesetze in diesem oder jenem Falle das Bauernfressen nicht gestatteten, so machten die alten Bauernfresser neue Gesetze.

Saran legte dem Könige die gesetzlichen Bestimmungen über den Ankauf und über die Verteilung vor: die zuverlässigen fürstlichen Landbesitzer sollten das ausländische Getreide gegen eine billige Entschädigung empfangen und es zu einem gerechten Preise an die Hungerleider abgeben. Der König, der über die Einrichtung seiner Brennspiegel nachdachte, nickte zustimmend zu der Begründung: die kleinen Leute würden in Masse die Vorratskammern stürmen, wenn man nicht für jeden

Bezirk einen Vertreter des Königs schüfe; der wäre überall der reiche Besitzer, eben durch seinen Reichtum über den Verdacht erhaben, daß er an seinen Vorteil denken könnte.

Gegen die Absicht des guten Königs Wulldis hatten die hungernden Kurden von dem neuen Gesetze wieder nur geringen Gewinn. Die Bauernfresser bezahlten das persische und indische Getreide, so sagte ein Spaßvogel unter ihnen, mit der gleichen Münze, mit der es von König Wulldis bezahlt worden war: mit Versprechungen; den Händlern waren Zölle verpfändet worden, die Bauernfresser verpfändeten ihr Wort, dem Reiche bei nächster Gelegenheit beizuspringen. Die so erworbene Brotfrucht, den Reis und das Saatkorn verteilten oder verkauften sie freilich; aber schüchtern waren sie in diesem Geschäfte nicht. Die Landbesitzer konnten schon für gut und hilfsbereit gelten, die das Staatsgetreide zu den hohen Hungerpreisen dieses Jahres abgaben und sich am Ende gar dazu verstanden, den Kaufpreis bis zur nächsten Ernte zu stunden. Da gab es aber andere, die richtigen, die überzeugten Bauernfresser, die sich mit solchem Wucher noch nicht begnügten; ihnen mußten die Bauern das ganze Gü chen oder einzelne Felder abtreten gegen ein paar Scheffel Reis oder gegen eine Metze Saatkorn, für dessen Aussaat die armen Teufel nachher keinen Acker mehr hatten. Die Richter bekamen viel Arbeit.

Die Not, die Erregung, die Verzweiflung der Bauern stieg. Und als erst viele Kinder, denen der Absud von Gras und Baumrinde nicht bekam, an einer Hungerkrankheit gestorben waren, rotteten sich die armen Väter und Mütter zusammen, überfielen die Schlösser der gierigsten Bauernfresser und gingen daran, die Vorräte und die Landstrecken unter sich zu verteilen.

Dem Könige wurde von allen seinen Hofbeamten berichtet, die Hungersnot in seinem Reiche wäre vorüber; das Volk wäre glücklich und dankbar. Geringe Bedeutung

hätte es, daß sich aus der Hefe der Bevölkerung da und dort Räuberbanden gebildet hätten; gegen die müßte, um sie schnell zu unterdrücken, ein beträchtlicher Teil des Heeres aufgeboten werden. König Wulldis war immer für Schnelligkeit, für Plötzlichkeit. Er gab die nötigen Befehle an die Obersten um so lieber, als er für das nächste Erntefest eine Versammlung aller Standesherren oder Bauernfresser nach seiner Hauptstadt einberufen hatte. Er hatte Großes vor, und kein Standesherr sollte auf der Landstraße belästigt werden.

Die Rebellion wurde von den Soldaten niedergeschlagen. Die Anführer der Bauernhaufen wurden gepfählt oder auch, wenn man es eilig hatte, niedergestochen. Wer von den Rebellen noch einen Acker besaß, wurde seiner von Rechts wegen beraubt. Die mächtigsten Bauernfresser wurden in ihre Güter wieder eingesetzt. Die Besitzungen einiger junger und schwacher Herren, die ihrem Stande keine Ehre gemacht hatten, da sie das Staatsgetreide an die Bauern halb verschenkten, wurden zu den Landstrecken der Fürsten geschlagen. Es sah nach einer guten Ernte aus; aber dem grenzenlosen Elend in der Heimat der Bauernfresser war kaum mehr ein Ende abzusehen.

Also, noch reicher geworden als bisher, ritten und fuhren die Standesherren in prächtigen Aufzügen zur bestimmten Zeit nach der Hauptstadt zu des Königs Versammlung. Sie gedachten sich dort zu vergnügen, für ihre Frauen und Mädchen Geschmeide und kostbare Stoffe einzukaufen; manche von ihnen, die sich bei Hofe noch nicht vorgestellt hatten, wurden ganz übermütig bei der Aussicht, sich diesen guten Wulldis einmal aus der Nähe ansehen zu können. Es war eine Schande, mit welchen Schimpfnamen sie ihren Herrn belegten, sobald nur keiner, der nicht ein Bauernfresser war, sich unter ihnen befand. „Unser Narr“, pflegte ihn der Fürst der östlichen Provinz zu nennen. Der durfte sich freilich viel herausnehmen; er rühmte sich, durch seine väterlichen

Ahnen dem ältesten Geschlechte von Kurdistan anzugehören, das noch früher als das Herrscherhaus im Lande war; durch seine mütterlichen Ahnen gar war er dem Könige blutsverwandt.

König Wulldis war in weicher Feierstimmung, weil Hungersnot und Räubersnot beseitigt waren und weil nach Anwendung seiner Brennspiegel Hungersnot und Räubersnot nicht wiederkehren konnten. Er war mit seiner Erfindung zur rechten Zeit fertig geworden. Mit Hilfe eines Gelehrsamkeitsmeisters, dessen pedantische Ziffern ihn lange genug geärgert hatten, wußte er jetzt, wie groß der Durchmesser jedes Brennspiegels sein mußte (anderthalb Meilen) und in welcher Form man ihn zu bauen hatte (es war irgendein verrückter fremdländischer Ausdruck). Einige technische Kleinigkeiten in der Aufstellung und Bewegung der Spiegel hatte er schließlich ganz dem langweiligen Rechner überlassen. Das war recht ein Auftrag für so einen Kerl! Die Hauptsache aber war erfunden: Vervollkommnung der Sonne durch Brennspiegel. Ein wahrhaft göttliches Werk, das die Sonne absetzte.

König Wulldis hatte die Versammlung nicht nur befohlen, um persönlich den Jubel seiner Großen, den Dank für seine Bemühungen zu vernehmen; die Standesherren, als die Besitzer weiter Landstrecken, waren auch die nächsten dazu, den Sonnenersatz zu begreifen und anzuwenden. Endlich, einer kleinen Schwachheit brauchte sich der gewaltige Wulldis nicht zu schämen: er wollte den Standesherren, da sie einmal aus so wichtigem Anlasse zu Hofe kamen, Gelegenheit geben, Zeugen der liebsten unter seinen Meisterschaften zu werden; er wollte vor ihren Augen während der Tagung einen Pantoffel anfertigen, so schön und so weich, wie ihn noch niemals vorher ein Stelzbein an seinem gesunden linken Fuße getragen hatte.

In dem Prunksaale des Palastes wurde die Versammlung eröffnet. König Wulldis wollte die technische

und mathematische Erläuterung der Sache seinen langweiligen Mitarbeitern überlassen; er selbst gab in seiner Ansprache nur allgemeine Richtlinien, wie segensreich seine Brennspiegel im Sommer und im Winter wirken würden. Dann schilderte er mit bewegten Worten die herrliche neue Zeit. „Die Zeit, die heranbrechen muß, wenn der Mensch sich erst zum Bezwinger der Sonne gemacht hat, selbst ein Gott, mehr als ein Gott. Das goldene Zeitalter, das bisher nur die Dichter und Sänger erblickt haben, deren Ehrenhaupt euer König bekanntlich ist, dieses goldene Zeitalter wird endlich aus den Wolkengebilden der Träume herabsteigen auf die gottgeliebten Auen meines ruhmvollen Reiches. Kurdistan mache ich zur Kornkammer der Welt, möchten auch unsere Scheuern darüber bersten. Wo sonst kaum ein dürftiger Hafer gedieh, werden schlanke Palmen sich im Abendwinde schaukeln und sich beugen unter der Last ihrer köstlichen Früchte. Die Ananas wird Nahrung des Bettlers werden. Die Dichter Chinas und die fürstlichen Sänger des Abendlandes, die mir ihre Bücher widmen, werden sich an dem Wein von Kurdistan zu noch unsterblicheren Gedichten berauschen. Palmen, Palmen, ich sehe nichts als Palmen! In ihrem Schatten werden zufriedene Menschen lustwandeln; auf ihren Wipfeln werden Königspfauen ihr Rad schlagen, die Wappentiere meines begnadeten Hauses."

König Wulldis konnte mit der Aufnahme seiner zügellosen Rede zufrieden sein. Auf viele von den Standesherren, die die Gewohnheit des Nachdenkens nicht besaßen, wirkte die Begeisterung des guten Wulldis ansteckend, und ihnen gefiel der Vortrag wirklich; andere benützten den Anlaß, dem Könige dafür zuzujubeln, daß sie an der Hungersnot so gute Geschäfte gemacht hatten; die meisten hielten sich an die hergebrachte Sitte, eine königliche Ansprache mit begeistertem Zuruf zu beantworten. Einige wenige, die während der Rede heimlich gelacht hatten, überschrien jetzt alle anderen. „Hoch

Wulldis der Schöne!" tönte es von allen Seiten. Da erhob sich der allerreichste Bauernfresser, eben der Fürst der östlichen Provinz, und rief: „Wir sind die Bauern. Hoch Wulldis, der Bauernfreund!" Brausend klang es einstimmig durch den Saal: „Hoch Wulldis, der Bauernfreund!"

All in seinem Glücke erinnerte sich der König, daß die Standesherren gewiß begierig wären, auch die kleinen Witze und die wissenschaftlichen Grundlagen seiner Erfindung kennenzulernen; er gab dem Gelehrsamkeitsmeister einen Wink, jetzt seine Rechnereien und Kritzeleien vorzubringen. Das kahlköpfige Männchen, dem die zweifelhafte Arbeit unter dem Befehle des ungeduldigen Königs nicht eben leicht geworden war, stellte sich auf eine besonders hergestellte Bühne, nicht gar weit vom Throne entfernt; auf eine Tafel, die wie in einer Schule angebracht war, malte er Kreise und Dreiecke, und malte immer wieder neue Kreise und Dreiecke, während er mit dünner Stimme einen Vortrag begann, in dem es von Ziffern und immer wieder neuen Ziffern nur so wimmelte. Man hörte gar nicht zu. Aber mitten in dieser lästigen Langenweile gab es einen Hauptspaß, den König Wulldis vorher mit einem anderen gelehrten Mechaniker ausgeheckt hatte und der jetzt auf ein Zeichen des Königs die Standesherren höchlich belustigte. Der Boden der Rednerbühne war so eingerichtet, daß er durch eine verborgene Maschine um mehr als drei Fuß tiefer gerückt werden konnte. Das geschah auf das Zeichen des Königs in dem Augenblicke, als das Männchen oben im Begriffe war, die Länge des Durchmessers der Brennspiegel herauszukriegen. Der Gelehrsamkeitsmeister sank und sank und sprach mit toll aufgerissenen Augen immer noch weiter, während sein Kopf schon unter die Bühnenrüstung zu verschwinden begann und die Hände sich krampfhaft an den Leisten festkrallten.

Fast noch stürmischer als vorhin der Beifall tobte jetzt das Lachen; König Wulldis selbst lachte so unmäßig

über den gelungenen Streich, daß er mit beiden Fäusten die Lehnen des Thronsessels bearbeiten mußte, um nicht den Atem zu verlieren. Dann faßte er sich plötzlich, fand seinen königlichen Ausdruck wieder und forderte die Standesherren auf, ihm zu seinem Zelte zu folgen. In feierlichem Zuge, die unziemlich heiteren Gespräche gedämpft, ging es auf den Marktplatz; der König voran, allein, gesammelt.

Vor dem offenen Zelte waren die Männer aus dem Vorstande der Schuhmacherzunft schon aufgestellt. König Wulldis trat in sein Zelt, setzte sich auf den Dreifuß nieder und machte mit ernsthafter Miene die letzten Stiche an seinem Meisterstück, einem längst vorbereiteten goldgestickten linken Pantoffel aus rotgefärbtem Ziegenleder. Rings um das Zelt waren alle Musikbanden der Hauptstadt aufgestellt. Als König Wulldis nach wenigen Minuten den letzten Stich getan hatte, gab Saran ein Signal, und alle Banden fielen mit ihren Trommeln und Posaunen und Zinken und Zimbeln ein, vollführten einen Höllenspektakel und schienen nicht wieder aufhören zu wollen. Während dieses Lärmens ließ der König den Vertretern der Schuhmacherzunft das Gebilde seiner Hände zur fachmännischen Prüfung hinüberreichen. Die ehrsamen Handwerker bewunderten die Arbeit ganz ehrlich und fielen endlich ihrem königlichen Genossen zu Füßen. Noch niemals hätte einer von ihnen so geschustert! Es müßte bei dem linken Schuh sein Bewenden haben, damit er der einzige bliebe.

Wieder fand der Fürst der östlichen Provinz das befreiende Wort: „Nur unser König weiß, wo der Schuh das Volk drückt. Auch wir gehören zum Volke. Hoch König Wulldis, der göttliche Schuster!“

Der Marktplatz widerhallte von dem Rufe. Dann von überall dazwischen: „Auch sehen! Auch den Schuh sehen! Den Pantoffel zeigen!“

Eilfertig stellte sich König Wulldis auf seinen Dreifuß, reckte sich und wies den guten Leuten den linken Pantoffel

von rotgefärbtem Ziegenleder. Es wurde die glücklichste Stunde seines beglückten Lebens. In wildem Gedränge strömte das Volk heran; wer irgend Platz fand, warf sich anbetend zur Erde nieder. Bunte Tücher winkten. Die Banden spielten das Lied, das sonst an Festtagen der Anbetung der Mutter Sonne galt; heute setzte die ungeheure Menge ein und die Worte des Gebetes wurden ein Preislied für den göttlichen König.

Der lauschte selig, während er hoch aufgerichtet immer noch auf seinem Dreifuß stand. Wonnige Dankbarkeit bemächtigte sich seines Herzens. Heute oder nie! Jetzt oder nie konnte er fliegen, wenn er wollte. Über die liebenswürdige Menge hinfliegen, ihr die Freude dieses Anblicks gewähren und allen alten Zweiflern beweisen, daß er ein Liebling der Götter sei.

Er zuckte mit den Achseln, als ob er zu dem Spreiten der unsichtbaren Flügel hätte ansetzen wollen; und er hatte dabei plötzlich die unbehagliche Vorstellung, als ob er schon einmal so mit den Achseln gezuckt hätte und dann nicht von der Stelle gekommen wäre. In diesem verlegenen Augenblicke bemerkte er weit drüben, wo die anstürmende Menge den Raum freiließ, einen Vorgang, der ihn ganz traurig stimmte, er wußte nicht warum. Ein Trupp von Häschern trieb einen weißhaarigen Bettelmönch vor sich her; der Mönch schien nicht zu widerstreben, aber er war gefesselt und die Häscher schlugen ihn.

Heute also wieder nicht, heute wollte er wieder nicht fliegen. Der weise Arya kam ihm in den Sinn; der mußte vorher ein Zeuge seiner unvergleichlichen Königstaten sein, mußte sein altes Mißtrauen abschwören, mußte sich huldigend vor ihm neigen: dann erst wollte er sich in seinem hellsten Glanze zeigen, dann erst wollte er fliegen. Vor dem guten Volke und vor dem bekehrten Arya. Heute noch nicht.

Würdevoll stieg er vom Dreifuß hinunter und begab sich nach seinem Palaste zurück, wieder in einem so feier-

lichen Zuge, wie das auf alten Bildern dargestellt war. In seinem Gemache empfing er den obersten der Häscher und befahl ihm, den Aufenthalt seines alten Lehrers Arya zu erkunden und den „verschwundenen“ — der König sagte es höhnisch — weisen Bettler mit allen Ehren an den Hof zu bringen, die man dem Lehrer des Königs schuldete. Auch sollte der oberste der Häscher Bericht fordern und Bericht erstatten, was der Bettelmönch verbrochen hätte, der von rohen Leuten eben über den Marktplatz getrieben worden wäre. „Nach einer Stunde will ich Bescheid haben. Bei meiner Ungnade!“

X.

Wenig mehr als eine Stunde war vergangen, als der oberste der Häscher wieder das Ohr des Königs verlangte. Er warf sich ihm zu Füßen und wimmerte, er hätte nichts über den Aufenthalt des alten Bettlers erfahren können. „Schon vor Jahr und Tag hat seine Herrlichkeit, der Schatzmeister Saran, in Voraussicht des königlichen Befehls nach dem Bettler forschen lassen; nur von Ehrenbezeugungen war damals nicht die Rede. Der alte Arya sollte hingerichtet werden als ein arger Zauberer. Er ist und bleibt verschwunden.“

Das letzte Wort hatte König Wulldis gleich beim Antritte seiner Regierung aus der Sprache seines Hofes verbannt; nichts sollte für „unmöglich“, nichts für „verschwunden“ gelten; daß er es jetzt hören mußte, machte ihn so ungehalten, bekümmerte ihn so, als ob er auf einen seiner Pläne hätte verzichten müssen. Aber er setzte sein verzweifelt dummes Gesicht nicht auf; als König empfand er diese Miene selbst als unköniglich und begnügte sich, in solchen Kümmernissen nur die Stirn zu runzeln mit dem Ausdrucke der Unzufriedenheit, den das Bildnis seines ältesten Ahnherrn zeigte. Er runzelte also die Stirn und rief: „Ihr seid alle nur Dummköpfe! Ich werde die Aus-

bildung der Häscher selbst in die Hand nehmen müssen. Bis morgen will ich wissen, ob der alte Arya tot ist oder wo er lebt. Bei deinem Kopfe! Hoffentlich weißt du besser, was das vorhin mit dem Bettelmönche war. Steh auf und berichte."

Der oberste der Häscher atmete auf. Er hatte eben die Stunde, die ihm zur Verfügung stand, dazu benützt, sich mit Saran und dessen Freunden zu besprechen; er wußte, was er zu erzählen hätte.

„Ein ausbündiger Hochverräter ist dieser Bettelmönch, ein Genosse der Räuber und Mordbrenner. Vor einigen Jahren ist er in der südlichen Provinz aufgetaucht, wo so viele Standesherren eng nebeneinander wohnen; der Neid schimpft sie die Bauernfresser, sie gewähren aber den kleinen Leuten reichliche Arbeitsgelegenheit. Als dort nach Beginn der sogenannten Hungersnot die Unruhen ausbrachen und der Pöbel Räuberbanden bildete, schloß der Mönch sich den Geächteten an. Eigener Hunger kann ihn nicht getrieben haben, weil er keiner Nahrung bedarf, wie das Volk sagt. Wenn der Bettler in einem Schlosse Schale und Sack gefüllt bekam, brachte er seine Beute den Kindern der Räuber, den Kindern seiner Brüder. Man sah lange durch die Finger, weil er ein Mönch war. Bis seine Frechheit zu toll wurde. Bei einem Festmahle der Standesherren erschien er. Als man scherzenderweise mit Fasanenknochen nach seiner Schale warf, vielleicht auch daneben, fing er an zu predigen. Die Standesherren hörten auf zu lachen, als er nach Darbietung der alten Gemeinplätze von Liebe und Gleichheit Beleidigungen ausstieß, gegen die Fürsten und gewiß auch gegen den erhabenen König. Die Räuber wären Kinder und gute Tierlein, die Fürsten Räuber und wilde Tiere. Ein jüngerer Herr warf in berechtigtem Zorn seinen Spieß nach ihm; als die Waffe ihn nicht traf oder von ihm abprallte — ein leeres Gerücht —, da ließ ihn der Fürst der südlichen Provinz verhaften, fesseln und nach der Hauptstadt bringen; denn einer von den

hochstehenden Priestern hatte den Fürsten in seinem Dünkel an ein altes Gesetz erinnert, wonach nur der höchste Gerichtshof über Mönche aburteilen dürfe."

„Ich bin der oberste Gerichtshof! Mit dem Bettelmönche werde ich schon fertig werden. Du bringst den Verbrecher, der vielleicht auch nur ein Narr ist, unverzüglich vor mein Angesicht."

Es dauerte nicht lange, da trat der oberste der Häscher wieder ein, und zwei seiner Leute zerrten den gebundenen Mönch hinter sich her. Es war der alte Arya, bleich, von einem überirdischen Glanze überflossen.

Der König runzelte die Stirn; aber er faßte sich schnell. „Ich habe es gleich gewußt, und ihr Dummköpfe habt ihn nicht auffinden können. Nehmt ihm die Fesseln ab. Von meinem Leibe, vom geheiligten Leibe des Königs prallen alle Spieße ab, nicht von dem seinen."

Als der weise Bettler losgebunden war, schickte der König alle Häscher und ihren Obersten hinaus; der schien einen Augenblick zu zögern, bis der König ihn herrisch anblitzte.

Da nun König Wulldis mit seinem alten Lehrer allein war, machte sich seine Erregung in einem Schwall von Worten Luft. Unter allen Menschen sei Arya der allerundankbarste; mit Zweifel und am Ende gar mit Aufruhr habe er die kindlichen Gefühle des Schülers gelohnt; in der Mutter habe er einst Zweifel gegen den eigenen Sohn geweckt; niemals habe er die erhabenen Eigenschaften erkannt, die so früh schon im Knaben zum Vorschein kamen. „Du weißt gar nicht, wie gut ich es mit dir gemeint habe! Bei meinen unvergänglichen Taten habe ich immer zuerst an dich gedacht. Dein Lob zu verdienen, schien mir nicht gleichgültig."

Aufrecht stand der weise Bettler da, mit einem Blicke innigsten Mitleids betrachtete er den König; er erwiderte kein Wort.

Das fachte den Zorn des Königs an. „Du weißt, du hast dein Leben verwirkt," rief er und setzte sich auf einem

Polster streng wie auf einem Richterstuhle zurecht. „Du hast die unvergleichlichen Anordnungen gescholten, die dein König gegen die sogenannte Hungersnot traf."

„Nicht für mich. Für dein armes Volk nur will ich sprechen, für das Gewimmel der guten Tierlein. Vielleicht glückt es mir, daß ein wenig Licht den Weg finde in deine Seele." Der weise Bettler schilderte einfach und nach der Wahrheit die Not des Landes: wie die Standesherren die gute Absicht des Königs verkehrt hatten, wie das Recht immer gebeugt wurde, wie die Hungerleider sich in äußerster Verzweiflung mit Notrecht empört hatten und als Räuber verfolgt und gemartert worden waren.

Mit Hoheit aufmerksam hörte König Wulldis die Darstellung an. Ein wenig Licht? Strahlend wie die Sonne strömte die Wahrheit auf ihn ein. Arya verkannte seine gute Absicht nicht! Das war viel. Schlechte Diener. Es fuhr ihm durch den Kopf, alle Standesherren hinrichten zu lassen, den nichtswürdigen Saran zuerst oder zuletzt; dann den ehrlichen Arya zu seinem ersten Diener zu erheben.

Da schlug der Schatzmeister Saran die Vorhänge zurück und eilte so schnell vor den König, als die Hofsitte irgend gestattete.

Der König herrschte ihn an: „Ich werde dir und dem Türhüter die Köpfe abschlagen lassen."

„Du hast befohlen, daß ich deinem Angesichte jederzeit ungemeldet nahen darf, wenn deine heilige Person in Gefahr ist." Saran sprach das zu den Füßen des Königs.

Der war aufgesprungen. „Ich kann niemals in Gefahr sein! Was bringst du?"

„Die Sorge des Palastes hat mich wissen lassen, daß du in überschwenglicher Großmut und Tapferkeit mit diesem Bettelmönche allein bleiben wolltest, weil er einmal dein Lehrer war. Als ob du jemals eines Lehrers bedurft hättest! Der oberste der Häscher hat dir nicht gemeldet, wie weit der alte Arya sich vergessen hat.

Er hat die Räuber gegen das Königtum aufgereizt, gegen dein Leben; ein heller Haufe sollte gegen die Hauptstadt ziehen, den König ermorden und eine Pöbelherrschaft einrichten."

„Das lügst du," sprach der weise Bettler leise und fest.

„Auch wenn ich dich einer Beleidigung der Majestät anklage? Wir haben Zeugen dafür, daß du mit unzweifelhaften Worten erklärt hast, König Wulldis — möge mir die Zunge nicht verdorren — sei ein Narr und könne nicht fliegen."

Der König setzte ein Bein vor und blickte nach dem Mönche; der nichtswürdige Saran mußte gelogen haben. Der weise Arya legte beide Hände flach auf die Brust und sprach: „Er lügt. Ich will dir die Wahrheit bekennen. Die Armen, die man die Räuber nennt, glauben an ihren König; und ich habe sie wahrlich nicht gegen dich führen wollen. Daß du ein Narr seist, sagen die Standesherren täglich, wenn sie unter sich sind. Und freuen sich darüber. Und bestärken dich. Ich habe es nicht gesagt. Gedacht freilich habe ich es, seitdem deine Mutter dich mir übergeben hat. Gehört hast du es inzwischen in deinen Lehrjahren von jedem Meister, dessen Handwerk du treiben wolltest. Daß du ein Narr bist. Und jetzt hast du es auch von mir gehört, der ich es bisher nicht ausgesprochen hatte. So hat Saran darin gelogen."

Mit furchtbar gerunzelter Stirn stand König Wulldis da; ohne sein Gesicht von dem verwegenen Arya abzuwenden, bemerkte er, wie Saran sein krummes Schwert in der Scheide lockerte. Der König machte eine leichte Handbewegung, als ob er noch wehren wollte. Der weise Bettler fuhr gelassen fort:

„Nur das ist wahr, daß ich von deiner Fliegerkunst den armen Bauern Rechenschaft geben mußte. Ein Priester hatte den Hungernden gesagt, der König könne durch Zauberei helfen, denn er könne ja fliegen. Da mußte ich reden und den Wahn zerstören mit den traurigen Worten: der König kann nicht fliegen."

„Schlag ihn nieder,“ schrie der König außer sich. „Nicht für die Beleidigung! Aber den Glauben hat er mir gestohlen! Meinen Willen hat er krank gemacht! Die Liebe meines Volkes will er mir rauben, der Genosse von Räubern.“

Beim ersten Rufe des Königs hatte Saran das Schwert gegen den leuchtenden Kopf des alten Bettlers geschwungen. Als die Schneide eben den Schädel berühren wollte, streckte Arya die rechte Hand aus. Ein kurzer Blitz schlug aus dem Zeigefinger und zerbrach das Eisen. Saran fiel ohne Bewußtsein zu Boden.

König Wulldis ließ sich durch das Wunder in seinem Zornausbruch nicht stören. „Ich soll wohl deinen Ausrufer machen bei den Zauberkünsten, zu denen du deine Zuflucht nimmst? Wie vor einer Marktbude? In einem roten Talar und in einer spitzen Mütze? Du irrst dich! Ich bin nicht der Narr, mir von einem falschen Zauberer etwas vormachen zu lassen. Der Narr bist du! Ganz Kurdistan soll erfahren, daß du ein Narr bist in den Augen deines Königs. In meinem Garten steht seit hundert Jahren ein unbewohnter Turm, wo die Nattern hausen. Sie nennen ihn den Narrenturm. Dunkle Sagen erzählen von einem Feinde meines Hauses, für den der Turm erbaut worden ist. Und von einem Könige meines Hauses, der dort lebte. Er soll wieder einen Bewohner bekommen. Dich! Hinter Gittern sollst du dort ein ferner Zeuge meiner wachsenden Herrlichkeit werden, du, den ich gnädig ausersehen hatte, in meiner unmittelbaren Nähe als mein vertrautester Diener geehrt zu werden.“ Der König hatte mit einem goldenen Hammer auf den Gong geschlagen und die Leibwächter waren herbeigeeilt; Saran erwachte aus seiner Ohnmacht. „Er ist ein Narr, dieser alte Bettler, weil er sich für einen Wundertäter hält. Trotzdem er ein Hochverräter ist, verletze ihn niemand, bei meinem Zorn. Ich lache darüber. Er ist der Narr. Werft ihn in den Narrenturm. Mit den Nattern dort mag der Freund der

armen Tierlein das Brot teilen, das ihm gereicht werden wird."

Vier Männer von der Leibwache stürzten sich auf den bleichen Bettelmönch, der nicht aufhörte, den König mit Blicken göttlichen Mitleids anzusehen. „Dein Urteil ist gerecht, weil ich zu dir nach der Wahrheit sprechen wollte." Er wurde in dem Turm fortgeschleppt, der seitdem bei dem Volke der Hauptstadt „der Narrenturm des weisen Arya" hieß. Daraus entstand später in Kurdistan ein Sprichwort: Die Weisheit wird in den Turm geworfen. Früher hatte man etwa gesagt: Die Weisheit wohnt in einem Brunnen.

XI.

Wenn dem Könige Wulldis gegeben gewesen wäre, zum Bewußtsein seiner Gedanken zu kommen, so hätte er nach diesem Auftritte bemerken müssen, daß er den weisen Arya zwar bestraft hatte, daß sein Zorn aber immer dem treulosen Saran galt. Tief in seinem Herzen hafteten die Anklagen seines alten Lehrers; sie hatten den Geschmack der Wahrheit: die guten Absichten des Königs waren verkehrt worden.

Und ebenso tief haftete der Blick des erhabenen Mitleids. Für eine Strafe nahm der törichte Weise seine Einkerkerung. Wulldis wollte ihn aber nur festhalten, gewiß nur das, wollte ihn in seiner Nähe haben. Wenn dann der alte Bettler einmal an die Göttlichkeit und an die Fliegerkunst des Königs glauben lernte, wenn er durch seinen Glauben die Kräfte des Schülers ins Unendliche steigerte, dann waren sie zwei befreundete Zauberer und stellten die Welt auf den Kopf. Einstweilen sollte der Alte erfahren, daß König Wulldis seine anklagenden Worte nicht vergessen hatte, daß er Gericht zu halten verstand über treulose Diener.

Der König beschied den Fürsten der östlichen Provinz zu sich; der hatte ihn eben erst so einfach begeistert leben

lassen, hatte ihn so warm und stark einen Bauernfreund genannt, der war zuverlässig.

Der Fürst stand vor ihm und grüßte mit der nachlässigen Ehrerbietung, die ein Vorrecht der ältesten Fürstengeschlechter des Landes war. Der König teilte ihm seinen unerschütterlichen Entschluß mit, alle Bauernfresser hinrichten zu lassen, die sich an der Hungersnot bereichert hatten; den Schatzmeister Saran zuerst oder zuletzt. „Dich habe ich als zuverlässig erkannt. Dich habe ich zu meinem ersten und vertrautesten Diener erwählt. Dein erster Vorschlag, na ja, dein erster Rat soll der Entscheidung gelten, ob Saran zuerst oder zuletzt zu köpfen ist."

Der Fürst fühlte sich sicherlich geschmeichelt, denn er verbeugte sich lächelnd. „Dein Vertrauen ehrt mich, Herr. Es würde mir viel Vergnügen bereiten, um dich zu sein und deinem Willen meine Hand bieten zu können. Aber noch kann ich nicht dauernd in der Hauptstadt leben. Noch sind die Rebellen in meiner Provinz nicht mit eiserner Faust niedergeworfen; noch bin ich dort notwendig für mein Haus, für das Reich und für den König. Weil du mir aber dein Vertrauen geschenkt hast, Herr, so mache meinen Vetter Hunglas zu deinem Wesir."

„Ich brauche keinen Wesir," rief der König verstimmt.

„So ernenne ihn zu deinem Schatzmeister anstatt des ungeschickten Saran."

„Ausgezeichnet! So recht! Du bist mein Freund!" Der König umarmte den Fürsten. „Ich kann mich doch auf deinen Vetter verlassen, wie auf dich selbst?"

„Er ist arm und jung und wird sich in jeder wichtigen Angelegenheit vorher meines Beifalls zu versichern suchen. Er wird dir besser gefallen als Saran."

„Abgemacht. Hunglas ist Schatzmeister. Vergiß nicht, daß du mein Freund bist und äußere dich über meine anderen unerschütterlichen Entschlüsse. Ich bin wahrlich nicht unbelehrbar."

„Mein königlicher Freund und Herr, da ist nicht viel zu sagen. Ich selbst bin der mächtigste Fürst dieses Landes und leugne gar nicht: nach der Lehre, die wir Fürsten im Lande verkünden lassen, hast du das unbestreitbare Recht, uns allen, allen Standesherren, den Kopf vor die Füße zu legen. Wäre auch vielleicht ganz gut. Für viele von uns. Für dich. Wäre eine Sache. Ich bin nicht kleinlich. Hätte aber doch seine Nachteile für dich. Geruhe zu bedenken, daß die Standesherren unentbehrlich sind am Tage der Huldigung, im Prunksaal des Palastes."

„Das habe ich bedacht! Doch meine Huldigung ist vorüber und die Huldigung für spätere Könige kann ich abschaffen."

„Das sähe dir ähnlich, erhabener Herr. Geruhe aber weiter zu bedenken, daß du die Zurufe deines Adels auch am Jahrestage deiner Thronbesteigung nicht entbehren kannst, nicht beim Einzuge nach einem siegreichen Kriege."

„Ich werde die Hungerleider, die Bauern, zufrieden und glücklich machen. Sie werden sich an solchen Festtagen dankbar die Kehlen aus dem Halse schreien und nicht so matt sein, wie gestern der Adel."

„Dein Plan ist möglich, aber nicht ungefährlich, mein erhabener Herr und königlicher Freund. Der Atem der Bauern ist stinkend. Er würde Krankheit in deinen Palast bringen. Schlimmer noch! Seine unreinen Dünste würden dich deiner wunderbaren Gaben berauben."

Da gab der König nach. Die Standesherren sollten leben bleiben; nur mit einer zornigen Rede wollte er sie strafen und ermahnen. Doch wieder gab der König nach, als der Fürst empfahl, die zornige Rede nur niederschreiben zu lassen; die Ungehorsamen verdienten gar nicht die Ehre und das Vergnügen, den Tadel von des Königs eigenen Lippen zu hören; der Fürst wollte schon für die Verbreitung sorgen.

Erregt von dem Ergebnisse der Beratung rief der

König: „Was wohl der Mann dazu sagen wird?"

„Welcher Mann, erhabener Herr?"

„Es ist nichts. Und jetzt zur Hauptsache. Soll der ungeschickte Saran zuerst oder zuletzt hingerichtet werden?"

Der Fürst verneigte sich lächelnd. „Weil du doch die Standesherren zu schonen beschlossen hast, kann der ungeschickte Saran weder zuerst noch zuletzt geköpft werden." Als König Wulldis die Stirn runzelte, fügte der Fürst ruhig hinzu: „Schließlich, wenn du es für nötig hältst, soll es uns auf den einen Kopf nicht ankommen. Mir wenigstens nicht. Sei aber großmütig, königlicher Herr, und erwäge, daß andere Standesherren die Hinrichtung übelnehmen und an den festlichen Tagen fortbleiben könnten. Du aber hast eingesehen, daß sie nicht fortbleiben dürfen. Wie du zu sagen pflegst: Na also! Gestatte mir, erhabener Herr und Freund, an das Grundgesetz der königlichen und fürstlichen Herrschaft mahnen zu dürfen. Für das Volk sind die Gesetze da, nicht für den Adel, kaum für den König. Das Gesetz für den Adel und für den König ist der Gewinn. Reich zu werden, immer reicher zu werden, das ist unsere Aufgabe im Staate, unsere hohe Aufgabe. Die Standesherren müssen anders wohnen, müssen anders essen und trinken, müssen sich anders kleiden als der Pöbel, damit dessen Atem sie nicht um die eigenen Tugenden bringe, damit dessen Berührung den König nicht seiner Himmelsgaben beraube. Viel tiefer, als die Bauern meinen, ist die Wirkung des Gewinns, die Wirkung der Nahrung. Wissen doch unsere Imker, daß sich aus jeder Arbeitsbiene durch gutes Futter eine Königin machen läßt."

Der König versuchte nachzugrübeln. „Wenn ich diesen schlechten klugen Saran nur nicht vor Augen sehen müßte."

Der Fürst lächelte nicht; er erwiderte ruhig: „Dir und dem Grundgesetz ist geholfen, wenn du einem alten Brauche der Könige von Kurdistan folgen willst. Du kannst den Schelm in die Verbannung schicken. Und

damit du seine Klugheit benützen kannst, damit die Standesherren die Bestrafung nicht erkennen, verbanne ihn doch an den Hof von Persien. Als deinen Gesandten."

Der König schlug vor Vergnügen die Hände zusammen. „Ein wahrer Freund ist der kostbarste Besitz. Doppelt kostbar für einen Herrscher."

Er fertigte die Urkunden aus, durch welche der entlassene Saran zum Gesandten in Persien und Hunglas, der Vetter des Fürsten der östlichen Provinz, zum Schatzmeister ernannt wurde.

Inzwischen war die Nacht hereingebrochen und nach einer geziemenden Mahlzeit verließ der König seinen Palast, um — wie er den Hofbeamten der Kammer sagte — den Mondschein in seinen Gärten zu genießen. In Wahrheit wollte er den Narrenturm umschreiten. Er sehnte sich danach, das überirdisch leuchtende Antlitz des weisen Bettlers an einer der vergitterten Luken zu erblicken. Vielleicht fügte es der Zufall, daß er seinem alten Lehrer, dem ungläubigen, dem mißtrauischen Arya erzählen konnte, wie er trotz dessen Beleidigung die Anklage gegen den treulosen Saran beherzigt hätte. Wie anstatt des schlechten Mannes ein zuverlässiger Freund des Fürsten Schatzmeister geworden wäre. Aber der Bettelmönch saß hoch oben auf dem flachen Dache seines Narrenturms und schaute nach den Sternen.

XII.

Der neue Schatzmeister Hunglas trat sein Amt an. Mit seinen treuherzigen Augen, seinen unterwürfigen Worten und mit der lustigen Bereitwilligkeit, die für den Bedarf des Königshauses jederzeit Gold flüssig zu machen versprach, gefiel er dem Könige wirklich sehr gut. Er war noch jung; aber er durfte ja vor jeder wichtigen Entscheidung den Rat des fürstlichen Vetters einholen.

Nun war zu dieser Frist der Monat gekommen, in welchem die reichen Händler aus Persien und India die

Zölle einziehen durften, die ihnen während der Hungersnot für Brotfrucht und Reis zugesichert worden waren. König Wulldis konnte gar nicht begreifen, warum die Kaufleute seiner eigenen Hauptstadt, als die Verpfändung der Zölle bekannt wurde, sich versammelten und ihm in seinem Zelte auf dem Marktplatz in einer so einfachen Sache eine Bittschrift nach der anderen überreichten. Doch wurde er stutzig, als Hunglas vergnügt von einer leichten Gärung in der Hauptstadt redete: die Städter wären noch ungefährlichere Rebellen als die Bauern.

Da ließ der König, ohne den lustigen Schatzmeister zu benachrichtigen, den Ältesten der Kaufmannschaft rufen, den wohlbekannten Hito, der bei den Händlern des Bazars nur der große Kaufmann hieß. Dieser Hito, der sein Leben lang und von kleinen Anfängen her immer nur das Nahe und Erreichbare zu sehen gewohnt war, gönnte sich, seitdem er so reich geworden war, einen Zukunftstraum: weil doch der Adel nur auf ererbtem Besitz beruhte, weil doch auch Grundbesitz für Gold erworben werden konnte, so sollten nach vielen, vielen Jahren die Händler an die Stelle der Standesherren treten. Die Kindeskinder der Händler erbten dann die Herrschaft über die Bauern, über den Adel und über den König. Und während das langsam herannahte, hätte er es gerne erlebt, daß wenigstens sein Erstgeborener in die Reihen des Adels aufgenommen würde. Als nun Hito vor den König befohlen wurde, rechnete er mit der Unruhe in der Stadt und mit der Verlegenheit der Regierung und glaubte fast, die Zeit seines Zukunftstraumes nahe heran. Wer weiß? Er war nicht ganz fremd in der Kunst, auf der Seele seines Königs zu spielen.

Er erhob sich vom Boden erst nach wiederholter Aufforderung. Er berichtete über den Anlaß der Bittschriften, die er selbst verfaßt hätte; auf eine lebhafte Frage des Königs antwortete er so: „Wir Kaufleute, großmächtiger

Herr und König, sehen in der Selbstsucht der Standesherren das Unheil für den König und für Kurdistan. Die Bauern sind schon zu Bettlern geworden. Den Ausfall der Zölle werden neue und harte Steuern ersetzen müssen. Alle diese Lasten will man den Schultern der Kaufleute aufbürden. Wenn die Kaufmannschaft unter diesen unerträglichen Auflagen erst zusammengebrochen sein wird, dann wird es zu spät sein für die Rettung des Landes. Die Weisheit des Königs kennt das einzige Mittel, das helfen kann. Die reichen Grundbesitzer, die mit dem eigenen und mit dem ausländischen Getreide gewuchert haben, müßten jetzt die neuen Steuern bezahlen. Noch niemals haben diese Leute etwas für den Staat hergegeben. Sie zum ersten Male dazu zu zwingen, wäre ein ewiger Ruhm für meinen großmächtigen König. Geruhe mein Herr eine kleine Geschichte anzuhören, die im Bazar erzählt wird, bei den kleinen Händlern. Es war einmal ein göttlicher Kaufmann von hoher Einsicht, ein Seidenhändler. Der erstand einen Wagen voll Seidenballen und gedachte sie in seiner entfernten Heimat um den dreifachen Preis zu verkaufen. Vom Gewinn wollte er ein Speisehaus für die Bettler errichten. Eine überaus schlau durchdachte Unternehmung! Ich werde den göttlichen Kaufmann mit seinen Seidenballen von einem Künstler auf den Wandteppich der Börsenhalle wirken lassen. Doch höre nur! Als der edle Kaufmann seine Seidenballen die Straße entlang führte, setzte sich ein Mann von Adel hinten auf den Wagen und warf unterwegs einen Ballen nach dem anderen seinen adeligen Standesgenossen zu, die die Ware wirklich um den dreifachen Preis verkauften, aber zu ihrem eigenen Vorteil. Du lächelst, großmächtiger König und Herr. Der Wagen ist wie das Gebäude des Reiches, dessen Lenker du bist."

„Es hat mich heiter gestimmt, daß du nicht zu wissen scheinst, ich selbst sei dein göttlicher Kaufherr gewesen. Ich bestimme, daß er auf deinem Teppich meine Züge

tragen darf. Überhaupt: in jeder Stadt soll mein Denkmal stehen. Mein Volk soll mich kennen. Jedem Zunfthause werde ich mein Bildnis bewilligen. Du bist mein Mann! So groß sollte jeder von Adel denken!"

„Mein ältester Sohn wird überall für einen vornehmen Herrn gehalten. Aber wir sind nur kleine Leute. Nicht von Adel."

„Ich werde dich und dein Geschlecht in den Adelstand erheben. Und wenn du dann erst ein Standesherr bist und dich an adelige Nahrung gewöhnt hast, werde ich dich zu meinem Schatzmeister machen."

Schnell entließ der König den listigen Hito, um sofort an die Arbeit gehen zu können. Er setzte eine Verordnung über die Besteuerung der adeligen Grundbesitzer auf und übergab das Blatt dem überraschten Hunglas; der sollte die nötigsten Ziffern und solche kleine Umständlichkeiten mehr hinzufügen, sodann aber das glückbringende Gesetz unverzüglich ausrufen lassen.

Der Schatzmeister begab sich mit dem Entwurfe zu seinem fürstlichen Vetter, der wegen der Gärung im Bazar die Hauptstadt noch nicht verlassen hatte. Der Fürst der östlichen Provinz eilte sofort in den Palast. Diener trugen als Geschenk für den König ein Pärchen des seltenen Paradiesvogels. König Wulldis schrie vor Freude auf, als er die Märchentiere erblickte, und umarmte seinen fürstlichen Freund.

„Es ist doch ein Männchen und ein Weibchen? Nach sieben Jahren werde ich mehr Paradiesvögel in meinen Gärten haben als der König von Siam Spatzen. Der Mann wird staunen, oben auf seinem Turm. Mag auch er seine Freude haben."

Unter den Kurden wären die Standesherren die Paradiesvögel, meinte der Fürst, und begann von dem Plane der neuen Besteuerung zu sprechen. König Wulldis mußte sich erst besinnen. Dann warf er den Kopf auf und sagte: „Das habe ich wieder einmal ganz allein ausführen dürfen."

Da mußte er hören, das Gesetz wäre noch nicht ausgegangen, weil die Ziffern und andere Kleinigkeiten Schwierigkeiten bereitet hätten. Ob der König auch bedacht hätte, daß ein verarmter Adel dem Hofe keine Zierde mehr wäre. „Kaufleute haben immer mehr Gold, als sie einbekennen. Die Kaufleute sind wie Schwämme; je strenger man sie preßt, desto besser saugen sie nachher wieder ein. Der Adel muß geschont werden."

Der König runzelte die Stirn. „Mein Befehl wird ausgeführt werden. Mein Wort ist unumstößlich, so oder ähnlich. Mit dem langweiligen Krimskrams der Rechnereien mag ich mich nicht aufhalten."

Der Fürst verbeugte sich, aber in seinem Nachgeben lag keine Ehrfurcht. Mit fester, ein wenig ungeduldiger Stimme sagte er: „Der Adel hat versprochen, dem Reiche aus der nächsten Klemme zu helfen. Er ist also bereit. Doch der Adel wird gehorsamst die Bedingung stellen, daß er und die Kaufmannschaft nach gleichem Maße gemessen werde. Daß nur dasjenige Einkommen steuerpflichtig sei, welches über einen standesgemäßen Lebensunterhalt hinausgeht. Der Standesunterschied darf nicht vergessen werden."

Es war etwas in dem Tone des Fürsten, was den König arg verstimmte. Er sagte kurz: „Das gehört zu den Dingen, die zu klein sind für mein persönliches Eingreifen. Das soll vom Schatzmeister so ausgearbeitet werden, wie der Standesunterschied es verlangt. Aber mein Wille ist Gesetz."

Als die Verordnung ausgerufen wurde, geriet der Bazar, der einen Sieg erhofft hatte, in Bestürzung. Und die Räte, die Rechenmeister und die Vollzieher des Schatzmeisters sorgten dafür, daß es noch schlimmer wurde, als man nach dem Wortlaute der Verordnung gefürchtet hatte. Was die Standesherren nach Abzug ihres standesgemäßen Auskommens zu leisten hatten, war ein Spott auf die Erfordernisse der Regierung; die Kaufleute aber mußten mit der Hälfte ihrer Jahreseinnahme herausrücken.

Überall, nicht nur in der Hauptstadt, kam es zu Vergantungen und Bankbrüchen. Der Schatzmeister und seine Leute verbreiteten, der Älteste der Kaufmannschaft hätte das Unglück verschuldet. Er wurde ins Gefängnis gesteckt, mit dem Tode bedroht, aber bald wieder in Freiheit gesetzt. Sein Vermögen war zu groß geworden. Der Schatzmeister wenigstens war nicht der Mann, da durchzugreifen. Der Fürst der östlichen Provinz rügte nachher, man hätte den großen Kaufmann Hito mit der ganzen Familie kaltmachen und mit dem Besitze Hitos alle Schulden des alten Adels tilgen sollen. Lustig wäre es dann gewesen, neue Schulden zu machen.

Wie dem auch sei, Hito entwand sich der Gefahr, indem er dem Schatzmeister und einigen anderen gierigen Königsdienern einen Teil seines Vermögens hinwarf. Bald darauf gelang es ihm gar wirklich, durch seinen Sohn, der Namen und Rang eines Ritters Hitosohn erhielt, den neuen Adel ins Leben zu rufen.

XIII.

Die Notlage in Kurdistan wollte nicht aufhören. Die Beiträge der Kaufleute hatten nur für einige Monate vorgehalten, und jetzt war sogar der ewig muntere Hunglas in Verlegenheit, als er Geld anschaffen sollte für das neue Bauwerk des Königs. Der hatte, weil ihm der Narr nicht aus dem Sinne kam, der weise Arya, den prächtigen Einfall gehabt, am Nordende des Palastgebietes, dort, wo der älteste Flügel sich weit in die Gärten vorstreckte, gerade dem Narrenturm gegenüber, einen ebenso hohen Turm aufführen zu lassen, den Turm der Einsamkeit. So hieß ja in fränkischer Mundart das Lustschloß des kleinen abendländischen Fürsten, des Dichters, der dem Könige von Kurdistan ein Buch gewidmet hatte. Einsamkeit! Alle Menschen seiner Umgebung störten ihn nur in seinen erstaunlichen Eingebungen. In der Einsamkeit kamen ihm aber die

Einfälle wie Scharen von wilden Vögeln oder von Fledermäusen. Und von der Plattform des neuen Turms aus wollte er in Mußestunden betrachten, was der Mann auf seinem Dache trieb.

Der Schatzmeister zögerte, wie gesagt; doch der Fürst der östlichen Provinz lieh gegen Verpfändung eines königlichen Waldes die erforderliche Summe her. Nun konnte der Turm der Einsamkeit so verblüffend und so schnell emporwachsen, wie König Wulldis die Erfüllung seiner Wünsche gern hatte.

Die Einweihung des Baus wurde im Beisein des ganzen Hofes mit lärmender Pracht vollzogen. Der König feierte den Markstein der Baugeschichte von Kurdistan, in dem frei erfundenen Gewande eines königlichen Maurers, mit einer schwungvollen Rede, die doch nicht ganz ohne Bitterkeit war: er brauchte und wollte keine Ratgeber; die übermenschlichen Pflichten eines gottgegebenen Herrschers könnten nur in der Totenstille, in den ehernen Türmen der Einsamkeit bis auf ihre letzten Gründe bedacht werden, zum Heile der undankbaren Welt.

Just an diesem Festtage traf durch geheimen Boten ein Schreiben von Saran ein, dem kurdischen Gesandten in Persien; es brachte aufregende Nachrichten.

König Wulldis, der sich doch nicht um alle Lappalien selbst kümmern konnte, erfuhr erst aus diesem Schreiben, was im Bazar die Spatzen längst von allen Roßäpfeln pfiffen, daß einige Wesire der Nachbarländer an einem eisernen Ringe arbeiteten, um die befreundeten Völker von Persia und Kurdistan enger und enger einzuschließen und insbesondere die Häfen von Persia durch Waffengewalt zu gewinnen. Wulldis überflog den langen Brief Sarans nur obenhin; erst auf der vorletzten Seite wurde seine Aufmerksamkeit gefesselt. Da hieß es: „Mein heiliger Herr! Du wirst dem törichten Gerede keinen Glauben schenken, daß ich im Solde des Königs von Persia stehe, daß Deine übrigen Gesandten käuflich

oder unfähig seien, daß nicht ein jeder von uns bereit sei, für Deinen Ruhm zu sterben. Jetzt oder nie ist der rechte Augenblick gekommen, das Schwert des unbesiegbaren Kurdenheeres in die Waagschale Gottes zu werfen und durch einen lustigen Siegesmarsch nach den Hauptstädten im Norden, Süden, Osten und Westen den Namen des Feldherrn Wulldis auf die fernste Nachwelt zu bringen. Der Beistand des schönen Räuberstammes jenseits der Berge ist so fest, wie diese Berge selbst. Die Blutsbruderschaft mit dem Könige von Persia wäre für immer besiegelt und dazu im geheimen Rate vorbereitend zu erwägen, daß dessen Lande und dessen Häfen dereinst an Deine Krone anheimfallen müssen. Ein kurzer fröhlicher Krieg ist das Gebot der Stunde. Noch einen kleinen Nebenerfolg hätte dieser Krieg, daß Du nämlich die Unruhestifter in Kurdistan und Deine Verkleinerer — wie den Hochverräter und Narren Arya — abtun könntest."

König Wulldis vertauschte das Festgewand eines königlichen Maurers mit der goldblitzenden Kleidung des obersten Heerführers und beschied den Hauptmann vor sich, der die Palastwache befehligte. Er ernannte ihn zum zweitobersten Feldherrn und kündigte ihm an, er wollte ihn über die Stärke der befreundeten und der feindlichen Heere befragen. Er ließ ihn aber gar nicht zu Worte kommen, sondern hielt ihm selbst einen ungeordneten Vortrag über die Geschichte der Unbesiegbarkeit des Kurdenheers. Was er auf der Hochschule aufgeschnappt hatte, das redete er nach: niemals noch seit Erschaffung der Welt wäre ein Kriegsabenteuer seiner hohen Ahnen ohne Triumph verlaufen; eine Lüge wäre die Behauptung, der Bruder seines Urgroßvaters wäre vor hundert Jahren von dem großen Chan besiegt worden. Ein strategischer Rückzug, nichts weiter. Das Glaubensgesicht des Königs Wulldis strahlte.

Der Hauptmann, der kaum einen Dank für seine Rangerhöhung hatte stammeln können, war entlassen. Der König zog sich auf die Plattform des Turms der

Einsamkeit zurück, um dort in der Stille des lauen Abends das Nächste zu besinnen: von seinem Hofgoldschmiede ein neues Zepter entwerfen und treiben zu lassen, in dem sich der Gedanke aussprach, daß König Wulldis der Oberfeldherr nicht nur des kurdischen und des persischen Heeres war, sondern auch der Reiterführer des schönen Räuberstammes jenseits der Berge. Vielleicht, wer weiß, ließen sich derlei Abzeichen an seiner Kriegstracht anbringen, auf dem Brustpanzer, auf dem Goldhelm, irgendwo. Wulldis mußte so beharrlich nachdenken, daß er darüber in einen leichten Schlummer fiel.

Er hatte ein Gesicht, das ihn im Traume beunruhigte. Drüben neben dem weisen Arya stand die Königin Barana und hob warnend die Hand. „Keinen Krieg! Die armen Tierlein!" Wulldis entfaltete die Schwingen an seinen Schultern, um auf das Dach des Narrenturms hinüberzusetzen, fast mehr im Sprunge, als im Fluge. Jetzt endlich wollte er fliegen und konnte nicht. Und staunte nicht einmal. Denn von drüben herüber auf seine Plattform schob sich jetzt ein Möwenfittich oder eine Wolke oder eine Kristallplatte oder eine blaßblaue Eisscholle, und über diese Brücke nahten ihm feierlich die beiden Gestalten. In weißen Gewändern. Der Bettler hatte seine Hand auf den Scheitel der Königin gelegt und blickte, wie ein liebender Vater blickt. In der linken Hand hielt der weise Bettler ein Buch, das er jetzt stumm zu den Füßen des Königs niederfallen ließ.

„Mein Sohn," sagte die Königin Barana tonlos, wie aus einer anderen Welt, „lies die letzten Bekenntnisse des Kurdenkönigs, dem du ähnlicher bist als deinem Vater und mir. Lies und lerne. Wende dein Schicksal. Noch ist es Zeit, wenn du zu lernen vermagst. Sonst endest du wie er."

Dann sprach der weise Arya, eindringlich, mitleidig, hoheitsvoll, nur daß Wulldis kein Wort vernehmen konnte. Die Gestalten lösten sich in einer Wolke oder in einem Möwenfittich, die blaßblaue Eisscholle schmolz

dahin, die Kristallplatte zersprang mit einem Donnerschlag und Wulldis erwachte. Er hatte nur schwer geträumt. Aber da lag noch das Buch zu seinen Füßen, das ihm die Traumgestalt des Weisen vom Narrenturm gebracht hatte. Wahrhaftig, da lag es noch und war Wirklichkeit. König Wulldis wollte um Hilfe rufen, so bänglich war ihm zumute. Bald aber faßte er sich, hob das Buch auf und öffnete es. Die Blätter waren eng bemalt in der ihm wohlbekannten Handschrift des unglücklichen Königs, der zuletzt im Narrenturm gehalten worden war. Wulldis konnte alles, was er wollte; jetzt wollte er lernen. Er las.

„Meine allerhöchste letztwillige Verfügung.

Meine Ärzte sind Esel. Alle Ärzte. Aber meine Ärzte sind königliche Hofesel. Die Erfahrungen, die sie an gemeinen Narren aus dem niederen Volke gemacht haben, wollen sie bei mir anwenden, der ich ein Organismus ganz anderer Art bin. Der Wahnsinn eines Königs bleibt immer unbegreiflich für bürgerliche Arzneikunst. Wie dem auch sei, sie haben mich hungern und dürsten lassen, die Schurken; jetzt bin ich abgefallen im Fleische und ganz klar im Geiste. Ich werde bald eingehen in die Gottheit, die mich zu ihrem Werkzeuge erwählt hat und nur nicht mächtig genug war, mich gegen den ewigen Widersacher zu schützen. Ich will meine letzten Gedanken niederschreiben, ich will demjenigen von meinen Nachfolgern das Absolute sagen, dem es zugedacht ist. Der weise Geist, der mich in diesem Kerker schon dreimal besucht und mit seinem Zuspruch getröstet hat, wird meine Schrift vor dem Untergange retten und sie dem Sprößling meines erlauchten Hauses darbringen, der solcher Belehrung würdig ist.

Ich war nicht wahnsinnig. Ich war nur allzu gläubig. Ich glaubte den Hofleuten, den Brüder Königen und den Priestern. Sie haben mir alle gelogen, Gott wird sie dafür in höllischem Feuer brennen lassen. Ich glaubte auch an die Unbesiegbarkeit des Kurdenheeres. Unser

Aberglaube, den wir gezüchtet haben, um an ihm zugrunde zu gehen.

Was ich erlebt habe.

Im Nordosten der gesitteten Welt des Morgenlandes war, anfangs zu wenig beachtet, ein wilder Eroberer furchtbar geworden, der Tatarenchan, der sich durch seine barbarischen Krieger ein Land nach dem anderen unterwarf und durch teuflische Schlauheit. Er hinterging mich mit der Botschaft: das Kurdenheer wäre bekanntlich unbesiegbar, das seinige aber auch; ihm wäre durch seine Wahrsager verheißen, eine Weltmonarchie zu begründen, die aber wollte er mit mir teilen. Ich ging in die Falle. Er vernichtete meine Nachbarn und wandte sich dann plötzlich gegen mich, der ich mich nicht einmal gerüstet hatte. Das unbesiegbare Kurdenheer wurde zerschlagen. Ehrlos und feige verließ mich der Adel von Kurdistan. Und ich, machtlos, auf der Flucht, wurde ein Lehnsmann des Chans. Es ist nicht wahr, was den kurdischen Kindern erzählt wird, daß ich mich aus der tiefsten Erniedrigung Kurdistans aus eigenem Willen erhoben habe zur Befreiung von dem Joche des Zwingherrn. Der Herr der Heerscharen schlug ihn und seine Barbaren mit Seuchen, Erdbeben, Hungersnot und allen Elementen, bis daß er aus seiner Höhe niederstürzte. Auch dann noch wagte ich selbst keinen Widerstand und barg meine Feigheit hinter knechtischer Bewunderung. Viele Kurden, vom Adel und vom niederen Volke, schlossen sich seinen siegreichen Feinden an; ich nicht, ich, der König, nicht. Ich sah in dem Welteroberer nur das Vorbild eines Königs, einen glücklichen Soldaten, ruhmreicher noch als der berühmte Kriegsherr aus unserem Hause. In Ehrfurcht beugte ich mich vor dem Blutvergießer, ich, der ich ohne Krämpfe kein Blut sehen konnte! Ich wußte nicht, was den Chan so unwiderstehlich gemacht hatte. Ich wußte nicht, daß seinen barbarischen Horden eine neue Religion vorausgeflogen war, die in Kurdistan gänzlich unbekannt war, die sogenannte

Religion der Freiheit, zu der sich in wilder Inbrunst alle Tataren bekannten, nur nicht der Chan selbst. Niemand hatte mir erzählt, weder ein Hofbeamter, noch ein Kriegsoberster, noch ein Priester, noch einer meiner Gelehrten, niemand, daß diese Religion der Freiheit unter allen Völkern des Morgenlandes, auch in Kurdistan, unzählige Anhänger gewonnen hatte durch Pfeil und Schwert, durch Wort und Gesang. Nur ich, der geistreichste Mann von Kurdistan und darum der freieste, der neuerungsüchtigste, erfuhr nichts. Wie gern hätte ich die Religion der Freiheit angenommen, wenn ich in ihr unterrichtet worden wäre. Lauter Lumpenhunde, meine Hofbeamten, meine Kriegsobersten, meine Priester und meine Gelehrten.

Meiner alten Religion, der König wäre ein Soldat von Gottes Gnaden, blieb ich wenigstens treu, und meiner Andacht zum Chan, zur Gottesgeißel. Selber ein Esel, aber kein Hofesel. Und mir selber treu.

In Persia starrt gegen Untergang eine Wüste. Inmitten der Wüste ein verlorener Felsen. An diese Steinrippen war der besiegte Welteroberer angeschmiedet worden, mit eisernen Ketten. Wächter hatten ihn mit schlechtem Reis und elendem Wasser am Leben zu erhalten und darauf zu achten, daß keiner der seltenen Wüstenwanderer den Gefangenen tötete; nur verhöhnen durfte und sollte man ihn. So hatten es die beiden Kaufherren angeordnet, die sich nach dem Sturze des Chans der Throne von Persia und India bemächtigt hatten.

Mich ergriff ein tiefes Mitgefühl. Mein schönstes und sanftestes Pferd — heraus mit dem Geständnis: ich bin kein guter Reiter — ließ ich satteln und machte mich allein, ohne Gefolge, auf den Weg nach der persischen Wüste.

Es war ein Schauspiel zum Erbarmen, ein göttliches Trauerspiel. Mit eisernen Bändern um beide Arme und um beide Beine lag der Dulder auf den Felsen geworfen, nackt, den Granit zum Pfühl. Da er den Tritt der Pferde-

hufe vernahm, schloß er die Augen, als möchte er den Menschenzwerg nicht sehen, der ihn gewiß nur verspotten wollte. Ich redete zu ihm, feurig, schwungvoll; ich habe selten so gut gesprochen. Ich sei entschlossen, meinem Lehnsherrn, meinem Freunde die Treue zu halten.

Der Chan verstand nicht gleich. Dann öffnete er einen kleinen Schlitz seiner Augenlider, die Verachtung schwand aus seiner Miene; und jetzt waren seine Augen groß auf mich gerichtet, die blutunterlaufenen, auf mich, der ich meine ganze einfältige Seele in meine letzten Worte hineinlegte. Er blickte wieder wie ein Welteroberer und sprach kurz und herrisch:

„Zwiesprach. Zwischen Königen. Fort mit diesen Leuten.“ Der Anführer der Wächter gehorchte mir und ließ uns allein. Der Chan atmete schwer. „Ich liebe dich, mein Freund. Du weißt, das alte Königtum hat ausgespielt. Zugleich mit dem alten Priestertum. Und mit dem alten Adel. Wir beide sind berufen, der ganzen Erde die Gottesbotschaft zu bringen, die neue Weltreligion. Ich mit dem Schwerte und mit dem Feuer, du mit deiner Prophetenrede. Wir beiden die höchsten Inkarnationen von Körper und Geist. Ich unterwerfe mich natürlich dem Geiste.“

Ergriffenheit ist kein Wort für das Gefühl, das mich bewegte. Ich sah in dem Dulder am Stein den neuen Gott der Freiheit, und ich war stolz darauf, sein Prophet zu werden.

Der Chan, der nur ein Gaudieb war, wie andere Götter auch, oder der mir jetzt nur so erscheint, weil er ein wahrer König war, entwickelte mir seine Gedanken, die wie Befehle klangen. Unverzüglich sollte ich in Kurdistan ein Freiheitsheer aufrufen, an dessen Spitze nach der Wüste marschieren und geschickte Schmiede mitbringen. War er erst von seinen Eisenbändern befreit, dann wollte er die Sache selbst in die Hand nehmen.

Ich merkte mir kaum die Hälfte seiner Anordnungen. Ich hatte es eilig, in meine Hauptstadt zurückzukehren

und dort als der Prophet des neuen Gottes das Freiheitsheer aufzurufen. Das war leichter, als ich es mir gedacht hatte. Viele Tausende hingen bereits dem neuen Glauben an und rotteten sich um den Königspalast, feindlich, weil sie nicht wußten, daß ich ihr Genosse war. Ich bestieg abermals meinen sanften Gaul, ritt langsam durch die Stadt und gab an allen Straßenecken Ansprachen zum besten, in denen ich mich zu der neuen Religion der Freiheit bekannte. Meine Ansprachen waren Meisterstücke der Redekunst, und der Jubel war groß. Am nächsten Morgen wollten wir aufbrechen, um den Gott der Freiheit zu befreien.

Doch um Mitternacht drangen die Verräter in mein Schlafgemach. Die Hofbeamten und die Kriegsobersten versagten mir den königlichen Titel. Die Priester nannten mich einen Abtrünnigen. Die Gelehrten erklärten mich für irrsinnig. Sie schleppten mich in den Narrenturm und ließen mich hungern und dürsten. Ein anderer aus unserem Hause wurde zum König ausgerufen. Der hat das Königshandwerk verstanden. Kein Dichter wie ich, kein Denker wie ich, kein Geistmensch wie ich, nur ein Knecht im Königshandwerk.

Du später König, an den ich mich mit meinem letzten Willen wende, laß mein Schicksal dir zur Warnung dienen. Ein König, der glaubt, ist ein Narr. Hüte dich vor dem alten Glauben wie vor der Verwesung. Hüte dich vor jedem neuen Glauben wie vor einem Raubtier. Die brauchbaren Könige haben niemals etwas geglaubt. Der handelnde Mensch wird schwach, wenn er etwas glaubt.

Hüte dich vor den Hofbeamten; sie liegen vor dir auf dem Bauche, um deine Herren zu sein. Hüte dich vor den Priestern; sie erdrosseln dich mit ihrem Gott. Hüte dich vor den Gelehrten; sie beweisen dir, was immer die Hofbeamten und die Priester bewiesen haben wollen. Hüte dich vor dem Adel; sie nennen es Treue und es ist Frechheit.

Und hüte dich vor den Kriegsobersten. Sie geben sich für ein Werkzeug der Könige aus und haben die Könige zu ihrem Werkzeug gemacht. Sie wissen nichts als Krieg; und der Krieg frißt zuerst das Volk und dann den König; nur die Kriegsobersten bleiben nach dem Kriege übrig.

Hüte dich endlich vor dem Volke; nur daß du ein Volk brauchst, um König zu heißen. Das Volk ist niedrig und feige und dumm und schlecht, doch nicht so schlecht wie der Adel, die Priesterschaft, der Kriegsrat und die Gelehrtenzunft. Werde hart, wenn du es vermagst. Werde klug, wenn du ein Narr bist. Werde groß, wenn du klein bist. Werde ein Gott, wenn du ein Mensch bist. Lerne lachen, wenn du betrübt bist auf den Tod. Alles ist eitel."

XIV.

König Wulldis wurde durch das Vermächtnis des armen Vorgängers beinahe traurig gestimmt. Viel war freilich nicht von ihm zu lernen. Immerhin aber doch das und jenes. Niemals einen anderen Krieg führen als einen siegreichen! Und beizeiten auskundschaften, ob nicht eine neue Religion auf dem Wege war und ein neuer Gott. Er beauftragte den Polizeimeister, der noch seit der Zeit der Königin Barana im Amte war, mit der Erforschung des neuen Glaubens, der etwa in Kurdistan Anhänger gefunden hätte. Einstweilen entwarf er selbst, aber nur in einigen Umrissen, die Zeichnung zu dem neuen Zepter, das ein Symbol seiner Oberherrschaft werden sollte. Er wußte aber ganz gut, daß der König vor Ausbruch eines Krieges auch schlaue Unterhandlungen zu führen pflegte. Wie gut war es, daß er den Staatsrat abgeschafft hatte! Der hätte jetzt dareingeredet. Wulldis war glücklich, beim Andrängen so großer Geschäfte ganz allein zu sein und seine Fähigkeiten zu seinem eigenen Staunen noch wachsen zu sehen.

Er arbeitete Tag und Nacht. So hatte noch nie ein König geschuftet. Er richtete einen Botendienst ein, der

an Schnelligkeit alles Dagewesene übertraf. Und an Heimlichkeit. Kein Bote wußte etwas vom anderen, und die wichtigsten Briefe schrieb der König selber. Sein Kopf war der Mittelpunkt, in welchem alle Fäden zusammenliefen. Er sah sein Ziel ganz deutlich vor den Augen. Na ja, nicht ganz deutlich, aber doch so, wie der Herr der Welt Ziele zu sehen vermag.

Er fertigte einen Boten an Saran ab. Das Bündnis mit dem Könige von Persia und mit dem schönen Räuberstamme sollte unterschrieben werden und Geltung haben für alle Ewigkeit; nur müßte der König von Persia geloben, beim Einzuge in die feindlichen Hauptstädte an der linken Seite von Wulldis zu reiten und die kurdische Kriegstracht im Perserheere einzuführen. Vorher durfte der Krieg nicht beginnen.

Bevor noch eine Antwort von Saran eingelaufen war, meldete sich der Polizeimeister, um einen Bericht über seine Nachforschungen abzustatten. Jawohl, die Allwissenheit des Königs habe sich wiederum bewährt. Eine neue Religion taste vorsichtig nach Ausbreitung. Sie nenne sich die Religion des Friedens. Des Völkerfriedens. Nicht nur in Kurdistan, auch in den anderen Staaten des Morgenlandes werde die neue Lehre verkündet von überzeugten Gläubigen, Aposteln und Märtyrern; aber auch bezahlte Sendlinge der Erbfeinde habe man in Kurdistan aufgespürt, die die neue Lehre nur für Kurdistan predigen, um das unbesiegbare Heer zu schwächen. Wulldis entließ den Polizeimeister, ohne ihn ausreden zu lassen.

Wenn Wulldis sich's recht überlegte, so war die neue Religion seit jeher sein eigenes Werk gewesen, seine eigene Erfindung. Nur im Titel hatte er es versehen. Einen Friedensfürsten hatte er sich genannt, irgendeinmal, als er zu den Kaufleuten sprach. Das war zu wenig gewesen. Die Gottheit des Völkerfriedens mußte er darstellen. Gott und König zugleich und Oberpriester und, wenn man ihm zu widersprechen wagte, Weltfeldherr.

Wieder fertigte er einen Boten ab. An den König, den ihm Saran als den hinterlistigsten der Feinde bezeichnet hatte, die den Ring um Persia und Kurdistan zusammenzogen. Einen brüderlichen Gruß hatte der Bote zu überbringen. Und die Heilsbotschaft des Friedens. Die Häfen von Persia könnte der Bruder haben und die Erzgruben von Kurdistan, wenn der Bruder dafür bereit wäre, König Wulldis als den Oberherrn des Morgenlandes anzuerkennen. Und die Kriegstracht von Kurdistan einzuführen. Wulldis war schlau. Mit keinem Worte erwähnte er seinen Plan, sich als einer Gottheit huldigen zu lassen, sobald er erst der Herr des Morgenlandes hieß.

Noch viele Boten jagten auf unterlegten Pferden hin und her. Keiner von ihnen kannte den geheimen Auftrag des anderen, und kein Bürger von Kurdistan kannte die Absichten des Königs. Nur an den feindlichen Höfen und beim Könige von Persia sammelte man Abschriften von den Briefen des Königs Wulldis.

Nicht nur sein geheimer Briefwechsel mit den fremden Höfen wurde da eingesehen und verspottet, auch seine aufgeregte Tätigkeit in Kurdistan selbst war bekannt geworden. Zwei Hofmaler waren bestellt, den König Wulldis ganz naturgetreu und sprechend ähnlich abzuschildern, nur sollte ihn der eine als den geflügelten Gott des Krieges malen, der andere als den geflügelten Gott des Friedens; die Künstler waren in weit voneinander entfernten Gemächern des Palastes untergebracht, sollten voneinander nichts wissen und hatten bei ihrem Leben Stillschweigen geloben müssen. Wenn sie aber nach Sonnenuntergang im Keller des Palastes beim Perserweine saßen, lachten sie wie zwei Schelme über ihre Aufgaben. Jedem von ihnen hatte der König die gleichen und genauen Angaben über Länge und Farbe der Flügel vorgeschrieben und über die Stelle des Ansatzes an seinen Schultern. Freilich, ihnen für die Bilder zu sitzen, dazu konnte er sich nicht entschließen; sie sollten ihn aus der Erinnerung ähnlich machen, dafür waren sie ja Maler.

Während sie den Auftrag ausführten, war der König ruhelos in seinem Reiche umhergereist, von Provinz zu Provinz. Überall ordnete er getrennte Versammlungen der Priester und der Kriegshauptleute an, um persönlich die Stimmung des Landes kennen zu lernen. Nicht einen Rat, nur die Stimmung nach dem Urteile seiner treuen Diener. Aber da und dort, in den Versammlungen der Kriegshauptleute wie der Priester, stellte er nur kurze Fragen und redete dann, wild und schwärmerisch, da über die Segnungen des Friedens, dort über die ungeheure Schönheit des Krieges, ohne jemals eine Antwort auf seine Fragen abzuwarten.

Viele Wochen verstrichen, Saran drängte zu einer Entscheidung, doch der König war mit sich noch nicht im reinen darüber, ob er lieber als geflügelter Gott des Krieges oder als geflügelter Gott des Friedens die Zeitgenossen und die Nachwelt begeistern wollte. Endlich wagte es Saran, einen Entschluß seines Königs zu erlisten. Durch eine Berufung auf die Ehre. Über diese verhängnisvolle Handlung des kurdischen Gesandten in Persia liegen zwei verschiedene Chroniken vor.

Nach dem Glauben der Kriegshauptleute hatte der König von India die Unbesiegbarkeit des Kurdenheers angezweifelt, und der Gesandte Saran hatte pflichtgemäß über die Beleidigung der Hauptleute, der Soldaten und der Pferde berichtet. Nach dem Glauben derer, die der neuen Religion des Friedens anhingen, war der Vorgang ganz anders gewesen. In der Hauptstadt von Persia hatte sich eine ausgedehnte Handelsgesellschaft gebildet, der unter der Leitung eines indischen Großkaufmanns viele Fürsten und viele Gesandte — auch Saran — zugehörten, besonders aber viele Bankherren der morgenländischen Staaten, der Freunde wie der Feinde von Kurdistan. Diese Gesellschaft bereitete einen Schlag vor, der in der Geschichte des Handels seinesgleichen nicht hatte. Allen, aber auch allen Reis des Morgenlandes hatte die Handelsgesellschaft für unaus-

sprechlich große Summen aufgekauft und hoffte die Ware für den dreifachen Preis zu verkaufen, an Freund oder Feind, wenn erst der Krieg ausgebrochen war. Saran zählte zu den Mitgliedern der Gesellschaft, die arm waren und Geldfürsten wurden, wenn der Schlag glückte. Saran war der ungeduldigste unter den Beratern der Handelsgesellschaft. Er war es, der in einer lustigen Nacht, nachdem beim Tanze durchsichtig verschleierter Mädchen um Gold gespielt worden war und er einen erschreckenden Betrag verloren hatte, auf den Tisch schlug und das Versprechen gab, den Krieg oder wenigstens die Kriegserklärung notwendig zu machen. Man kannte ja den König Wulldis. Ein Dummkopf, wer diesen Narren nicht zu behandeln verstand. Der König von India habe, der indische Gesandte in Persia müsse es bezeugen, eine herabsetzende Äußerung gemacht: Wulldis sei ein schlechter Schuster. Der indische Gesandte erwiderte ernsthaft, die Äußerung hätte anders gelautet: Wulldis sei ein guter Schuster, aber ein erbärmlicher König. Saran, der wohl auch zu viel getrunken hatte, bestand auf seiner Fassung: Wulldis sei ein schlechter Schuster. Er kenne die Gemütsart des Königs genau und hafte für den Erfolg.

Kurz nach Mitternacht wurde ein Bote nach Kurdistan abgesandt. Vier Tage später erklärte Wulldis den Krieg an den König von India und an dessen Bundesgenossen.

Der Märchenerzähler darf über den Verlauf dieses furchtbaren Krieges, über Siege und Niederlagen, nicht viel berichten; er kann sich seine Wissenschaft nur holen entweder bei den Wahrsagern der Zukunft oder bei den Kriegsgeschichtsschreibern der Vergangenheit; sie lügen beide, und nur der Märchenerzähler will und weiß immer die Wahrheit.

Er ist nicht unterrichtet über die Taten der Heere, die Seele des Königs Wulldis aber ist vor ihm aufgeschlagen wie ein Buch. Die Taten und die Gedanken des Königs.

Der König begann den Krieg, der nach seinem Befehl binnen sieben Tagen siegreich beendet sein sollte, mit heldischen Maßnahmen. Sein Bildnis in Gestalt des geflügelten Friedensgottes wurde auf einem Speicher verschlossen; der geflügelte Kriegsgott jedoch mußte über Nacht in buntem Steindruck vervielfältigt werden, und jeder Krieger im Felde, jedes Haus daheim erhielt so ein Bildchen. Sodann bestimmte König Wulldis die Hälfte der gesamten Kriegsbeute zur Anfertigung von Denkmalen; jede Stadt von Kurdistan sollte auf dem größten Platze seine Bildsäule in Erz aufstellen, die Hauptstadt die Bildsäule in Gold. Alle diese Befehle und hundert ähnliche gab er vom Kriegsschauplatz aus, doch nicht von der vorderen Linie, sondern von dort, wo die Massen der Krieger gesammelt wurden. Es war zwar keine Gefahr für Kurdistan vorhanden, daß der König im Handgemenge fiel, denn er war unverwundbar; aber er hätte gefangen werden können, und dann wäre kein Lösegeld hoch genug gewesen. Auch war es von äußerster Wichtigkeit, daß er jeden Kriegerhaufen an sich vorübermarschieren ließ, hoch zu Roß, und Mann für Mann durch begeisternde Reden dazu anfeuerte, den letzten Hauch für den Ruhm Kurdistans herzugeben.

Mit seinen Bundesgenossen entzweite er sich gleich am ersten Tage, weil sie sich seinen Anordnungen nicht fügen wollten; er bedrohte den Gesandten des Perserkönigs mit dem symbolischen Zepter. Bezeichnete das die Stellung des Oberherrn? Ja oder nein? Na also!

Mit seinem eigenen Unteroberfeldherrn wurde er niemals böse. Der machte zuerst bescheidentliche Einwürfe, vollzog aber nachher jeden Befehl.

Als sieben Monate vergangen waren, ohne daß der Ring gesprengt und der Feind aufs Knie gezwungen war, wurde der Unteroberfeldherr, der frühere Hauptmann der Palastwache, in Ungnade entlassen und ein junger Freund des Königs an seine Stelle berufen, einer von den Adeligen, mit denen Wulldis auf der Hochschule

gesungen und getollt hatte. Ein guter Musiker und ein Blutsbruder des Königs. Der sich auch auf allerlei Kartenkunststücke verstand. War denn der Unterschied so groß zwischen Spielkarten und Kriegskarten? In beiden Fällen entschied zuletzt das Glück, meinte der Musiker. Na also! Um ihn vor dem bisherigen Unteroberfeldherrn auszuzeichnen, bekam der Musiker den neuen Titel eines Oberunterfeldherrn. Und eine besondere Troddel am Feldherrnstab.

Nach Ordnung dieser Angelegenheiten wurde ein Kriegsrat gehalten, ohne den König. Um die Sache Kurdistans hätte es bedenklich gestanden, wenn das unbesiegbare Heer nicht gewesen wäre. Der treue Bundesgenosse, der König von Persia, hatte bereits alle seine Häfen an den Feind verloren. Und der schöne Räuberstamm war plündernd in Kurdistan eingefallen, anstatt in die Länder der Gegner. In einigen Landschaften Kurdistans gab es keinen Reis mehr, weil die große Handelsgesellschaft Wucherpreise verlangte. Der Kriegsrat beschloß also, allem Zaudern ein Ende zu machen und ohne Rücksicht auf Menschenopfer einen schnellen Sieg zu erzwingen.

Der König hatte an der Beratung nicht teilgenommen, weil er gerade unermüdlich an der Ausgestaltung einer neuen Waffe arbeitete. Man brauchte nur die Keulen und Morgensterne an den Dreschflegeln aus Erz oder Eisen zu bilden und die Dreschflegel selbst um zwei Ellen zu verlängern, so war jeder kurdische Bauer den feindlichen Schwerbewaffneten überlegen. Mit fieberhafter Eile wurden die neuen Waffen hergestellt, und der Schlußkampf konnte beginnen. Nur daß König Wulldis in jeder siegreichen Schlacht in eigener Person die Führung übernehmen wollte. Es mußte die feindlichen Reihen erschrecken und vernichten, wenn der König von Kurdistan mit dem symbolischen Zepter nach der entscheidenden Attacke in die fliehenden Scharen hineinritt, sich dann wohl gar in die Lüfte erhob und als geflügelter Kriegsgott Feuerbrände hinabschleuderte.

Zweimal gelang es. Das erstemal hatte das Ungestüm der Hauptleute und der Soldaten das Erscheinen des Königs nicht abgewartet, und eine furchtbare Schlacht war gewonnen worden. Das zweitemal kam es zwar nicht zum Einreiten oder gar zum Fliegen des Königs, aber er kam gerade noch zurecht, um sich an dem Vordringen seines Heeres berauschen zu können. Beim dritten Male geschah das Unmögliche. Das Kurdenheer sollte auf erneuten strengsten Befehl untätig das Eintreffen des Königs abwarten; so gewann der Oberbefehlshaber von India Zeit, alle seine Kräfte auf einen Punkt zu sammeln und zu einem Hauptschlage auszuholen. Als König Wulldis endlich anlangte, war das unbesiegbare Kurdenheer nicht in die Flucht geschlagen, aber vernichtet. Unzählige tote Kurden bedeckten das Schlachtfeld.

Ohne jedes Gefolge kehrte der König in seine Hauptstadt zurück und schloß sich für drei Tage in seinem Palaste ein; er verstand nicht, aber er hatte das Gefühl, jetzt nicht den Anblick eines strahlenden Glaubensgesichtes zu gewähren; niemand sollte ihn in dieser dumpfen Verzweiflung sehen. Er nahm tüchtige Mahlzeiten ein, es wurde ihm aber dennoch nicht besser zumute. Er bestieg die Plattform des Turms der Einsamkeit, doch es duldete ihn oben nicht lange. Die Worte der Königin Barana fielen ihm ein, von den Tierlein, seinen Untertanen, denen er gnädig sein sollte. Es schien nicht so, als ob er sie herrlichen Zeiten entgegengeführt hätte. König Wulldis nahm seine nächste Mahlzeit in der Bibliothek des Palastes. Er fand Trost in einer Stelle der Chronik seines Hauses. Die Chronik lag aufgeschlagen auf einem Pulte, und die Stelle war rot unterstrichen, wie mit Blut. Von dem berühmtesten unter seinen Vorfahren war die Rede. Einem Kriegshaufen, der sich der Übermacht entgegenzuwerfen zögerte, hatte der König zugerufen: „Ihr Hunde, wollt ihr denn ewig leben?“

Es war ein wahres Glück, daß Saran, ohne einen Boten seines Herrn abzuwarten, seinen Posten verlassen hatte und in der Hauptstadt eingetroffen war. Saran hatte sich immer als treu bewährt und nahm dem Könige auch jetzt die nächsten und lästigsten Geschäfte ab. Nicht zu glauben, wie schnell und befriedigend solche Handlanger diese elenden Fragen lösten, die einem Könige zu kleinlich waren. Im Handumdrehen hatten Saran und der Oberunterfeldherr, der Musiker, die Friedensbedingungen mit dem frechen Sieger verabredet; König Wulldis brauchte nur zu unterschreiben, mit seiner schwungvollen Unterschrift. Gar nicht so schlimm. Erbärmliches Geld bezahlen, die Ziffer mochte ein Rechenmeister sich klarmachen; und einige Provinzen abtreten, die die Ahnen in hundert Jahren erworben hatten. Durch Kriegsglück. Gut war's gegangen; nichts war geschehen.

Noch galt es eine Sorge abzuwenden. Saran dachte doch an alles. Um einer drohenden Hungersnot zuvorzukommen, mußte Reis und Brot zu unverschämten Wucherpreisen angekauft und mit ungeheurem Verlust dem Volke überlassen werden. Wo das Geld hernehmen? Der hungernde Pöbel konnte sich leicht empören; und gegen einen solchen Aufstand mußte das Kurdenheer durch reichen Sold willfährig gemacht werden. Wo das Geld hernehmen? Saran erklärte sich bereit, das Wunder zu vollbringen. Eine Gruppe von Finanzleuten werde die Summen vorstrecken, in jeder Höhe, natürlich nur gegen Verpfändung von Forsten, Bergwerken, Staatsbetrieben und Krongütern. Die Finanzleute seien nun einmal solche Schurken.

König Wulldis war wieder in seiner besten Stimmung. Er gab zu allen Vorschlägen seine Unterschriften und traf dann aus eigenem Antriebe eine Anordnung. Das Bild des geflügelten Kriegsgottes sollte auf den Speicher geschafft werden, das Bild des geflügelten Friedensgottes aber im schönsten und größten Tempel der Haupt-

stadt ausgestellt werden am Tage der Verkündigung des glorreich errungenen Friedens. Der Polizeimeister war beauftragt, dafür zu sorgen, daß das Volk sich freute.

Da aber die Bedingungen des Friedens und die Abmachungen mit den Finanzleuten allgemein bekannt wurden, wollte sich das Volk nicht freuen, sondern rottete sich zusammen, von gewissenlosen Rednern und hungernden Arbeitern zu Gewalttaten aufgestachelt. Man wagte es, den Friedensfürsten, den König Wulldis, für den Krieg und für die Kriegsfolgen verantwortlich zu machen.

Es ging einige Stunden lang unruhig zu im Königspalaste. Die Würdenträger des Reiches beratschlagten, ohne daß sie dazu berufen worden wären. Und wie die Nachrichten von der Straße wechselten, so wechselten auch die Maßregeln, zu denen man den König überreden wollte. Jetzt sollte der ganze Hof so schnell wie möglich entfliehen, dann sollte ein treu gebliebenes Regiment in den Pöbel einhauen; jetzt wurde ein Entwurf für die Absetzung des Königs skizziert, dann eine Ansprache an die ordnungsliebenden Bewohner der Hauptstadt von Kurdistan. Wulldis hatte keine Neigung, sich an diesem unköniglichen Wirrwarr zu beteiligen; er verbrachte den Abend, maßlos erstaunt, auf der Plattform seines Turms und nahm eine starke Mahlzeit.

Während er noch tafelte, drang von Zeit zu Zeit ein Brausen an sein Ohr wie Windesrauschen in Baumkronen oder wie das Andonnern ferner Meereswogen. Unwillkürlich blickte er nach dem Narrenturm, um von drüben zu erfahren, was das Brausen bedeutete. Plötzlich begriff er: es war ein Aufstand des Volkes, das um das Palastgebäude tobte. Wie klug, daß er sich den Turm der Einsamkeit erbaut hatte; da hatte man doch seine Ruhe.

Abe: an die Stelle der Ruhe trat schon nach wenigen Minuten eine andere Empfindung, die er Angst genannt hätte, wenn er sie an einem Sklaven wahrgenommen hätte. Bei ihm war es keine Angst, höchstens

Ungeduld darüber, daß da und dort die Diener ihre leichenblassen Gesichter zwischen den Vorhängen hervorstreckten, den Tisch nicht abräumten, den dummen Tisch mit den leckeren Gerichten, und ihren König um Schutz anzuflehen schienen. Wulldis konnte kein Wort hervorbringen. Das war eine körperliche Wirkung, die die Dienerangst auf ihn ausübte. Auf einmal stieß einer der Leute einen leisen Schrei aus. Der Ritter Hitosohn stand vor dem Könige, der Sohn des Kaufmanns. Wulldis gehorchte stumm, als der junge Ritter ihm winkte, hinabzugehen. Durch heimliche Gänge bis in die Bibliothek des Palastes, wo man unbelauscht war. Hier erst begann der Eindringling zu sprechen, mit fliegender Hast, unsicher, frech in Todesfurcht. Die Wut des Volkes und des neuen Adels, des Adels der Kaufleute, sei grenzenlos. Wolle der König sein Haus und den Staat retten, so müsse er zunächst zwei Todesurteile unterschreiben, für Saran und für den Oberunterfeldherrn, den Musiker. Wulldis schrieb willenlos, mit seiner schwungvollen Handschrift, was der Ritter Hitosohn diktierte. Übrigens seien die beiden bereits aufgehängt, an den Laternen des Palasteingangs. Und der Zorn des Pöbels werde verrauchen, wenn bekannt würde, daß der König die Hauptschuldigen selbst bestraft habe: den Kriegverlierer und den Wucherer.

„Der Morgen einer neuen Zeit ist angebrochen. Jetzt keine Phrasen mehr. Sie sind der wahre Volkskönig, der Freund des Pöbels und des Handels. Sie hatten immer die edelsten Absichten. Der alte Adel hat das ganze Elend verschuldet und muß jetzt mit seinem ganzen unermeßlichen Besitz bezahlen, was der Krieg und der Friede gekostet haben. Das Abkommen mit der hochadeligen Reichsgesellschaft wird auf die Kaufmannschaft von Kurdistan übertragen. Das fehlte gerade noch, daß man die Kaufleute nicht mitverdienen ließe. Und in der Hauptstadt muß der Reis umsonst verteilt werden. Das Volk ist zu bewaffnen, zum Schutze des Volkskönigs,

gegen die Bauernfresser vom alten Adel. Dann wird unter der Führung des jungen Kaufmannsadels und der Börse Kurdistan zu neuer Blüte auferstehen und die unerhörte Niederlage wird der Markstein werden auf dem Wege zu unerhörtem Wohlstande. Das werden wir dem Volke schon einreden."

„Allerdings," stammelte König Wulldis. „Ganz meine Meinung."

„Dann, bitte, auf den Altan des Palastes hinaustreten und zu den Leuten reden. Ich gebe die Stichworte. Und reden können Sie ja."

Immer noch wie unter fremdem Zwange begab sich der König auf den Altan, um zu seinem Volke zu reden. Unklar hatte er nur die einzige Besinnung, daß er für diese Stunde einen Arbeiterkittel hätte anlegen sollen oder die Kaufmannstracht, ein wenig abgeändert, mit unscheinbaren Abzeichen seiner königlichen Würde. Aber sein schwarzsamtenes Hauskleid schadete nicht viel. Schon nach den ersten Schlagworten, die der König dem Ritter Hitosohn nachredete, erscholl Beifall aus der Menge, die sich Kopf an Kopf, im Dunkel des Abends, vor dem Palaste drängte. „Wir wollen die alte Zeit begraben — alles durch das Volk, alles für das Volk — ich bin nur der erste Diener meines Volkes — Nieder mit den Kriegshetzern und den Wucherern." Wulldis hatte zuerst nur gedankenlos die kurzen Sätze weitergeformt, die der Ritter Hitosohn neben ihm flüsterte, eindringlich wie ein verzweifelter Spieler. Dann aber, als die ersten Töne des Beifalls antworteten, kam König Wulldis zu sich selber, hörte nicht mehr auf den Ritter und sprach in schöner Begeisterung, was ihm der Geist eingab. „Volk von Kurdistan, da habt ihr jetzt die herrlichen Zeiten, denen entgegenzuführen ich euch versprochen habe. Umsonst haben die Bauernfresser versucht, mich der hohen Pflicht untreu zu machen, die ich von meinen unvergleichlichen Ahnen ererbt habe. Die Landfresser vom alten Adel bleiben aus meiner Nähe verbannt und mögen

den Staub von ihren Schuhen schütteln, wenn ihnen das nicht paßt. In meiner Umgebung will ich nur noch die Männer der Arbeit, des Gewerbes und des Handels sehen. Was ich in schlaflosen Nächten an neuen Erfindungen des Friedens und der Freiheit erdacht habe, das werden diese Männer ausführen zum Heile der Welt, zum Ruhme der Kurden und ihres Königs. Dann wird kommen der Tag, an welchem ich euch einweihen werde in mein göttliches Königsgeheimnis, an welchem ich aufsteigen werde vor euch, über euch, mit euch bis zu den Sternen und über die Sterne hinaus, wo die Träume des Glücks und die Abgründe des Weltalls einander berühren."

Tosende Jubelrufe aus der Menge drangen herauf. Das gute Volk. Es war doch nicht so undankbar und so blind, wie Wulldis noch vor einer Stunde geglaubt hatte. Es unterschied mit dem untrüglichen Instinkte von frommen Tierlein zwischen seinem Könige und dem Verräter Saran, dem nur sein Recht geschehen war.

Da zuckte Wulldis zusammen. Der Ritter Hitosohn hatte ihm vertraulich auf die Schulter geklopft und ihn belobt. Rasch kehrte der König stirnrunzelnd in seine Bibliothek zurück, um dort in der Stille die Freude über seine schöne Rede auszukosten. Nur daß es gar zu stille um ihn wurde. Keiner seiner hohen Hofbeamten ließ sich blicken. Die Diener, die eben erst so blasse Angst verraten hatten, waren wie verschwunden. Wachen, die er nicht kannte, standen hinter den Vorhängen. Ganz recht, zu seiner eigenen Sicherheit. Warum jetzt noch? Er hatte ja den drohenden Aufruhr mit unwiderstehlichen Worten niedergeschlagen.

Irgendjemand sprach jetzt zum Volke. Am Ende gar, höchst unschicklich, von der gleichen Stelle, von welcher er selbst gesprochen hatte. Und noch lauterer Jubel antwortete, als vorher ihm selbst.

Plötzlich ertönten Hornsignale, wie im Kriege. Dann Totenstille. Und dann ein wüstes Durcheinander von

Befehlschreien und Schreckensrufen, von Mordlust und Todesangst, wie eine Schlacht sich von der Ferne anhört. König Wulldis kannte das. Er verstand nicht, aber er wurde traurig. Er wollte fragen, als der Fürst der östlichen Provinz ungemeldet in das Gemach trat. Herrisch, ohne Verbeugung. Seine ersten Worte waren: „Wir stellen dich vor die letzte Wahl. Zu Förmlichkeiten ist keine Zeit mehr. Wir Standesherren bleiben die Meister im Lande und ich bin ihr Oberhaupt. Sie haben mich dazu erwählt. Unsinn. Einerlei. Ich stelle dich vor die Wahl. Du unterwirfst dich uns ein für allemal oder du wirst abgesetzt. Wir sind keine Königsmörder. Fügst du dich nicht, so magst du im Narrenturm deine Tage beschließen.“ Der König dachte, er hätte einen bösen Traum. Er schloß die Augen; als er sie wieder öffnete, stand immer noch der Fürst vor ihm und fuhr unbarmherzig fort:

„Du hast dich überrumpeln lassen. Vom Pöbel. Von den Kaufleuten, die die neuen Standesherren werden wollen, mit Hilfe des Pöbels, auf Kosten des Pöbels. Du hast dir die Unterschrift abtrotzen lassen für die Hinrichtung der beiden armen Teufel. Uns liegt nicht viel an ihnen, aber du mußt deine Feigheit wieder gut machen. Du mußt deine Unterschrift verleugnen.“

König Wulldis schlug heftig mit dem goldenen Hammer auf die metallene Scheibe des Gongs. Niemand kam. Der Fürst lächelte nicht einmal. „Dafür ist gesorgt. Die Wache ist von unseren zuverlässigsten Leuten bezogen. Kein Unberufener wird unsere Unterhaltung stören. Du mußt dich entscheiden. Unterwerfung oder Absetzung. Sei vernünftig.“

König Wulldis wollte die Stirn runzeln; es gelang ihm nicht und mit seinem verzweifelt dummen Gesicht schaute er den Fürsten an.

Der kannte kein Mitleid; es handelte sich um mehr als um einen König. „Schlimm genug, daß es so weit gekommen ist. Nicht zum ersten Male in der Geschichte unseres Hauses. Du weißt es nur nicht. Nicht einmal

das hast du gelernt. Der Pöbel darf es nicht erfahren, aber jeden Thronerben sollte man darin unterrichten. Daß jede Narrheit in unserem edeln Hause geduldet wird, nur nicht die Narrheit der Volksbeglückung. Ich habe ihn noch gekannt, den ersten Bewohner des Narrenturms. Er wollte es mit dem Pöbel halten, wollte den Adel abschaffen. Ein Priester der sogenannten Freiheit. Er war viel klüger als du, und dennoch sind wir seiner Herr geworden. Sein eigener Bruder war der Anführer des Adels. Damals ist der Narrenturm errichtet worden, für den König des Pöbels. Dort hat er unschädlich gehaust, der Adelsfeind, und hat Mücken gefangen für die Frösche im Turmgraben. Wähle! Unterwerfung in allen Ehren oder ein abgesetzter König im Narrenturm."

König Wulldis warf sich auf die Polster nieder und stöhnte nur: „Nicht in den Narrenturm! Nicht so zu dem Manne!"

Da wußte der Fürst, daß der König keinen eigenen Willen mehr hatte, weder einen starken, noch einen kranken Willen. Er trat hart an ihn heran und legte im einzelnen die Wünsche des Adels vor, die wie Bedingungen oder Befehle klangen. Der König sollte den Fürsten zu seinem Wesir ernennen und ihm mit dem Siegel des Reiches jede Vollmacht geben; das war die entscheidende Forderung. Auch sollte der König seinen Palast niemals verlassen und keinen Menschen sprechen ohne Wissen des Fürsten. „Wir müssen uns sichern. Du darfst keinen Rückfall zu haben geruhen."

König Wulldis willigte in alles. Der Fürst hatte nichts dagegen, daß der König fortan im Turm der Einsamkeit zu wohnen beschloß.

XV.

Die Plattform des Turmes der Einsamkeit war besonders für das Behagen königlicher Mußestunden hergerichtet. In unsichtbaren Kübeln sorgsam gepflegt, wuchsen rings umher seltene Bäume und erfüllten mit

ihren süßen Düften die Luft, als stünde der Turm in einem Märchenlande. Von unsichtbaren goldenen Kettchen festgehalten, wiegten sich abenteuerliche Vögel und zierliche Affenkinder in den Zweigen und naschten auch wohl von den Früchten. Gedichtrollen und Lauten lagen zur Hand, auf einem Tischchen von rosigem Marmor lockten kristallene Krüge und goldene Becher. Das breite Steingeländer war mit den kostbarsten Teppichen behängt. Es hätte ein recht königliches Dasein werden können, wenn König Wulldis nur nicht so allein gewesen wäre.

Mit grenzenloser Sehnsucht blickte er nach dem Dache des Narrenturms. Dort sah man keine Gärten und keine Teppiche, alles war kahl und verwittert dazu, dennoch ging von irgendwoher ein Glanz und ein Schimmer aus wie von einer Erscheinung des Himmels. Waren es die fragenden Augen des weisen Bettlers? Leuchteten Sterne um sein Haupt? Oder waren es Götter, die als durchsichtige helle Schatten den alten Mann schützend umdrängten? Wiesen nicht diese Schatten mit ausgestreckten Händen wie mit Strahlen auf ihn hin? Dem Könige schwindelte. Er fürchtete, seine sonst so klaren Gedanken könnten sich verwirren. Nur kein Narr werden! Nur dem Fürsten diesen Gefallen nicht tun!

Der König setzte sich auf seinen Schemel und nahm zur Beruhigung seine Arbeit vor. Einen linken Pantoffel, einen rechten Reiterstiefel, welche der beiden Aufgaben war jetzt dringender? Da war sein Land gezwungen worden, einen blutigen Krieg zu führen. Gezwungen, gegen den königlichen Willen. Viele von den armen Tierlein, wie die Königin Barana zu sagen liebte, waren gefallen. Viele hatten ein Bein eingebüßt, das rechte oder das linke. Man hätte zählen sollen. Aber die das rechte Bein allein behalten hatten, brauchten sicherlich keinen Reiterstiefel mehr. Um so nötiger waren linke Pantoffel. König Wulldis ging an die Arbeit. Beim Nähen und Klopfen wurde sein Mut heiterer, er blieb

rüstig am Werk und hatte viel geschafft, als die Sonne sich zum Untergange neigte. Befriedigt hob er das kunstreiche Werk empor, als ob er es dem Manne auf dem Narrenturm hätte zeigen wollen.

Da störte ihn ein fester Schritt auf der Turmtreppe; der König wußte, wer allein im Palaste so aufzutreten wagte. Der fürstliche Wesir stand gleich darauf vor ihm, mit noch weniger Ehrfurcht als am Nachmittage.

„Du bist ja ganz munter. Recht so, König. Du wirst heute noch wieder König spielen müssen. Ich habe ausrufen lassen, daß du mich als deinen nächsten Verwandten zu deinem Wesir ernannt hast und daß ein dauernder Friede und Wohlstand gesichert ist. Um die Leute in gute Stimmung zu versetzen, habe ich den schlauen Tölpel, den Ritter Hitosohn, zum Münzmeister ernannt. Er wird helfen, uns den Pöbel in die Hände zu liefern. Am Ende, der alte Adel hat seine Macht auf Raub gestellt, und so wollen wir es dem neuen Adel nicht verwehren, seinen Stand auf Diebstahl und Betrug zu gründen. Wenn auch Raub vornehmer ist als Diebstahl und Betrug. Wir müssen mit der Zeit fortschreiten. Der Aufruhr ist gänzlich niedergeworfen und das gemeine Volk huldigt dem Sieger. Wie immer. Die Stadt ist festlich erregt. Sie werden deinen Turm umringen und dir ihren Dank zujauchzen. Du wirst dich ihnen hier auf dieser Plattform zeigen und ihre Rufe in hoheitsvoller Haltung entgegennehmen. Du wirst gut aussehen. Der Vollmond wird bis dahin aufgegangen sein und dich recht beleuchten. Aber du wirst zu dem Volke nicht reden. Hörst du, König, du wirst nicht reden.“

König Wulldis hatte die letzten Worte nicht mehr vernommen. Das Volk wird ihm zujauchzen! Da hatte er sich ja einen ganz tüchtigen Wesir ausgesucht. Weil er sich doch einen Vetter nennen darf, wird man seine Aufdringlichkeit eine Weile dulden, wird unter seinem Namen den übrigen Adel niederzwingen und das gute Volk zu unbekannten großen Zielen führen. Dann wird man

diesen Wesir heimschicken. Aber nur jetzt die geheimen Gedanken nicht verraten! „Ich werde die Fahne schwingen, und die Kurden werden mir folgen!“

„Hüte dich, König,“ sagte der Fürst mit schwerer Betonung. „Du wirst die Fahne nicht schwingen. Du selbst bist die Fahne in unserer Hand, in meiner Hand. Noch tragen wir deine Farben. Meine Farben sind nicht die gleichen. Hüte dich, König.“ Der Fürst verließ ihn; unheimlich verklangen seine festen Schritte.

Aber mit gehobener Kraft ging der König auf der Plattform hin und her. Einen Becher Wein. Das war die Stunde. Auf der Stelle mußte etwas Außerordentliches geschehen. Durch ihn selbst. Aber was? Aber wie? Er sah es nun ein, er selbst war nur der erhabenste von allen Menschensöhnen. Ein göttlicher Mann, ein Erdengast von drüben war nur sein alter Lehrer. Wenn der ihn jetzt hätte beraten wollen! Wulldis war nicht unbelehrbar, wahrlich nicht. Anbetend und flehend breitete er die Arme nach dem Narrenturm aus.

Und da geschah das Wunderbare, das Wulldis seit seiner Kindheit immer so sicher erwartet hatte. Ganz leise und doch bis herüber deutlich hörbar antwortete der weise Bettler: „Ja, die Stunde ist da.“ Er schien mit seinen Augen etwas Kleines zu verfolgen, von dem Rande des Narrenturmdaches bis zu der Brüstung der Plattform. Als es da angelangt war, erkannte Wulldis eine winzige Spinne von Smaragd, die einen dünnen, dünnen Faden hinter sich her zog. Der Mann betrat den Faden und schritt oder schwebte auf dem Faden gemessen daher, über die Teppiche hinweg, bis er auf dem Turme der Einsamkeit groß neben dem Könige stand.

Wulldis warf sich ihm an die Brust und rief: „Du warst mein einziger Freund! Hilf, daß ich ein rechter König sei!“

Mit himmlischem Mitleid, schon fast fremd, sprach der weise Arya: „Ich bin auf der Erde nicht mehr zu Hause. Auch wir können dem nicht helfen, der sich nicht selber

zu helfen weiß. Du bist geworden, was du bist, was du warst. Ergib dich drein. Auch du gehörst nicht mehr zu der Menschenwelt. Ein Baum schon in der Gefangenschaft des Gartens und immer noch ein Baum mit törichten Menschengedanken. Bescheide dich, ein gefangener Baum ohne Menschengedanken zu sein. Bescheide dich mit solcher Stille, bis du vollendet hast. Dann hole ich dich zu mir und zu deiner lieben Mutter Barana."

„Ich lasse dich nicht! Hilf mir mit deinen Zauberkräften! Es handelt sich um ein Großes!"

„Um ein Kleines handelt es sich, mein armes Kind. Nur um dein kleines Königtum und um die kleinen Wünsche, um das bißchen Nahrung der Tierlein in deinem kleinen Königreich. Wie willst du für sie sorgen, der du nicht einmal dir selbst ein Stück Brot erwerben konntest? Du unweiser König."

„Das kann kein König, mein unweiser Lehrer! Und jetzt wollen sie mir gar die Fahne aus der Hand reißen, mir nur den Namen eines Königs lassen. Das ertrage ich nicht."

„Gar viele Könige haben es ertragen, mein armes Kind. Stolz geziemt nur der Kraft. Auch Könige, die nicht so unkräftig waren wie du, sind nur die Fahnen ihres Landes gewesen, oft nur die Fahnen ihrer herrschenden Diener. Von Königsherren getragen, malerisch vom Winde bewegt. Von irgendeinem Winde, dessen Herren sie niemals waren. Bescheide dich. Und auch du hast ein bißchen Menschenruhm verdient. Du warst der letzte König. Du hast den Königsgedanken aus der Welt geschafft, den Königsfahnengedanken. Sie werden jetzt um die Macht ringen, die alten Fürsten des Raubes und die neuen Ritter des Diebstahls. Noch eine Weile unter den alten Zeichen. Aber ohne den Glanz und den Schimmer des Königtums. Ohne die Sehnsucht, die an der Königsfahne haftet. Die Fürsten des Raubs und des Diebstahls werden die armen Tierlein bedrücken, wie

niemals ein Königserbe seine Untertanen bedrückt hat. Bis die armen Tierlein durch eine neue Form des Unrechts zu eigener Macht gelangen, um zu erkennen, daß sie Menschen sind und dem Menschenlos der Bedrückung nicht entgehen können. Arme Tierlein! Arme Menschen!"

„Nein, nein!" schrie der König auf. „Du lehrst den Zweifel. Du bist kein Königslehrer."

„Du sagst es, mein Kind. Es gibt keinen Königslehrer. Ich war ein Narr wie du. Das war die Erde. Leb wohl."

Dem weisen Bettler wuchsen keine Flügel, aber ein Lichtkranz umhüllte ihn. Er hob die Arme und flog aufwärts wie ein gefiederter Pfeil.

„Ich komme mit! Nimm mich mit!" rief Wulldis außer sich. Als Arya aber ferner und ferner entwich, und der gute König, so wild er auch die Arme streckte, in den hängenden Gärten seiner Plattform verblieb, da warf er sich auf den Boden nieder und schluchzte und fühlte sich ganz allein.

Lange lag er so zwischen den süßduftenden Bäumen auf dem Turme der Einsamkeit. Dann hörte er ein Gewirr von Menschenstimmen näher und näher kommen. Er erinnerte sich. Sein treues Volk. Er war der König, der Beglücker eines glücklichen Landes.

Er sprang auf und trat dicht an den schönsten Teppich der Brüstung heran, ein pfauenblaues Gewirk mit dunkelroten Adern. Im Lichte des Vollmonds sah er zu seinen Füßen viele tausend Bürger seiner Hauptstadt. Wie sie jauchzten. Ein Zuruf folgte dem anderen, eine Ansprache der anderen, alle zu seinem Preise. Endlich vereinigten sich alle Stimmen wie zu einem durchdringenden Eide der Liebe und der Freude.

Die Stunde! Frei stellte sich König Wulldis auf die breite Brüstung der Plattform, vom Geiste getrieben, zu seinem Volke zu reden. In zündenden Worten wollte er Liebe und Freude mit Liebe und Freude erwidern, Treue um Treue geloben und den Kurden ein unaus-

sprechliches Heil ansagen. Kaum hatte er aber nur die Worte der Anrede gerufen, als wie auf ein gegebenes Zeichen Trommeln und Pfeifen und Zinken und Hörner einsetzten und die Ansprache übertönten.

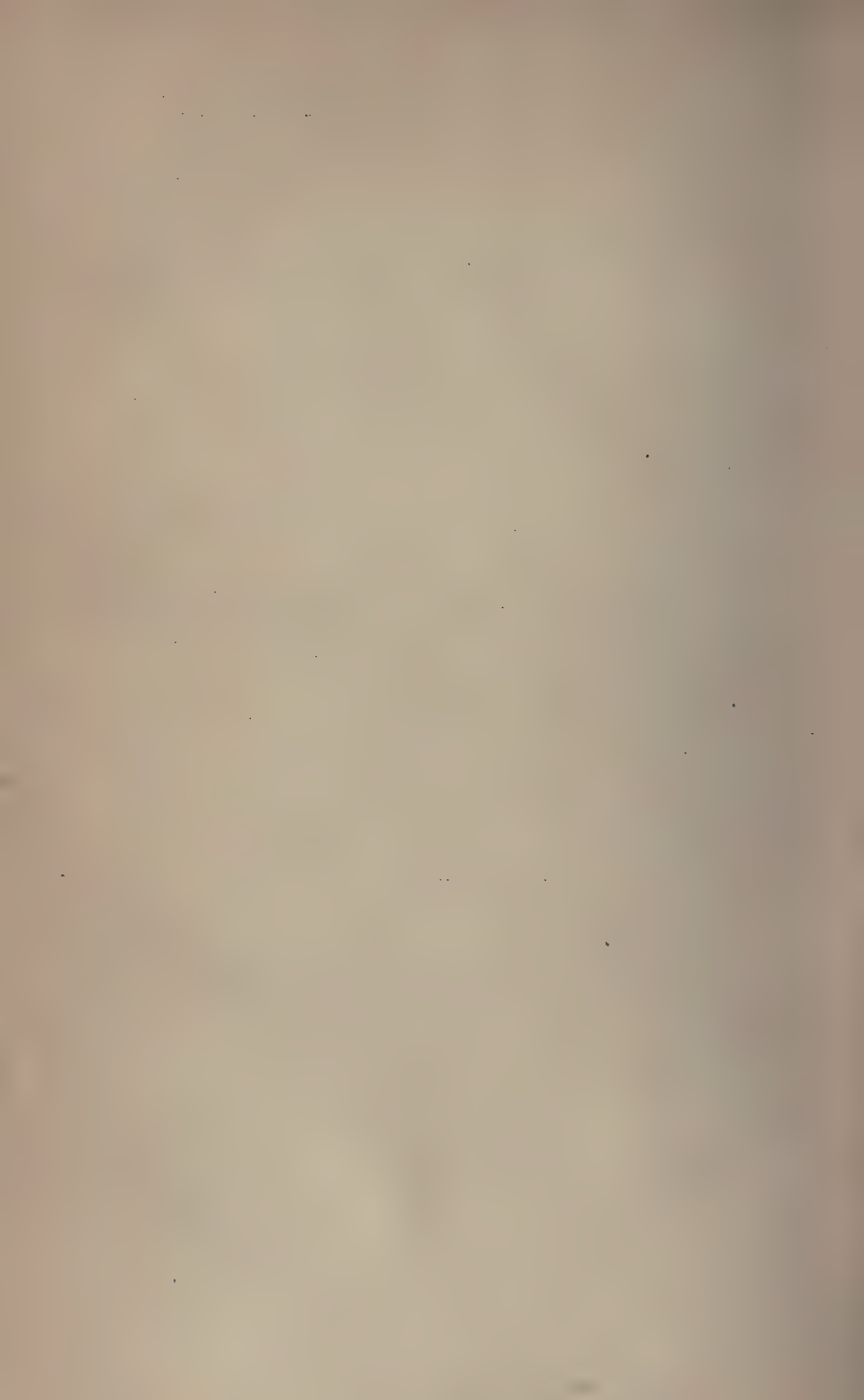
König Wulldis lachte fröhlich auf. Desto besser! Wer Wunder tun kann, der soll von Wundern nicht erst erzählen. Sein weiser Lehrer hatte es ihm ja eben vorgemacht.

König Wulldis zeigte dem treuen Volke hochaufgerichtet noch einmal sein berückendes Glaubensgesicht. Dann hob er mit einem unverständlichen Gebetworte beide Arme empor und schwang sich von der Brüstung hinaus.

Am Fuße des Turmes der Einsamkeit lag er zerschmettert. Tot.

Noch in der gleichen Stunde ließ der Fürst der östlichen Provinz seine Ansprüche ausrufen und bestieg den Thron. Das Volk jubelte ihm zu, wie es noch jedem neuen Könige von Kurdistan zugejubelt hatte.

Für Wulldis den Schönen wurde die prunkvollste Leichenfeier angeordnet.



Nachwort zum ersten Bande

Es wäre recht undankbar von mir gewesen, die Parodien „Nach berühmten Mustern“ von dieser Auswahl meiner Schriften auszuschließen; der überraschende Erfolg des Büchleins hat mir vor mehr als 40 Jahren wahrscheinlich das Leben gerettet, weil er in die schwerste Zeit meines Ringens fiel, des Ringens um mein Recht, als freier Schriftsteller zu leben. Der Erfolg war so stark, daß mir der kleine Spaß über Nacht den Zugang zu einigen literarischen Ehren eröffnete und ich die nette Aussicht hatte, zeitlebens als geschätzter Parodist ein auskömmliches Dasein zu fristen. Mein unvernünftiger Zorn gegen die Versuche der Verleger und des Publikums, mich nach diesem Erfolge zum Festhalten an der parodistischen Fabriksmarke zu zwingen, mich zu einem „Humoristen“ abzustempeln, legte sich erst nach vielen Jahren, als meine ernstesten und unzugänglichsten Werke sich durchgesetzt hatten und als der unabhängige Richard M. Meyer in einem akademischen Aufsatze, der mir begreiflicherweise gefiel, den inneren Zusammenhang zwischen meinen parodistischen Studien und meiner „Kritik der Sprache“ sehr anerkennend feststellte. In der Gesamtausgabe der Parodien (der Verlag „Union Deutsche Verlagsgesellschaft“ hat mir freundlichst den Abdruck der hier vorgelegten Stücke gestattet) habe ich einleitend schon 1897 die kleine Geschichte erzählt, durch welchen äußeren Anstoß das Büchlein entstand. Unmittelbar nach dem Attentate Hödels (im Mai 1878) hatte Berthold Auerbach in der Berliner „National-Zeitung“ seiner Entrüstung Ausdruck gegeben, in seiner schon unerträglich gewordenen Manier; in der folgenden Nacht

saßen im Café Kaiserhof einige jüngere Schriftsteller zusammen, unter ihnen Paul Lindau, die zunächst über die Entgleisung des alten Auerbach lachten, dann aber schnellfertig daran gingen, andere berühmte Schriftsteller ihre Entrüstung über den Mordversuch ebenso drollig vortragen zu lassen. Was da in später Stunde auf den Marmortischchen boshaft und lustig fertig geworden war, das war am nächsten Morgen im „Börsenkurier" zu lesen und hatte bei den Lesern dieses Blattes lachenden Beifall. Ich konnte nicht mitlachen. Ich empörte mich gegen die ganze Gattung der harmlosen Parodie; ich verlangte von der Parodie eine bitterernste Absicht. Für einen bloßen Ulk sei die alte Form zu gut. Entweder sei das Opfer ein ganzer Dichter, dann sei es ungehörig, sich über ihn lustig zu machen; oder sein Dichten sei Manier, dann müsse die Parodie zu Kritik werden und die Manier ins Herz treffen. Parodie müsse Kritik sein oder sie dürfe gar nicht sein.

Man hielt mir entgegen: Unzufriedensein wäre leichter als Bessermachen. So versuchte ich denn auszuführen, was ich gefordert hatte. Am 3. Juni 1878 erschien im „Deutschen Montagsblatte" meine erste Parodie, die über Georg Ebers, ohne den Namen des Verfassers. Ich habe das erste Attentat auf den alten Kaiser erwähnen müssen, weil es mittelbar mein pietätsloses Unternehmen herbeigeführt hat; das zweite Attentat, das von Nobiling, hätte der Sache beinahe wieder ein rasches Ende gemacht. Am Tage vor dem Erscheinen jener Nummer des Montagblattes waren nämlich zwei Ereignisse zusammengetroffen, die die Teilnahme oder die Neugier der Leute aufs äußerste erregten: der zweite und blutige Mordversuch gegen den greisen Kaiser und der Untergang des Panzerschiffes „Großer Kurfürst". In Berlin wurde damals am Morgen des Montags kein anderes Blatt ausgegeben als eben das „Deutsche Montagsblatt". Das ging jetzt am Sonntagnachmittag in unzähligen Exemplaren, als Extrablätter, in die Straßen Berlins

hinaus, in immer neuen und wirklich von Stunde zu Stunde vermehrten Auflagen. Die Menschen auf der Straße verlangten Nachrichten über das Befinden des Kaisers, verlangten die Namen der Toten und der Geretteten vom „Großen Kurfürst". Ein Nachtrag nach dem anderen wurde geschrieben, gesetzt und eingehoben; ein Aufsatz nach dem anderen mußte diesen andrängenden Nachträgen Platz machen, zuletzt auch meine Ebersparodie. In den Räumen der einzigen Zeitung Berlins, die an jenem Nachmittage in Betrieb war, war mehr zu erleben; ich werde niemals das alte Weiblein aus einem Vororte vergessen, das in einem Redaktionszimmer wartete und wartete, um an der Quelle alles Wissens zu erfahren, ob ihr einziger Sohn, ein Matrose, unter den Toten oder Geretteten zu finden wäre; aber in kleinlichem Gedächtnis ist es mir auch haften geblieben, daß meine Parodie verschwinden mußte, um Raum zu geben für eine Namenliste. Kein Mensch sprach begreiflicherweise tags darauf von meiner Arbeit; es schien ein Schlag ins Wasser gewesen zu sein. Nur weil ich im ersten Anlaufe auch die Parodien auf Freytag und Auerbach schon geschrieben hatte, erschienen sie in den nächsten Wochen. Mein erster Erfolg, namenlos. Als dann im Herbste ein dünnes Buch die Parodien sammelte, unter Nennung meines Namens, als Ferdinand Kürnberger in einer seiner „literarischen Herzenssachen" die Parodien fast leidenschaftlich anpries und mir ein glänzendes Horoskop stellte, kam es bald auch zu dem tollen buchhändlerischen Erfolge. Ich war reif geworden für das Konversationslexikon und (durch den Titel „Nach berühmten Mustern") sogar für Büchmanns „Geflügelte Worte".

Die meisten Opfer meiner parodistischen Studien kannte ich persönlich; sie nahmen die exemplarische Kritik zuerst übel auf, versöhnten sich aber recht bald; unversöhnlich blieben nur Scheffel und Hamerling; ich mußte beide höher achten als diejenigen Herren, die sich jetzt

eifrig darum bewarben, in eine zweite Folge von berühmten Mustern aufgenommen zu werden. Sollte ich meine Lebenserinnerungen fortsetzen, so werde ich mancherlei über solche Zudringlichkeiten zu berichten haben; hier möchte ich nur einen besonders bezeichnenden Fall erzählen. Ein durch persönliches Schicksal unglücklicher, nicht unbegabter, heute vergessener deutscher Dichter bat mich geradezu, ihn in der Reihe der Berühmten nicht zu übergehen; mit nicht eben tapferer Höflichkeit machte ich ihn darauf aufmerksam, daß ich just meine Lieblinge, die ich genau kannte, auch nicht parodiert hätte. „Dann, lieber Freund und Gönner, erklären Sie doch in einer Vorrede, daß Sie Keller, Anzengruber und mich nicht parodiert haben, weil wir für den Spott zu groß sind."

Ich habe mich durch keine Anerbietungen verführen lassen, später wieder solche Parodien zu schreiben, auch dann nicht, als ein neues Geschlecht von Gerngroßen exemplarische Kritik herausforderte. Ich hätte auch kaum mehr die erforderliche Munterkeit und Rücksichtslosigkeit meiner Jugend besessen. Was an Nachahmungslust in mir lebte, das tobte sich jedoch in einer verwandten alten Form aus, in der der „Totengespräche". War dort die Manier der Zeitgenossen parodierend kritisiert worden, so konnte hier ohne Bosheit, behaglich und oft huldigend, bei dieser oder jener Gelegenheit Sprechweise und Charakter von Göttern, Helden und Dichtern der Vorzeit benützt werden, um einer lebendigen Wirkung willen. Eine kleine Sammlung solcher „Totengespräche" kam 1906 im Verlage der Firma Axel Juncker heraus, deren Teilhaber damals mein Freund Gustav Landauer war. Der Verlag hat mir den Neudruck einiger Stücke gestattet; andere Totengespräche, die seitdem entstanden waren, habe ich in diesem Bande hinzugefügt. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß diese Form vor mehr als anderthalb Jahrtausenden von dem Griechen Lukianos geprägt worden ist und inzwischen unzählige

Male nachgeahmt wurde. Da ich mich aber eben auf das Gebiet der Literaturgeschichte verirrt habe, noch eine Bemerkung. Auch die Form der Parodie ist uralt. Die Behauptung eines Germanisten, ich hätte meine Parodien nach dem Vorbilde von Bret Hartes „Condensed novels" verfaßt, scheint mir also überflüssig eng zu sein; doch will ich zur Steuer der Wahrheit gern eingestehen, daß ich das lustige, amerikanisch groteske, aber doch nicht eigentlich kritische Werk von Bret Harte gekannt habe, ihm also vielleicht wirklich verschuldet bin.

Einige Gedichte, die ich auf die Parodien und auf die Totengespräche folgen lasse, wären unentschuldbar, wenn sie einer Entschuldigung bedürften. Als Schopenhauer seine „Parerga" herausgab und am Schlusse noch einige eigene Verse hinzufügte, führte er sie mit folgenden Worten ein: „Ich bin mir eines Aktes der Selbstverleugnung bewußt, indem ich dem Publiko Verse vorlege, die auf poetischen Wert keinen Anspruch zu machen haben; schon weil man nicht Dichter und Philosoph zugleich sein kann." Es sei das eine Privatsache zwischen ihm und den Teilnehmenden späterer Zeit. Wollte ich mich ähnlich äußern, wäre ich unbescheidener und vielleicht auch unehrlicher als Schopenhauer. Ich wollte in der Auswahl meiner Schriften auch mit Gedichten vertreten sein, nicht nur weil mein erstes Buch, vor bald 50 Jahren, eine Sammlung von Sonetten auf die große Revolution war. Die Geschichte dieses Erstlingsbuches habe ich in meinen „Erinnerungen" erzählt, ohne Feierlichkeit und wahrlich ohne Eitelkeit; die Distanz von beinahe 50 Jahren scheint noch nicht weit genug zu sein.

Ich muß aber bekennen, daß mein Verhältnis zur Poesie, zu der durch Zeitmaß, Tonfall und Reim gebundenen Form, durchaus nicht immer das gleiche war. In jungen Jahren schien mir die Vorstellung selbstverständlich, die wir von der Romantik übernommen hatten: Poesie ist tiefstes Leiden und zugleich der höchste Aus-

druck, dessen der künstlerisch gestaltende Menschengeist fähig ist. Später drängte sich mir oft die erschreckende Überzeugung auf, das Kleid der gebundenen Sprache sei veraltet; seinen Inhalten nach sei Dichten wirklich nur das Gericht überlegener Menschen über den Prozeß ihrer Zeit; seinen Formen nach sei Dichten nur noch ein Spielen mit den Möglichkeiten der Sprache. Und weil der Rausch des Glaubens an die stolzeste Berufung zur Kunst sich immer seltener einstellte, weil die Virtuosität des Spieles mit Worten mir gänzlich versagt war, darum entstanden mir Gedichte von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer spärlicher.

Ich habe mich für verpflichtet gehalten, meine vielen Verse fortzulassen, die in Ernst und Scherz den Gefühlen galten, die im Laufe der Kunstentartung die beliebtesten Stoffe der Poesie geworden sind. Die meisten Gedichte dieser Auswahl haben öffentliche Angelegenheiten zum Gegenstande: politische und religiöse Fragen.

So gut wie niemals habe ich den innern Zwang gefühlt, über politische Angelegenheiten des Tages zu schreiben. Um mich als dienendes Glied einer Partei anschließen zu können, war ich nicht bescheiden genug; und fühlte zu tief, wieviel Lüge in den Schlagworten und in den Kämpfen aller Parteien vorhanden und wohl auch notwendig war. Ganz fern lag es mir, im öffentlichen Leben, in einer Partei oder über den Parteien, eine Rolle spielen zu wollen und nun gar eine politische. Ich hatte von jeher als Schriftsteller zu viel Verantwortungsgefühl, was man auch Gewissen nennt, um ein handelnder Mensch sein zu können. Mein politisches Glaubensbekenntnis, wenn ich es in klare Sätze hätte fassen müssen, wäre sicherlich recht ketzerisch ausgefallen; die studentische Begeisterung für die deutsche Einheit, die sich auf der deutschen Universität Prag noch in Katzbalgereien mit den Tschechen austobte, blieb mir auch dann noch der Mittelpunkt, als ich die böhmische Frage aus der Ferne geschichtlich betrachten gelernt hatte; mein

erstes Buch war — gut oder schlecht — eine dichterische Huldigung an die weltbeglückende französische Revolution, also an die Freiheit, und diese geharnischten Sonette hatte ich 1871 verfaßt; die Freude an dem prachtvollen Menschen und vom Schicksal geschenkten Staatsmanne Bismarck warf mein politisches Programm noch mehr durcheinander. Meine Überzeugungen waren bei dem freiheitlichen und sozialen Fortschritt; aber es war eine Lust zu leben, während Bismarck die Welt zu regieren schien, und da der große Junker liebenswerter war als die mir persönlich oft nahe stehenden fortschrittlichen oder sozialdemokratischen Führer, so wurde ich zu einem ausgesprochenen Nichtpolitiker.

Diese Stellung zu den Staatsangelegenheiten änderte sich auch nicht gleich, als Wilhelm II. König von Preußen und Deutscher Kaiser wurde. Wohl erfuhr ich aus seinen Reden und aus den Urteilen meiner Freunde, daß da eine Gefahr für Deutschland emporkam: ein geistig sehr beweglicher, eigentlich über das Mittelmaß „intelligenter" junger Herr, der nur zu seinem Unheil ein Narr war, unfähig für alle ernsten Regierungsgeschäfte, eine neue Ausgabe seines Großoheims, des ebenso geistreichen wie törichten Friedrich Wilhelm IV. Das konnte aber kaum so arg werden wie 40 Jahre vorher; Bismarcks Lebenswerk, die deutsche Einheit, schien fest zu stehen und am Ende hielt Bismarck selbst das Ruder in der Hand.

Als Bismarck nun entlassen wurde, ruchlos, da war mein Zorn über den Kaiser, der das hatte wagen dürfen, sehr stark, wie bei allen Deutschen, die nicht durch verlogene Parteileidenschaft verblendet waren. Doch, tief in meine sprachphilosophische Arbeit verstrickt, blieb ich ein Nichtpolitiker. Ein Plan, Bismarcks Sturz in einem scheinhistorischen Drama darzustellen, kam nicht über einige Skizzen hinaus: Wallenstein sollte heraufbeschworen werden, wie er nach seiner ersten Entlassung, im Gefühle seiner Kraft und Unersetzlichkeit, den Sturz des Kaisers vorbereitet.

Pflichtgemäß schrieb ich gegen den Kaiser, ruhig und nicht entschieden genug, eben nur da, wo es zu meiner journalistischen Aufgabe gehörte: als er sich geweigert hatte, die Wahl Gerhart Hauptmanns für den Schillerpreis zu bestätigen, als er in einer Rede zum Jubiläum der Akademie unverständig Goethe für das Christentum in Anspruch genommen hatte; in verhältnismäßig kleinen Dingen also. Mein Zorn wuchs bis zur Unerträglichkeit, als die Zeichen sich mehrten, daß das dilettantische Gerede des Kaisers das Ansehen Deutschlands und das politische Erbe Bismarcks in Gefahr zu bringen drohe. Als diese Sorge nach einer mindestens ergebnislosen Regierung von 20 Jahren in viele Köpfe gedrungen war, hielt ich es nicht mehr für unmöglich, durch ein offenes Wort den Anstoß zu geben zur Beseitigung dieses Schädlings. Es war im November 1908, elf Jahre vor der Revolution, kurz bevor sich auch der Reichstag und Fürst Bülow gegen die unverantwortliche Rednerei des Kaisers aussprachen. Ich verfaßte unter der Überschrift „Abdankung!" einen kurzen Aufruf, von welchem ich naiv hoffte, er würde die Abdankung des Kaisers erzwingen. Ohne Revolution, ohne Drohung mit der Republik. Ich sandte den Aufruf von Freiburg aus an das meist verbreitete freisinnige Blatt Deutschlands und stellte dem Leiter anheim, meine Worte mit meinem Namen oder ohne diesen Namen abzudrucken, je nachdem er die eine oder die andere Form der Veröffentlichung für wirksamer hielte. Mein Aufruf wurde nicht gedruckt. Ich lasse ihn hier folgen, selbstverständlich ohne irgendeine noch so geringe Änderung, als eine Lebenserinnerung.

„Abdankung!"

„Es ist erreicht. Deutschland ist zum Spotte der Welt geworden. Die zwanzig Jahre seit dem Tode des alten Kaisers haben zu diesem Ende geführt.

Ein schneidiger Student, dem der Nachbar ins Gesicht gelacht hat, wird sich duellieren. Deutschland ist

kein junger Student. Ein Völkerduell ist nicht der einzige Ausweg. Nur eine Warnung an die Nachbarn soll das Wort sein: nicht zu laut, nicht zu herausfordernd zu lachen; den Furor Teutonicus nicht zu reizen.

Ernste und aufrechte Männer müssen auch das Lachen der Zeitgenossen ertragen können. Müssen auch aus dem Gelächter des Gegners lernen können. Unerträglich ist nur eins: das Gelächter zu verdienen. Wir verdienen seit 20 Jahren das Gelächter der Welt. Und das ist so unerträglich, daß jeder, ob sonst Politiker oder nicht, nach einer rettenden Tat ausblickt. Und mit seinen Gedanken vor die Öffentlichkeit treten muß, auf jede Gefahr, mit jeder Preisgabe.

Schon sind gefällige Diplomaten an der Arbeit, die Aufmerksamkeit von der Person abzulenken, die allein verantwortlich ist, — vom Kaiser. Ob dieser oder jener arme Teufel von Minister ein Versehen begangen hat oder nicht, darauf kommt es jetzt nicht mehr an. Feigheit wäre es, nichtswürdige sklavische Feigheit, nicht vom Kaiser zu reden. Und Heuchelei oder Dummheit ist es, durch eine formelle Verfassungsänderung die Wiederholung vorschneller Handlungen verhindern zu wollen. Der Kaiser wird sein Wesen nicht mehr ändern. Das Heil Deutschlands aber ist wichtiger als das Heil irgendeines Mannes.

Zwanzig Jahre lang ist nichts geschehen, nichts, nichts als Fehler über Fehler, kleine und große, verzeihliche und unverzeihliche Fehler. Auf allen Gebieten des innern und des äußern Staatslebens, in Wissenschaft und Kunst, durch Taten und durch Reden. Und seit acht Tagen droht das tödliche Gelächter der Welt uns um jede Achtung zu bringen. Deutschland muß diese Achtung wiedergewinnen, damit es leben kann. Salus populi suprema lex.

Nicht ein einzelner Fehler ist begangen worden, sondern eine Kette von Fehlern. Ihre Ursache ist das Wesen, der unveränderliche Charakter des Kaisers. Die einzige

Rettung liegt also in einer Selbsterkenntnis des Kaisers, allein in der großen, der heroischen Selbstaufopferung. Sagt er sich in diesen schwarzen Tagen: „mea culpa, mea maxima culpa" — so muß ihn die Konsequenz zu dem Gedanken an eine Thronentsagung bringen, an eine Abdankung.

Abdankung ist ein Akt der Freiwilligkeit, — insoweit menschliche Willensakte frei heißen dürfen. Darum ist die Abdankung durch keinen Zwang herbeizuführen. Unmöglich wär's ja nicht. Eine Demonstration von sechzig Millionen in einer Forderung einigen Deutschen, ein passiver Widerstand aller Beamten könnte einen solchen moralischen Zwang ausüben. Aber dann wäre die Abdankung nicht mehr freiwillig, abgesehen davon, daß eine Agitation für solche Wege wie Rebellion, ja wie Hochverrat aussehen könnte. Also weg mit jedem Gedanken an einen Zwang!

Aber der Kaiser — diesen Glauben haben wir uns durch zwanzig Jahre erhalten — ist eine großzügige, idealistische Natur. Niemand zweifelt an dem Adel, an der Reinheit seiner Absichten, an seinem Patriotismus. Für seinen König muß das Volk sich opfern. Aber im Notfalle für sein Volk der König. Es gibt heldische Beispiele aus Sage und Geschichte. Der Kaiser Wilhelm II. hatte den brennenden Ehrgeiz, sich einen Namen in der Welthistorie zu machen. Führt ihn jetzt Selbsterkenntnis zur Selbstaufopferung, zur Abdankung, so ist ihm ein tragischer Ruhm gewiß und das unverlöschliche Andenken an einen Fürsten, dessen Seelenstärke noch größer war als seine Fehler."

Freiburg i. B., 3. XI. 08.

Der Abdruck meines Aufrufs wurde abgelehnt. Er war wirklich an der entscheidenden Stelle nicht einfach stark genug, zu vorsichtig, wie Ironie fast immer Vorsicht ist.

Nichts änderte sich: nichts im Wesen des Kaisers, der sich für ein Genie hielt und doch nur ein vielfach

begabter Narr war, nichts in der Knechtschaffenheit des deutschen Volkes, das bei gutem Fortgang seiner Geldgeschäfte die Schmach nicht empfand, die ein närrischer König höher und höher häufte. Da ich die Erfahrung gemacht hatte, ein ernsthafter Aufruf zur Abschüttelung eines solchen Monarchen würde mir nicht abgedruckt werden, und eine Teilnahme an den weltfremden Bestrebungen mir befreundeter Anarchisten mir unmöglich war, erfaßte ich es endlich als meine Aufgabe, die Deutschen über das Wesen ihres Kaisers aufzuklären durch eine satirische Zeichnung: in einem morgenländischen Märchen, das jeder Härte und jeder Gerechtigkeit freie Bahn ließ, wollte ich die Psychologie des Narren auf dem Throne geben. Sechs Jahre nach dem Aufruf „Abdankung" schrieb ich das Märchen „Narr und König"; es wurde damals wieder nicht gedruckt, wieder ohne meine Schuld.

Ich empfinde es als ein Recht und als eine Pflicht, besonders diesem Märchen, ob man es nun als ein politisches Märchen gelten lassen oder es eine politische Satire nennen will, einige Worte über seine innere und äußere Geschichte nachzusenden. Es war unmittelbar vor dem Weltkriege niedergeschrieben worden und sollte im Sommer 1914 erscheinen; ich wollte das Wagnis auf mich nehmen, zu warnen, indem ich den Seelenzustand des Mannes darstellte, von welchem nach Verfassung und Tradition das Schicksal Deutschlands abhing. Da brach der Krieg aus, und ich hätte es für ein Verbrechen gehalten, in dieser furchtbaren Not, im Kampfe gegen eine Welt, eine Schrift zu veröffentlichen, die irgendwie den Entschluß zum Durchhalten hätte herabstimmen können. Ich brachte die Handschrift wieder in meinen Besitz und ließ mich natürlich nicht verführen, das Buch etwa im Auslande drucken zu lassen.

Ich weiß ausnahmsweise noch genau den Tag und die Stunde anzugeben, an dem und in der der unwiderstehliche Drang in mir wieder lebendig wurde, meinem

Verantwortlichkeitsgefühle nachzugeben und so deutlich als möglich gegen diesen unseligen Kaiser zu schreiben. Nicht eine Regierungshandlung oder eine Rede des Kaisers gab diesmal den Anstoß, sondern ein eigenes unbedeutendes Erlebnis.

Wir lebten im Mai 1914 am Mittelmeergestade, in dem schönen Portofino, ich wieder einmal unter Büchern, die ich der Universitätsbibliothek von Genua entlehnen durfte. Der Besuch des Kaisers und der Kaiserin wurde erwartet. Auf der kaiserlichen Jacht, die von deutschen Kriegsschiffen geleitet werden sollte. Das kümmerte mich nicht. Gewiß, ich wollte mir das Treiben ansehen und als ein in Portofino wohlbekannter Deutscher nicht versäumen, die deutsche Flagge zu hissen.

Am Tage des Besuchs, am 6. Mai 1914, nur ein Vierteljahr vor den Kriegserklärungen, ging es in Portofino freilich so hoch her, daß es mich bei meinen Büchern nicht duldete. Der liebenswürdige Enthusiasmus der Italiener, den man nicht Falschheit nennen sollte, zeigte sich von seiner besten Seite. Es hätte nicht einmal eines pomphaften Plakats bedurft, in welchem der Bürgermeister die Portofinesen zu Freudenbezeigungen anspornte. Auf Festlichkeiten verstehen sich die Italiener, einerlei, ob sie den Reliquien ihres Kirchenpatrons gelten oder dem protestantischen Kaiser von Deutschland. Der Pfarrer, der den Titel eines Arciprete führte, sonst bis zum Fanatismus katholisch, drückte uns noch wärmer als sonst die Hände und war berauscht von dem Gedanken, er würde dem Kaiser vorgestellt werden. Der republikanische und atheistische Landbriefträger, ein prachtvoller Kerl, erzählte mit Tränen in den Augen von dem Aufenthalte des kranken Kaisers Friedrich in Portofino und wie die Kaiserin Friedrich sich beim Aussteigen aus der Barke auf seinen, des jetzigen Landbriefträgers, Arm aufgestützt habe, da, an dieser Stelle, ecco, colla sua benedetta mano. Una Santa. Und die demokratischen Intellektuellen von Portofino, der Apotheker, der

dicke Wirt der Osteria, der Posthalter und sogar der radikale Arzt, wirkten zusammen bei der Ausschmückung des Städtchens, das ohne Schmuck so unvergleichlich schöner ist. Ein Triumphbogen trug in bunten Farben die Inschrift „Wellkommen“; der Arciprete und der Dottore bewiesen mir mit Feuereifer, „Wellkommen“ sei das richtige deutsche Wort.

Unverändert lagen in ihrem tiefen Frieden die Hügel und Berge, mit ihren silbergrauen Olivenwäldern, mit ihren Schlössern und ihren Hütten, mit ihren Pinien und Zypressen, um den engen, beinahe geschlossenen Hafen. Doch die kleine Unterstadt, die Piazza, die Lauben, alle bescheidenen Häuschen waren mit Girlanden und Fahnen und Teppichen bunt und sinnlos geschmückt, wahrhaftig wie eine deutsche Kleinstadt in Erwartung von Serenissimus. Und jetzt erschien draußen auf der Reede, plötzlich um den letzten Vorsprung herumbiegend und auch sogleich stoppend die „Hohenzollern“ wie ein weißschimmernder, schwimmender Marmorpalast.

Die erste Barkasse, von den Portofinesen mit Jubel begrüßt, brachte nur einige Hofbediente und die beiden Hunde des Kaisers. Der eine der beiden Dackel, impetuos und voreilig, wollte ans Land springen, bevor das Boot das Ufer berührt hatte; er hatte die Entfernung falsch bemessen und fiel ins Wasser. Ein symbolisches Gelächter begrüßte den symbolischen Hund.

Das Gelächter verstummte. Ein zweites Dampfschiffchen brachte den Kaiser, die Kaiserin und den Hofstaat. Durch ein sehr scharfes Glas konnte ich von meinem Gärtchen aus jede Bewegung, jede Miene beobachten. Die mit Einfachheit gepaarte Feierlichkeit, mit der der Kaiser von Deutschland als der Herr der Welt die Huldigung eines ligurischen Fleckens wie einen schuldigen Tribut entgegennahm, ein schlechter Schauspieler, nein, ich will gerecht sein — ein mittelguter, gefeierter Schauspieler. Man sah nichts als einen untersetzten, aufgereckten Menschen und gesenkte Köpfe, gebeugte Rücken. Jedes

Irrenhaus beherbergt einen Kranken, der sich für den Herrn der Welt hält. Hier, in einem Winkel der Welt, zeigte sich der Kranke, der sich für den Herrn der Welt halten muß, weil jeder, aber auch jeder, der mit ihm spricht, ihn als solchen anerkennt.

Ein armer Kranker. Mit einem Male, während die Banda die sogenannte deutsche Nationalhymne spielte, reihte sich an den Faden dieser Vorstellung all das, was ich in Berlin im Laufe der Jahre über das wunderliche Wesen dieses Thronerben vernommen hatte, sicherlich auch mancher Klatsch, manche Legende, doch zumeist vertrauliche Berichte, bei Wein oder Bier von Männern ausgeplaudert, die ihn hatten sprechen dürfen, die ihn also gewiß ebenfalls als Herrn der Welt anerkannt hatten, in der alten Hofsprache, in der neuen Hoftracht. Mit einem Male kam mir die schreckliche Tatsache zum Bewußtsein, daß dieser aufgereckte Mensch die Distanzlosigkeit hatte, einen Bismarck den Handlanger seines Hauses zu heißen, die Macht hatte, diesen Fürsten Bismarck fortzujagen; daß der Mensch mit solcher Macht und mit so elendem Distanzgefühl imstande war, das Werk Bismarcks aufs Spiel zu setzen, wenn sein Größenwahn durch Widerspruch gereizt wurde, durch Widerspruch im Auslande, wo andere Nachahmer von Alexander dem Großen und Napoleon auf Thronen und Präsidentenstühlen saßen, nicht eben Kranke wie er, aber doch wohl angesteckt von der Krankheit der Machtsucht.

Wieder, wie bald nach der Entlassung Bismarcks, sah ich im Geiste die Tragikomödie: ein Riese wird von einem Narren gefällt. Damals — 1890 — hatte ich eine satirische Tragödie begonnen, Wallenstein, der an seinem undankbaren Herrn Rache nimmt. Die Arbeit war liegen geblieben. Jetzt am 6. Mai 1914 faßte ich den bescheideneren Plan, gewissermaßen im Dienste von Bismarcks Andenken, die Seele eines Narren und Königs darzustellen, wie ich sie sah. In einem Märchen, weil es mir so gefiel, vielleicht auch, weil ich nur so hoffen durfte, die psycholo-

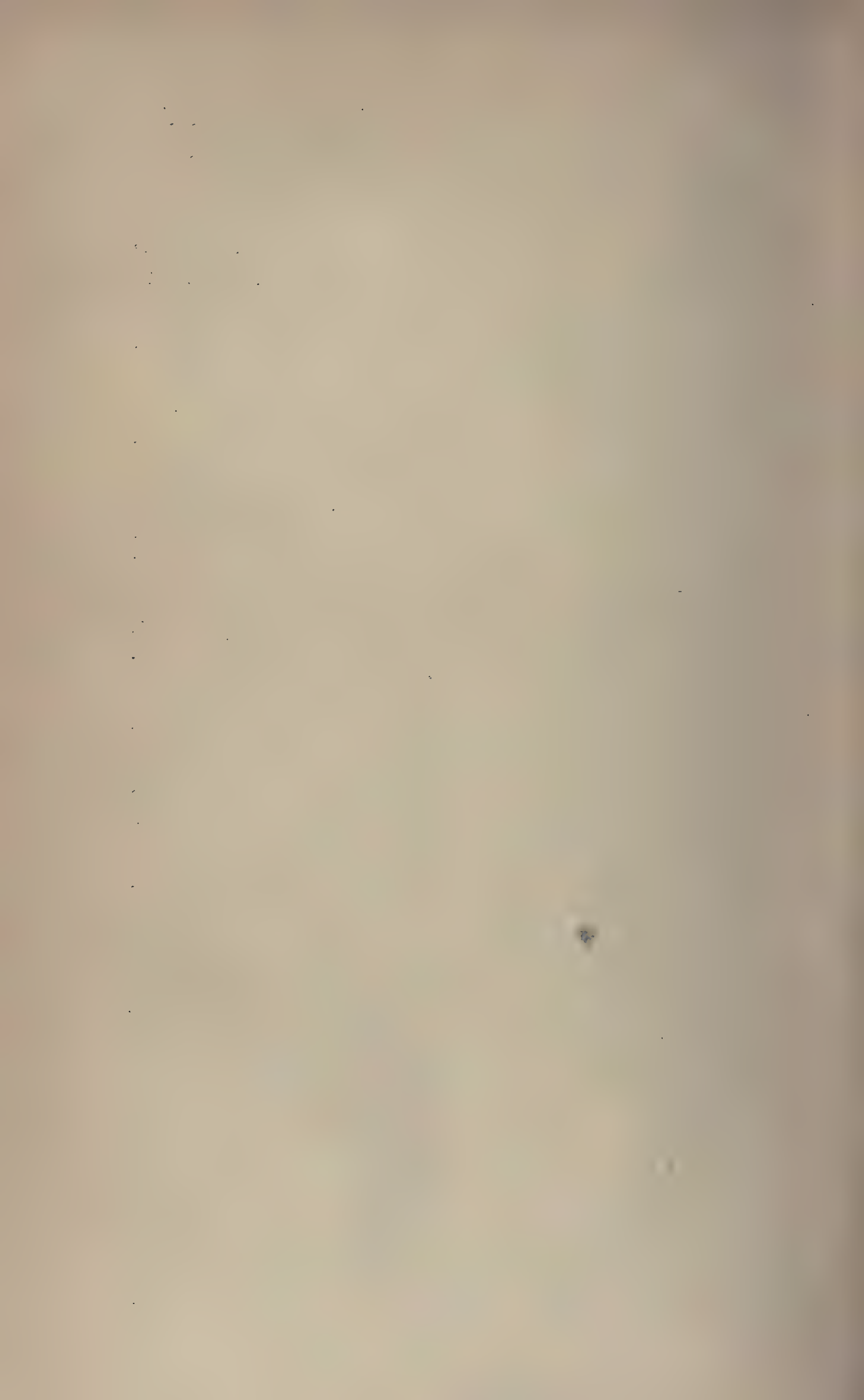
gische Studie in Deutschland drucken lassen zu können. Unverschleiert wäre das Bild ohne Zweifel verboten worden; im Schleier des Märchens sollte es die Hüter der alten Ordnung täuschen.

Schon sechs Wochen nach der Heimkehr war die Erzählung druckfertig, ein Verleger schien bereit, der tapfere Verlag des „Simplicissimus", da brach — wie gesagt — der Krieg aus. Es war zu spät zu einer Warnung vor dem Narren, der ein König war.

Zu sich selber hat man keine Distanz, auch nicht zu seinen eigenen Schriften. Ich weiß also nicht, ob es einer Entschuldigung bedarf, daß ich das Märchen heute, viel zu spät, doch herausgebe. Als Warnung kann es keinen Nutzen mehr bieten; und ob es einen künstlerischen oder einen psychologischen Wert habe, darüber werden andere ihr Urteil abgeben. Ich muß das wohl glauben, da ich die Handschrift sonst bei anderen Handschriften verstocken ließe.

Ich gebe das Märchen jetzt heraus, weil meine Darstellung, vor fünf Jahren eine Anklage und eine Warnung, heute, wo man allgemein „umgelernt" hat und den Kaiser vielfach ungerecht als einen Bluthund schildert, als ein gerecht abwägendes Urteil wirken könnte. Wenn unser eigenes Leid nicht so groß wäre, wir müßten Mitleid empfinden mit dem tragischen Lose des unseligen Mannes.

Aber, so wird man vielleicht sagen, das hätte ich besser in einer geschichtlichen und charakterologischen Abhandlung versuchen sollen und erreichen können, als in einem Märchen. Vielleicht doch nicht. Geschichte und Charaktertypen sind so unbestimmte und so unbestimmbare Dinge, daß man der heiligen Wahrheit durch die Phantasie eines Märchens vielleicht näher kommt, als durch nüchterne scheinwissenschaftliche Abstraktion.



Inhalt des ersten Bandes

Seite



